

Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte

herausgegeben von

Karl Lamprecht

Fünfundzwanzigstes Heft

Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert

Von Walter Fränzel

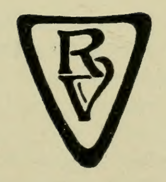
Leipzig 1914

R. Voigtländers Verlag

Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert

Von

Walter Fränzel



Leipzig 1914
R. Voigtländers Verlag

Diese Arbeit erscheint gekürzt zugleich als Dissertation.

Inhalt.

Seite

§ 1. **Prinzipielle Einleitung** . . . . 1—7

Übersetzen, wie jede in der Menschheit erbliche Tätigkeit Teil des objektiven Geistes, von jeder Generation in für sie charakteristischer Weise behandelt und beurteilt; andererseits, als mehr oder minder berufsmäßige Beschäftigung ihren Träger in einen ihr eigentümlichen Vorstellungs- und Empfindungszusammenhang versetzend, mithin einen bestimmten Typus Mensch realisierend. Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert danach ein Beitrag 1. zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts, 2. zur Phänomologie und Charakterologie des Übersetzens.

§ 2. **Nach dem Dreißigjährigen Kriege** . . . . 8—24

Rückblick auf das 17. Jahrhundert. Übersetzen aus Bedürfnis. Übersetzen im Dienst sprachrechtfertigender (Opitz, Gottsched) und deutschübender Bestrebungen (Sprachgesellschaften — Herder). — Verachtung aller Poesie, also auch übersetzter, um die Wende des Jahrhunderts. Zeitalter der »Nebenstunden«. — 1. Gelegenheitsdichtung schließt Übersetzen aus; wo Improvisieren nötig ist, nützen auswendig gelernte Verse nichts. 2. Übersetzen noch keine Kunst, Ehrgeiz aber der herrschende Affekt der Zeit. — Übergang von der galant-höfischen zur vernünftigen Dichtung, Übersetzen von »schönen Stellen«. Ansätze theoretischer Erwägungen.

§ 3. **Aufklärung** . . . . 25—57

1. Übersetzen Angelegenheit mitteilungseifriger Volksbeglücker (Thomasius, Gottsched). Überwindung falschen nationalen Schamgefühls und anderer Vorurteile gegen das Übersetzen. Nutzen und beste Methoden des Übersetzens, ein Hauptthema der Crit. Beyträge. Venzkys Bild eines geschickten Übersetzers 1734. Oberster Grundsatz: Nützlichkeit des Inhalts (eventuelles Verbessern, Anmerkungen). Bibelübersetzer. 2. Übersetzen Gegenstand ästhetischer Kritik: Ähnlichkeit mit dem Original als das Wesentliche einer Übersetzung erkannt. Treue in Äußerlichkeiten, Treue dem Inhalt gegenüber. Entstehung der Kategorie: »Freie Übersetzungen«. Forderung, aus dem Urtext selbst zu übersetzen. Die Schweizer. Übersetzung des verlorenen Paradieses. Kritik der Übersetzungen Amthors und Neukirchs. Begeisterung des Übersetzers. Breitingers Definition. Treue = Porträtähnlichkeit. Einfluß Drydens.

Seite

Spätere Spuren bei Heß und Lange. — In der Hitze der Diskussion geben die Gottschedianer den Schweizern zu, daß erst die Konfrontation einer Übersetzung mit dem Original über ihren Wert entscheide. Die »ungetreuen Schönen« verabschiedet.

§ 4. Mauvillons Lettres Germaniques . . . . 58—71

Deutschland trägt zur internationalen Literatur weniger bei als die anderen Nationen. Demütigung des deutschen Selbstgefühls durch Mauvillons Briefe 1740. 1. Alle deutsche Literatur Übersetzung. 2. Alle deutschen Übersetzungen schlecht. — Wirkung der Briefe auf 1. Gottsched, 2. die hällischen Bemüher, 3. die Bremer Beiträger, 4. die Schweizer. — Seitdem zwei Richtungen: 1. Zurückdämmung fremden Imports, Förderung einheimischer, vom Auslande unabhängiger Produktion und Übersetzen deutscher Leistungen in fremde Sprachen zum größeren Ruhme der deutschen Literatur (Chauvinismus). 2. Hebung des Geschmacks, der Bildung und der Moral im deutschen Publikum, gleichgültig, ob durch eigene oder ausländische Schriften (Patriotismus).

§ 5. Verfall des Übersetzens . . . . 72—100

Zeitliche Begrenzung: 1741—1767 (83). Der Aufschwung der deutschen Literatur in den 40er Jahren macht das Übersetzen auch vom Standpunkt der Patrioten überflüssig. Die (chauvinistische) Gegenpartei wird durch die um ihre Existenz kämpfenden Schriftsteller verstärkt. Quantitative Zunahme des Übersetzens und ihre Gründe. Abnahme der Qualität. Zwei Gründe: 1. Lossagung der Begabteren vom Übersetzen. Die Kritik im Bunde mit ihnen, von den Literaturbriefen im Namen der großen Toten, von den Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Namen der Originalität geführt. Vermittelnde Stellung der Allgem. Dt. Bibl. 2. Demoralisierung des Literatenstandes durch wirtschaftliche Mißstände. Das Honorar als die Ursache der Übersetzerwut. Schädliche Folgen des Verlagsrechts: 1. T r e u e Übersetzungen als Nachdruck des Originals, 2. bessere zweite Übersetzungen als Nachdruck der ersten Übersetzung angesehen. — Zusammenfassende Schilderung des Übersetzerelends in Nicolais Sebaldus Nothanker. — Klägliches Verhalten der Übersetzer, illustriert an einigen Vorworten.

§ 6. Ausgehender Individualismus . . . . 101—122

Verschärfung des Gegensatzes zwischen originaler und Übersetzungsliteratur durch Entdeckung der Relativität des Geschmacks. Übersetzungen Organe eines zunächst oberflächlichen Interesses für andere Völker (d'Alembert, Hottinger). Die Allgem. Dt. Bibl. Stellung zum Übersetzerelend. Gegen die Haarklauber. Ermunterung der Übersetzer. Übersetzerstolz. Theorie: Ältere Forderungen: korrektes, schönes Deutsch; Verständlichkeit, Verbessern; Nützlichkeit des Inhalts, Anmerkungen. Fortschritt: Trennung des Individuellen und Nationellen, aber zugunsten des Individuellen.

Seite

§ 7. **Geniezeit** 123–145

Trennung des Individuellen und Nationellen, aber zugunsten des Nationellen. Tiefes psychologisches Interesse für das verschiedene Genie der Völker, das sich besonders in Poesie und Sprache ausdrückt. Vorläufer: Gerstenberg (vertritt die neue Richtung in besonders günstigen Fällen) und Hamann (zieht noch keine Konsequenzen fürs Übersetzen). Für Herder Übersetzen zunächst nur Mittel, zu einer neuen Originalliteratur zu gelangen, später Werkzeug der Völkerpsychologie. Vorbedingung: Treue vor allem gegen Melodie und Rhythmus als den Trägern gefühlsmäßiger Elemente. Übertreibungen Vossens und anderer. Schließlich Treue gegen Eigentümlichkeiten der fremden Sprache als den verräterischsten und ausdrucksvollsten Merkmalen des Charakters eines fremden Volkes. Übersetzen im Prinzip unmöglich. — Vorsichtige Annäherung der führenden Originaltalente. Übersetzen Selbstzweck.

§ 8. **Deutscher Universalismus** 146–154

Ausleben politischer Triebe auf geistigem Gebiete. Rückblick auf die durchlaufenen Stadien des Verhältnisses zum Ausland. Zurückdämmung des Imports, d. h. des Übersetzens. Alte deutsche Literatur und Mythologie gegen die fremde ausgespielt. Beförderung der deutschen Ausfuhr. Allgemeines über das Übersetzen aus der eigenen in fremde Sprachen. Jene Vertriebsweise als unwürdig empfunden. Die Ausländer sollen sich selbst die Mühe nehmen, oder noch besser: Deutsch lernen.

§ 9. **Hottinger, Maaß, Campbell, Tytler** 155–172

Popularisierer herderischer Gedanken unter Anwendung auf die von Herder vernachlässigte Praxis, d. h. aber Rückfall in den Rationalismus. J. J. Hottinger gegen Übersetzerwut und Lohnübersetzer. Nutzen des Übersetzers. Erziehung der Übersetzer. Neu bei ihm: »Heterokosmie« der Zeiten und Völker ist wie bei Herder mit zu übersetzen. Übersetzersprache. Idiotismen übersetzen auf Kosten der Reinigkeit. — Tytler »The Principles of Translation« (= Löbels Grundsätze der Kunst, zu übersetzen, 1793). Campbell »Chief Things to be attended to in translating«. Alt: »Verbessern«. Neu: Stilunterschiede, Geist der Dichtungsformen. Maaß-Halle im Nachtrag zum Sulzer 1795, im ganzen aufklärerisch (Hauptregeln).

§ 10. **Romantik** 173–188

Die junge Generation Epigonen der Dichtung (»Übersetzertalente«). Übersetzen galt nun als Kunst, nicht mehr ehrenrührig und nicht mehr unnational. Romantischer Charakter zum Übersetzen prädisponiert: Entfremdung, Einfühlung bis zur Aufgabe der eigenen Persönlichkeit. Schließlich auch sie Subjektivisten und voll von Mitteilungseifer. Keine Praktiken trotz der großen Praxis. Gründe dafür. Reine Spekulation und gelegentliche Äußerungen im Anschluß an die Praxis: 1. Selbstverständliche Unterordnung der eigenen Individualität unter die des freiwillig gewählten Autors. 2. Forderung der Kongenialität oder,

Seite

wenn diese fehlt, der künstlichen Einfühlung. 3. Darüber hinaus freier Spielraum für das beste Vermögen des einzelnen. Übersetzungen individuelle Leistungen. Übersetzerstolz. Alle Versuche, gemeinsam zu übersetzen, scheitern. Geschichte der Schleiermacher - Schlegelschen Plato-Übersetzung.

§ 11. Novalis, Schleiermacher, Humboldt, Goethe . . . . 189—223

Novalis (Blütenstaub 68). Grammatische, Verändernde, Mythische Übersetzungen. Interpretation. — Schleiermacher »Über die verschiedenen Methoden des Übersezens« 1813. Geschichte der verschiedenen Methoden vor Schleiermacher. Dolmetschen, Paraphrase, Nachbildung, zweierlei wahres Übersetzen. Übersetzerdeutsch. Nachfolger: Boeckhs Rezension, Herodot auf gut Lutherisch. Forderung einer Übersetzungswissenschaft. Geschichte der Beziehungen zwischen Sprachwissenschaft und Übersetzen. Leibniz, Michaelis, Heyne, Humboldt. Übersetzen schier unmöglich, aber doch wichtig. Goethe: Konstruktion einer Stufenfolge des Übersetzens bei ein und demselben Werke. Politische Rolle des Übersetzens.

§ 12. Schlußbetrachtungen . . . . 224—232

Stete Entwicklung gewisser theoretischer Begriffe (Treue, geistiges Eigentum u. a.), periodischer Wechsel prä- und postoriginalen Übersetzens. Charakterisierung der einzelnen Epochen.



§ 1.

Prinzipielle Einleitung.

Mit der Wendung, welche die Geschichtsschreibung von der Aufzählung konkreter Leistungen und der Lebensbeschreibung großer Männer zur sympathetischen, tief eindringenden Schilderung des Denkens, Dichtens und Trachtens, auch des Geringsten, der noch Menschengesicht trägt, genommen hat, haben frühere Themen, die schon erschöpft und erledigt schienen, eine ganz neue Behandlung erfahren, und sind zu den früheren eine Fülle neuer Fragen, die noch der Antwort, Aufgaben, die noch der Lösung harren, getreten. So begnügt sich der Kunsthistoriker nicht mehr mit der Entstehungsgeschichte und der Beschreibung der berühmten Kunstdenkmäler, ja schon nicht mehr mit dem Verzeichnis der Stilmerkmale und dem Nachweise ihrer Herkunft, sondern sucht hinter den Erscheinungen das wirkende Agens, den Künstler und liest aus der Form und den Zügen seiner Werke die innere Stimmung heraus, in der er diese Werke schuf. So genügt es dem Historiker der Philosophie nicht mehr, die großen Systeme auf wahre und falsche Bestandteile zu analysieren und die Fortschritte der menschlichen Erkenntnis festzustellen; vielmehr interessiert es ihn, zu wissen, welche Partien des Weltalls und des menschlichen Daseins jenen Denker oder jene ganze Zeit vornehmlich beschäftigt haben, und was das für Menschen gewesen sein müssen, die über Gott und Mensch in einer Weise geurteilt haben, wie wir sie aus ihren Schriften entnehmen, von unserm Standpunkt aus aber nur schwer begreifen können. So ist es auch dem politischen Geschichts-

schreiber nicht genug, Schlachten, Friedensschlüsse, Bündnisse und andere weltbewegende Ereignisse herzuzählen und allenfalls pragmatisch eins aus dem anderen abzuleiten; er unternimmt es seinerseits, Volksheer und Söldnerwesen, Ritterleben und Kondottierentum, nationale, Kabinetts- und Hauspolitik als Äußerungen verschiedener Anschauungen von Volk und Staat und dem Wert des einzelnen, als Zeichen abenteuernder Wildheit, schlauen Calculs oder nationaler Empfindung aufzufassen und zu deuten. Als wahrer Gegenstand der Geschichte erscheint immer deutlicher der Mensch, der Natur und Menschheit, Außen- und Innenwelt wahrnehmend, denkend, empfindend, wollend und handelnd irgendwie und immer wieder anders auf sich bezieht, oder um es mit einem umfassenden Worte zu sagen, alle Dinge als Werte und Glieder eines Systems von Werten beurteilt. Nicht dasjenige ist Teil meines Wesens, was durch meine Handlungen faktisch entsteht, da es außer von mir von tausend Zufällen und Bedingungen abhängig ist, sondern dasjenige, was ihnen in meinem Bewußtsein und meinem Willen vorausgeht, mein intellektuelles und emotionales Verhältnis zu den Dingen, die ich durch jene Handlungen irgendwie beeinflussen oder ändern will. Das Ergebnis meines Tuns wird wichtig erst für den anderen und nächsten, der es als fertiges Bestandstück seiner Umwelt vorfindet, mit dem er seinerseits zu rechnen hat und das er auf seine eigene individuelle Weise bemerken und beurteilen wird. So daß man also sagen kann, daß jede Geschichtsschreibung, die nicht wenigstens prinzipiell Gesinnung und Tat zu scheiden wußte, den Fehler beging, Satz für Satz die Verba auf die falschen Subjekte zu beziehen, oder, was dasselbe ist, im Aktivum erzählte, wo das Passivum durchaus das gegebene war. Es sind seltene Ausnahmefälle, wo man den Erfolg einer Handlung als Werk und Eigentum des Handelnden bezeichnen und aus ihm ohne weiteres Schlüsse auf diesen ziehen darf. Es sind die Handelnden dann immer überragende Persönlichkeiten, deren Taten sich innerhalb des geschichtlichen Milieus ähnlich selbständig und »willkürlich« ausnehmen, wie die Königsgärten Lenotres von

der umgebenden Natur unabhängig erscheinen, oder der Schöpfer bildet nicht, wie der Staatsmann und der Erzieher, in sprödem widersetzlichen Material, sondern als Denker und Künstler frei und unwidersprochen in den leeren Raum hinein, mischt seine Farben nicht auf der schon farbigen Erde, sondern malt sie auf die weiße Fläche des Himmels. Dann freilich kann man ihn wie den Baum an seinen Früchten erkennen. Aber das meiste Menschenwerk unterliegt viel zu sehr Einflüssen des Bodens und der Witterung, und die unerlaubte Verallgemeinerung dieser Methode hat nur deshalb weniger Schaden angerichtet, als man denken sollte, weil man sich in der Geschichtsschreibung bisher eben meist auf solche Ausnahmefälle, bei denen sie allein möglich war, beschränkt hat. In ihnen mag sie auch weiterhin zugelassen werden, und es sei keinem benommen, die Natur als Werk Gottes und die Gestalten und Schicksale der Shakespeareschen Dramen als Kinder seines Geistes zu betrachten, aus jener Gottes Allmacht und väterliche Güte und aus diesen Shakespeares Menschenkenntnis und dichterisches Genie zu erkennen. Beide waren eben ungewöhnlich schöpferische Geister, und doch haben wir auch auf sie schon die andere Betrachtung anzuwenden begonnen, sehen in der Natur nicht mehr in erster Linie einen Effekt Gottes, in jenen Dramen nicht bloß Produkte Shakespeares, sondern studieren das praktische und theoretische Verhalten der Menschen der Natur gegenüber, Naturerkenntnis und Naturgefühl verschiedener Zeiten und Völker, und schreiben Bücher über das Nachleben Shakespeares, über Shakespeare und den deutschen Geist, betrachten Natur und Shakespeares Werke als Objekte des mit Intellekt, Phantasie, Gemüt, Willen oder Tat auf sie wie auf jeden Eindruck irgendwie reagierenden oder sie beurteilenden Menschen.

Sieht man näher zu, so schichten sich alle dramatis personae in Übergangsstufen von reinen Objekten zu reinen Subjekten. Reine Objekte sind Natur mit Sonne, Mond und Sternen, Tag und Nacht, Sommer und Winter, die Erde mit Bergen, Strömen und Meeren, Gewitter, Regen und Erdbeben, Steinen, Pflanzen

und Tieren, auch noch der Mensch physisch mit seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, ethnologisch mit seiner Verteilung über die Erde in Rassen, Völker- und Sprachgemeinschaften. Alles dieses kann beurteilt werden und ist in Religion, Wissenschaft, Dichtung und praktischem Verhalten tausendmal und tausendfach beurteilt worden, enthält aber selbst keinerlei Urteil. Reine Subjekte, die nur urteilen, ohne selbst beurteilt zu werden, gibt es nur bedingt. Denn jeden, den wir als solches bezeichnen, machen mindestens wir zum Objekt unseres Vorstellens, und Vorstellen ist schon Beurteilen, wenn auch in der primitivsten Form. Einigermaßen unter die reinen Subjekte gehören indessen die einzelnen, nicht weiter hervorragenden Menschen aller Zeiten, vor allem das Publikum der Gegenwart, sofern man nur bei jedem von dem Urteil seiner mehr oder minder zahlreichen Bekannten über ihn, das den Historiker nicht interessiert, absieht. Mitten innen zwischen reinen Objekten und reinen Subjekten, und zwar bald jenen, bald diesen näher, steht alles Menschenwerk, einmalige Taten, dauernde Einrichtungen, Schriften und Werke der Kunst, aller objektiver Geist also und, worum es uns hier vornehmlich zu tun ist, auch alle Arbeiten und Berufe, Beschäftigungen und Tätigkeiten, seien es ständige oder vorübergehende. Denn welcher Art sie auch sind, mag man an Jagen, Pflügen und Fischen, oder an Wandern, Kriegführen und Häuserbauen, oder an Herrschen, Richten und Erziehen, oder Handeltreiben, Sprachenlernen und Übersetzen, oder was es auch sei, denken, jede Tätigkeit der Menschen ist nicht allein selber ein Urteil, das zumeist auf Unvollkommenheit und Reformbedürftigkeit des irdischen Zustands lautet, sondern wird auch von den an ihr aktiv als Träger oder passiv als vielleicht nur Zuschauer Beteiligten bemerkt, erlebt, verwendet und, je nachdem, als zweckmäßig oder sinnlos, angenehm oder beschwerlich, jedenfalls sehr verschieden gewertet und beurteilt.

In Wahrheit: Tätigkeiten, wie Jagd und Krieg, Rechtsprechung und Erziehung, Handel und Verkehr gehören gleich den großen Zufälligkeiten des irdischen Zustandes, als da sind der Gegen-

satz von Mensch und Tier, Mann und Weib, alt und jung, arm und reich, hoch und niedrig, Volk wider Volk und Sprache wider Sprache einerseits und wie andererseits aller objektiver Geist im engeren Sinne: Homer, Polygamie, Christentum und Luftschiff, als die wichtigste dritte Gruppe unter die eindrucksvollen Erlebnisse, großen Sensationen und ewigen Gesprächsthemen der Menschheit, die in jeder Zeit und bei jedem Volk ihren besonderen Klang haben und an denen alle Jahrhunderte, alle »Dialekte« der Menschheit auf ihre Weise — Plato würde sagen: μετέχουσι — teilnehmen. Sie haben wie die Bücher ihre Schicksale, entstehen, weil sie notwendig sind, und erhalten sich, weil sie angenehm beschäftigen, werden bald in dieser, bald in jener Absicht betrieben, gelten bald als vornehm und bald als gemein und verächtlich; sie werden geläufig, wie dem Kinde sein Spielzeug, werden Sache der Mode, der Gewohnheit, des Ehrgeizes, Spiel, Zeitvertreib, bloßer konventioneller Schmuck, sie greifen um sich, bürgern sich ein, vererben sich und führen fortan eine halb selbständige Existenz, einzelmenschlicher Einwirkung, einzelmenschlichem Besserwissen beinahe wie die Natur entzogen.

Doch nur um so lebhafter wird die ewige Debatte, und sie beschränkt sich nicht auf die in Frage stehende Tätigkeit. Hinter jeder Tätigkeit steht der Zustand oder Mißstand, dem abzuhelfen sie da ist; fast jede Tätigkeit verbindet ihren Träger mit anderen Menschen oder Gruppen von Menschen, ist an bestimmte Eigenschaften und Begabung gebunden, hat es mit besonderem Material, mit besonderen Werkzeugen und Hilfsmitteln zu tun, kurz, ist belastet mit einer ganzen Reihe von Vorstellungen und Eindrücken, die zumeist sogar erst durch diese Tätigkeit hervorgerufen werden, außer ihr oft nur für den vorsätzlich sein Bewußtsein absuchenden Philosophen existieren. In solchen Debatten über wichtige Tätigkeiten der Menschen tritt mithin ein gutes Stück menschlichen Seelenlebens zutage, und ihre Aufzeichnung muß eine Hauptaufgabe der höheren Geschichtsschreibung sein. Nicht jede Tätigkeit ist geeignet hierzu. Es genügt nicht, daß für sie in der Sprache

ein besonderes Wort existiert, sie muß wirklich historisches Individuum, historische Person sein, soll das empirische Paradoxon »Duo si faciunt idem, non est idem« nicht zur Banalität werden. Wollte jemand etwa die Geschichte des Spazierengehens oder des Vorlesens schreiben, so würde er bestenfalls eine amüsante Rahmenerzählung liefern, üppige Anmerkungen zu einem schmalen, lose verbindenden Text vorlegen, und er würde mit mehr Recht als Schiller A. W. Schlegels Spott verdienen: »Dem fällt bei Glocken vieles ein.« Solche Tätigkeiten können nicht Gegenstand einer Geschichte werden. Es wird verlangt, daß die Tätigkeit, die Held einer Geschichte sein soll, durch notwendige Vorkenntnisse, Begabung oder Liebhaberei einander ähnliche Menschen unter noch ähnlichere Bedingungen und in eigenartige Verhältnisse zu möglichst bedeutenden Objekten versetze, und daß sie selbst zu einer unausrottbaren, aber umstrittenen Gewohnheit, daß sie Substanz, Milieu, absolut geworden, kurz, daß sie Objekt des menschlichen Urteils geworden ist.

Ohne Zweifel ist das Übersetzen eine Tätigkeit von der geforderten Art. So lange es verschiedene Sprachen gibt und dieser Zustand als mißlich empfunden wurde, nach biblischer Überlieferung also seit dem Turmbau zu Babel, ist übersetzt worden, ist der Dolmetscher, der Übersetzer einer der bekanntesten Typen in der menschlichen Gesellschaft, ist auch die Diskussion über Wesen und Wert des Übersetzens nicht zur Ruhe gekommen. Wer übersetzt, macht sich zum Vermittler zweier durch die Sprache getrennter Völker, er bewirkt eine geistige Einwirkung meist eines fremden auf sein eigenes Volk. An dieser Vermittlung nimmt er mit ganzer Seele teil, erlebt sie, erlebt mehr als andere den Unterschied der Völker, erlebt das Wesen des Fremden wie des Heimischen, erlebt schließlich alle Vorstellungen, die sich Völker voneinander machen, alle Gefühle, mit denen sie sich gegenüberstehen. Den Beruf der literarischen Vermittlung teilt er mit Buchhändlern, Editoren und Sprachlehrern, aber an Intensität des Erlebens kommen ihm höchstens Interpret und Schauspieler

gleich. Ihm sind bekannt alle Freuden und Leiden des Kaufmanns, der fremde Ware einführt: den man bald lobt, daß er seinen Mitbürgern so gute und unverdorbene Ware mitteilt, bald tadelt, daß er die einheimische Industrie schädige oder gar dem Selbstgefühl seines Volkes zu nahe trete. Doch vor allem genießt er, was die Mitteilung geistiger Güter von der Mitteilung materieller Erzeugnisse unterscheidet: das Expansive, ins Unendliche zu Vervielfältigende, das ewig Rätselhafte der Begriffe: geistige Urheberschaft, geistiges Eigentum, geistiger Diebstahl und geistiges Gemeingut. Es ist ein ziemlich genau umschriebener Komplex von Erlebnissen, die allem Übersetzen innewohnen; diese Erlebnisse sind es in Wahrheit, die in aller Diskussion über das Übersetzen Gegenstand des Interesses und Objekt der Beurteilung sind, und diese Urteile machen weit mehr, als es die auf den ersten Blick wichtiger scheinenden substantiellen Produkte dieser Tätigkeit, die mehr oder minder wirksam und berühmt gewordenen Übersetzungen vermochten, Übersetzen zu einem historischen Phänomen, das seine eigene Beschreibung wohl verdient.

Wir versuchen also diese Geschichte für Deutschland zu schreiben, beginnen aus praktischen Gründen (Quellen u. a.) mit der Zeit der Sprachgesellschaften und hoffen, wenn unsere Erwägungen richtig waren, einen nicht verächtlichen Beitrag zur Kenntnis des geistigen und seelischen Lebens des 18. Jahrhunderts zu liefern.



§ 2.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Die Zustände des 17. Jahrhunderts waren dem Übersetzen in Deutschland nicht sonderlich günstig gewesen. Soweit überhaupt nach dem Leiden des Krieges noch geistiger Verkehr mit dem Auslande stattfand, so beschränkte er sich auf die Gelehrten und auf die höfischen Kreise. In diesen herrschte nun nach wie vor das Französische, in jenen das Lateinische. Selbst die Theologie, der einst die arme deutsche Sprache die wertvollste Förderung verdankt hatte, war wieder lateinisch geworden. Es fehlte also schon an der allerelementarsten Grundlage des Übersetzens, an der Verschiedenheit der Sprachen. Wie denn Übersetzen dann am üppigsten zu gedeihen pflegt, wenn das Interesse für fremden Geist rascher um sich greift, als ihm das Erlernen der fremden Sprache zu folgen vermag. Das war nun damals höchstens mit den spanischen und französischen Schäfer- und Hofromanen der Fall gewesen; hin und wieder war ein »teutsch redender« Lateiner erschienen, den irgendeiner vom Adel zu gelehrtem Zeitvertreib verdolmetscht hatte, weil er nicht bloß genießen, sondern auch etwas dabei leisten wollte. Ein rechtes Bedürfnis für römische oder gar griechische Autoren war da, wo man nicht genügend Französisch verstand, um sie in den französischen Übersetzungen zu lesen, längst nicht mehr vorhanden. Es ist aber sehr natürlich, daß das Sprachenlernen damals vorm Übersetzen die Vorhand hatte. Wer eine fremde Sprache kann, hat den Schlüssel zu allen Werken, die in dieser Sprache abgefaßt sind. Dagegen kann Übersetzen nur aufkommen, wenn es nicht nur dies oder jenes

Buch in der Muttersprache liefert, sondern zum mindesten alle bedeutenden Schriften und die wichtigsten Neuerscheinungen. Das setzt wieder voraus, daß das Publikum so groß ist, daß sich der Absatz jeder einzelnen Übersetzung lohnt. Eine Übersetzung ist eben eine Unternehmung; um Unternehmungen war es aber in einem Jahrhundert schlecht bestellt, das so zerrüttet, so schlecht organisiert war wie das 17. Hätte doch gleicherweise der Buchdruck, wäre er etwa schon im 13. Jahrhundert erfunden worden, noch gar nicht die rechten Existenzbedingungen vorgefunden, um rentabel zu sein.

Ein Bedürfnis war also kaum vorhanden. Dennoch haben nun, wie man weiß, Opitz und die Sprachgesellschaften recht viel übersetzt, aber aus Gründen, die mit der Bedürfnisfrage gar nichts zu tun haben. Es wäre ja zu denken, sie hätten das schlummernde Bedürfnis wecken wollen, wie vor Zeiten die fränkischen und angelsächsischen Sendboten des Evangeliums. Aber schon die zahlreichen Übersetzungen Alfreds des Großen verdanken ihre Entstehung dem Wunsche, die angelsächsische Sprache auf den Stand der vielbewunderten lateinischen zu heben, und dasselbe ist nun bei den Sprachgesellschaften die Absicht: die Sprache zu bilden. Man war auch vor Opitz, da man noch Latein sprach und dichtete, deutsch gesinnt gewesen und stolz auf ein Vaterland, das an Flor der Wissenschaften und Künste vor keinem Nachbarvolk zurückstehen dürfe. Allein es wollte mit dem deutschen Namen in Europa nicht recht fort, bis Opitz sah, woran es fehle: daß nämlich die Literaturen sich von vornherein im Vorteil befänden, die sich der Landessprache bedienten, wodurch denn der Anteil dieser Nationen an der europäischen Bildung sofort aller Welt in die Augen spränge. Es ist nun heute eine Selbstverständlichkeit, die Muttersprache als Gegenstand des nationalen Empfindens zu betrachten. Das war sie in jener Zeit nicht, da Opitz, angeregt durch das glänzende französische Beispiel, die deutsche Sprache mit allen Mitteln zum Symbol und Träger deutschen Selbstgefühls, zur »edlen Frau-Muttersprache«, zur »teutschen Haupt- und Heldensprache« erklärte. Und nachdem

er schon im Aristarch gegen ihre Verächter unter den Gelehrten aufgetreten war, verfiel er darauf, was er behauptet hatte, durch die Tat zu beweisen: durch eine Reihe von Übersetzungen das Vorurteil zu widerlegen, als sei die deutsche Sprache nicht so gut wie irgendeine fähig, die erhabensten Gedanken der Lateiner und Franzosen klar und schön auszudrücken, ein Weg, den noch hundert Jahre später Gottsched Friedrich den Großem gegenüber einschlug, und der uns Heutigen närrisch genug vorkäme, hätten wir nicht erlebt, wie das Esperanto als eine Sprache, die sich ebenso wie dazumal die deutsche noch im Rufe völliger Unbehilflichkeit befindet, denselben Weg gegangen ist und, um die Zweifler zu bekehren, gerade anerkanntermaßen größte Sprachleistungen, wie die Iphigenie, übersetzt hat. Dann — in der »Deutschen Poeterey« — hatte er, wie vor ihm Cicero, Plinius und Quintilian, fast mit ihren Worten, angehenden Skribenten das Übersetzen zur Übung angeraten:

»Eine guete art der ubung ist, das wir uns zueweilen auß den Griechischen und Lateinischen Poeten etwas zue ubersetzen vornemen: dadurch denn die eigenschafft und glantz der wörter, die menge der figuren, und das vermögen auch dergleichen zue erfinden zue wege gebracht wird.« [1]

Die Sprachgesellschaften aber meinten, mit dieser Übung dürfe man sein Leben lang nicht aufhören, ja nur angestrengtester Fleiß durch mehrere Menschenalter sei vermögend, aus den Schülern Meister zu machen. Der Hoffnung müsse man sich entschlagen, schon in nächster Zeit Großes zu leisten, wohl gar ganz ohne Vorbild; »erst müsse man einen rechten Grund legen, ehe man beginne Stuben, Kammern und Paläste zu bauen« [2].

Nun wurde Übersetzen zur entsagungsvollen, doch freudigen Arbeit. Diese Männer wußten, was die Nachwelt ihnen zu danken haben würde. Luther hatte nicht gedacht, daß er durch seine Übersetzung der Bibel die deutsche Sprache bereichert,

---

[1] Opitz, Deutsche Poeterei I 4b.

[2] Schottelius, Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache S. 1244.

noch hatte er sich eingebildet, damit zum Ruhme seines Volkes beigetragen zu haben. Dessen war sich aber Harsdörffer bewußt, wenn er Monte-Mayors Diana mit »rein-teutschen Redwie auch neu-üblichen Reim-Arten« übersetzte, war sich Dietrich von dem Werder bewußt, wenn er das Befreite Jerusalem in »Deutsche Heroische Poesie Gesetzweise / als vormals nie mehr gesehen / überbrachte«; Greflinger, wenn er den Cid nicht zur »Pralerey / sondern zur Übung der Sprachen verteutschte«, und Leibniz stellte ihnen das Zeugnis aus, daß sie daran wohlgetan[3]. Ziemlich wahllos griffen sie nach Vorlagen, der Stoff galt gleichviel. Aber je schwieriger der Text, desto lohnender, desto erhebender das Bewußtsein, ihn bezwungen zu haben. Deutsche Schriften wollten sie schaffen. Daß sie noch der fremden Vorlage bedurften, war ihnen fatal, ihrer einmal entraten zu können, das Ziel ihrer Wünsche.

Und so sehen wir denn, wie sich mit fortschreitender Zeit die Stimmen mehren, man sei nun der Schule entwachsen, habe genug gelernt, um auf eigenen Füßen zu stehen[4]. Wie man sich in Handel und Wandel vom Auslande wieder freimachte, schritt man auch in der Dichtung wieder zu eigenen Leistungen, nur daß es dort eine Geldfrage, hier, da man noch nicht vom Schriftstellern lebte, Ehrensache war.

Darum hörte Übersetzen nun nicht mit einem Male auf. Nur das sprach-apologetisch-propagandistische wie das sprachpädagogische Motiv traten zurück, ohne doch ganz zu verschwinden. Von jenem war schon die Rede. Auch dieses finden wir noch weit ins 18. Jahrhundert hinein, in Gottscheds Critischen Beyträgen, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, ja noch bei Herder und Goethe.

Vor allem hielten es Anfänger noch lange für eine gute Art der Übung zu übersetzen, solange man eben die Muttersprache noch wie eine fremde lernen mußte. Unser schriftliches Schulübersetzen hat ja noch immer diesen Zweck.

---

[3] Leibniz, Unvorgreifliche Gedanken Nr. 60.
[4] Leibniz a. a. O. Nr. 11.

Richten wir unsern Blick aufs Ganze, so finden wir: das 18. Jahrhundert beginnt in Deutschland mit einer Zeit, in der Übersetzen keine Rolle spielt. Noch ist es ein zu unwichtig Ding, um von den Zeitgenossen bemerkt, geschweige denn unter die kritische Lupe genommen zu werden; allmählich erst setzt die Beobachtung ein: hundert Jahre später, und es ist etwas so Kompliziertes, Diffiziles geworden, das jeder Gesamtdarstellung spottet.

Weil also damals der Strom der Überlieferung noch so spärlich fließt, sind wir größtenteils auf Vermutungen angewiesen, wenn wir auch nur fragen, warum diese Zeit so wenig vom Übersetzen wissen wollte.

Darauf zu antworten ist nicht möglich, wenn man nicht drei Epochen unterscheidet: eine erste, in der man alle Dichtung scheel ansieht, eine zweite, die Blütezeit ehrsüchtiger Gelegenheitsdichtung, und eine dritte, die insofern zur Aufklärung überleitet, als der Ehrgeiz aufhört, das herrschende literarische Motiv zu sein.

Es traf sich unglücklich, daß gerade Lohenstein es war, der die ersten großen originalen Schöpfungen in deutscher Sprache ans Licht stellte. Denn so bewundernswert die sprachliche Leistung war — die patriotischen Wünsche der Sprachgesellschaften fanden hier ihre Erfüllung —, so schlecht vertrug sich der Lohensteinsche Geschmack mit dem nüchternen Ernste der Deutschen seit dem Dreißigjährigen Kriege und noch weniger mit der gerade um die Wende des Jahrhunderts einsetzenden strengen Tugend und Sitte. Wer es nun mit seinem Vaterlande wohl meinte, kämpfte gegen schwülstiges und »unflätiges« Wesen, wo er es fand, und da er es nirgends so verbreitet fand wie in Gedichten, so verwarf er alle Poesie als eitel Spielwerk und Zeitverderb, daraus nichts Gutes komme. Der ältere Satz, Poesie sei einem Volke dringend not, das nicht aus der Reihe der berühmten Nationen gestrichen werden wollte, verfing nicht mehr. Man sprach einstweilen nicht mehr vom deutschen Parnaß. Redlicher Bürger wollte man sein, der seine Amts- und Staatspflichten in Stadt und Land verrichte und das

gemeine Wohl fördere; wobei man sich denn auf Plato berief, der in seinem Staate auch keine Dichter hatte dulden wollen. Einst wollte man dichten und schämte sich noch der Sprache. Nun, da man diese hatte, schämte man sich des Dichtens. Wo aber aller Dichtung der Krieg erklärt wird, macht man mit Übersetzungen keine Ausnahme. Und so ist diese erste Epoche aus einem sehr einfachen Grunde eine übersetzungsarme Zeit.

Unterdessen wußten sich die Musen in die neuen Verhältnisse zu schicken: sie wurden tugendsam und gottesfürchtig. Wir pflegen heute die Gelegenheitsdichtung gering einzuschätzen. Damals aber war sie ein mutiger Vorstoß der Welt in ein ihr fremdes Gebiet. Der Dichter, indem er zum »redlichen Bürger«[5] wurde, wurde ein profaner Richter, der in Lobschreiben die Tugendhaften der Mit- und Nachwelt zum Muster vorstellte, die Lasterhaften in Epigramm und Satire dem Gelächter preisgab; ein weltlicher Geistlicher, der mit dem Klange seiner Verse des Lebens wechselvollen Gang begleitend, Leidtragende tröstete, Glückliche segnete. Mag man nun immerhin für solche Gedichte auch aus fremden Dichtungen entlehnt haben, so waren es doch nur einzelne Zeilen. Im übrigen verlangte jede Hochzeit, jede Doktorpromotion ein neues »originales« Gedicht. In der Welt der Gelegenheitsdichtung war für Übersetzen kein Raum; wo man improvisieren muß, helfen auswendig gelernte Verse wenig; beides schließt einander dem Begriffe nach aus.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Poesie für ihre Sinnesänderung die Anerkennung der Besten verlangte und erhielt. Anfangs freilich versichert jeder, der den Mut hat, Gedichte drucken zu lassen, er beabsichtige nun und nimmermehr, hierdurch sich einen Namen zu machen[6]. Gern läßt er sich von einem guten Freunde das Vorwort schreiben, in dem es dann heißt: Der Autor ist sonst schon berühmt genug; die Poesie ist sein geringster Vorzug, ob es gleich zweifelhaft ist, daß er

---

[5] Z. B. Gottsched, Crit. Dichtkunst S. 196.

[6] Vgl. die Vorworte Hallers, Brockes usw.

auch hierin von anderen übertroffen werden könne[7]. Die üblichen Titel verschweigen den Namen des Autors und lauten dafür: Nebenstunden, akademische Nebenstunden oder ähnlich. So schreiben noch Haller und Hagedorn, und selbst Gottsched sagt noch 1730 in der Critischen Dichtkunst, »er habe die Poesie alle Zeit vor eine Brodt-lose Kunst gehalten, und sie nur als ein Neben Werck getrieben, und nicht mehr Zeit darauf gewandt, als er von anderen ernsthafften Verrichtungen erübern können«[8].

Allein, für ihre Zeit so glänzende Erscheinungen wie Besser, König, Günther, Brockes, Amthor u. a. machen doch Eindruck. Günther selbst entrüstet sich, daß man der Poesie in der Stadt, wie so auch bei Hofe noch immer mit Verachtung begegne. »Dergleichen harter Schimpff geht ihrem Adel nah« [9]. Schwabe lehnt es ab, der Mode der Zeit zu folgen und sich beim Publikum zu entschuldigen, daß er Gedichte herausgibt[10]. Die Dichter wurden wieder selbstbewußt, verglichen sich mit den großen Poeten alter und neuer Zeit, umgeben sich wieder mit allem Prunk, rufen die Muse an, reden wie einst von ihrem Kiel, von den Schwänen auf der Oder, Elbe und Pleiße, vom Parnaß und Helikon und dem pierischen Quell. Sie schließen sich zusammen, eifern in vielen Satiren gegen Lohenstein, feiern die Bekehrung Hunolds und Neukirchs vom Schwulste zur Vernunft, dichten des Nachruhms wegen, zum Ruhme ihres engeren (schlesischen, meißnischen, niedersächsischen), schließlich großen deutschen Vaterlandes. Aber auch im Vollbesitz der Dichtmittel und des Ruhmes übersetzen sie nicht.

Und das muß wundernehmen. Denn wenn auch erst mit der Aufklärung das rechte Bedürfnis im Publikum entstand, so wissen wir doch, daß die Franzosen, als sie anfingen literarisch selbständig zu werden, auch nicht sowohl aus Bedürfnis die Alten übersetzten, als aus Freude an ihrer Sprache, aus dem Wunsche,

---

[7] Z. B. Weichmann in der Vorrede zu Brockes Irdischem Vergnügen in Gott, die Herausgeber Canitzens und Bessers.

[8] In der Vorrede, vorletzte Seite.

[9] S. 413 in der Lob-Schrifft auf Friedrich August . . .

[10] Vorrede.

die Alten, indem sie sie französisch einkleideten, gleichsam mit Beschlag zu belegen, sich einzuverleiben zur Bereicherung und Vergrößerung ihrer eigenen Literatur. Hatten die Deutschen etwa diesen Ehrgeiz nicht? Ehrgeiz jedenfalls ist der herrschende literarische Affekt dieser höfischen Zeit. Nie wohl ist er in deutschen Landen so ungeniert zur Schau getragen worden. »Nein, man soll etwas mehr auf meinen Leichstein schreiben«[11], heißt es charakteristisch genug bei Canitz; Schwabe sagt es gerade heraus, er hoffe, wie andere durch Ausgaben der alten Klassiker, so durch Veröffentlichung der Gedichte des deutschen Klassikers Gottsched berühmt zu werden[12], und Gottsched selbst setzt dem Geiz, der kein poetischer Affekt sein solle, die Ehrbegierde entgegen[13]. Zwar wendet sich schon Haller in seinem Gedicht Auf die Ehre[14] gegen seine Zeit, doch erst die Diener der Aufklärung lassen sich an dem Nutzen, den sie stiften, genügen. Gellert ironisiert den Maler, der weniger, weil man ihn bezahlte, als weil er Ehre suchte, malte. Liscov seinerseits behauptet, die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist, sei sein einziger Endzweck gewesen[15], und in Schwabes Belustigungen wird in einer längeren Abhandlung die Frage, ob die Ehrbegierde der Beweggrund unserer Handlungen sein solle, verneinend beantwortet[16].

Es fragt sich also, war es damals schon möglich, daß man, wenn man nur sonst die Wahl hatte, mit einer Übersetzung Ehre einlegen konnte. Nun ist es zu allen Zeiten rühmlicher, etwas Eigenes zu schaffen, als etwas nachzumachen. Natürlich, solange auch andere noch nichts Eigenes schaffen können, ist schon Nachmachen aller Ehren wert. Ist noch dazu das gute Deutsch beim Übersetzen die Hauptsache, so ist Übersetzen beinahe eine eigene Leistung, so wahr sich eine Sprache aus einer anderen nicht plagiieren läßt. Aber gut Deutsch konnte man nun einigermaßen. Das war kein Gegenstand der Bewunderung mehr. Was man jetzt lobte, war ein galanter und an artigen Figuren reicher Stil. Der aber war ohne Vorlage

---

[11] S. 72. [12] Vorrede. [13] S. 40. [14] S. 34.
[15] Vorrede S. 5. [16] Jahrgang 1742, 7.

fast leichter zu erreichen. Man hätte denn schon sehr frei übersetzen müssen, wie denn wirklich jetzt die Nachahmungen bekannter Epigramme und Fabeln zahlreicher werden[17], die sich auf ihre Abänderungen, »die der französische Autor nicht übel deuten möge«[18], etwas zugute halten. Eine besondere Übersetzerehre: da man sich nämlich etwa rühmte, das Vorbild erreicht oder gar übertroffen zu haben, gab es noch nicht, da noch keine Kritiker wachten, die, vom Publikum bestellt, sich die Mühe genommen hätten, Übersetzung und Original zu vergleichen. Übersetzen war also zu leicht, als daß der Ehrgeiz der einzelnen seine Rechnung dabei gefunden hätte. Auch die Franzosen 200 Jahre früher hätten nicht so flott übersetzt, wenn sie nicht gehofft hätten, das Publikum möchte nicht recht zu scheiden wissen, was des Autors und was des Übersetzers sei. Das ging damals und solange als Römer und Griechen noch nicht weltbekannt waren. Jetzt war es dafür auf immer zu spät.

Es hätte nun trotzdem, was dem einzelnen keine Lorbeeren eintrug, mit Rücksicht auf die Ehre der Nation Ehre bringen können, so wahr die Nationalehre keine bloße Summation, sondern Integration ist, und im Auslande oft Beifall findet, was innerhalb der Landesgrenzen kaum beachtet wird. Aus Patriotismus hätte man übersetzt, wie man aus Patriotismus dichtete. War man doch im Punkte der Nationalehre nicht minder empfindlich als in dem der persönlichen. Günther hat noch Spuren von lediglich provinziellem Patriotismus[19], doch in den 20er Jahren herrscht der Glaube, daß deutsche Dichtung es getrost schon jetzt oder doch demnächst mit der der Römer und der Franzosen aufnehmen könne. Hunold gibt zu, noch ständen die Deutschen in der Reimkunst hinter den Franzosen zurück, doch bald komme die Zeit, wo es umgekehrt sein werde[20]. Gottsched auch sagt es immer und immer wieder: so gewiß würden die Deutschen die Franzosen einholen, die nun einmal 100 Jahre früher auf die Aufnahme der Dichtkunst gekommen wären,

---

[17] Besonders Hagedorn. [18] Hunold S. 322 ff. [19] Vorrede u. S. 51.
[20] Fabel / über der Frantzosen und Teutschen Poesie S. 318.

wie diese den Italienern den Rang abgelaufen hätten [21]. Noch verweist er seinen Landsleuten verfrühte Überhebung, denn »wenige von uns kennen die Franzosen; ja schmählen auf sie, ohne sie zu verstehen oder gelesen zu haben« [22], und Thomasius schreibt in einer besonderen Schrift, man solle nicht denken, daß man von ihnen nun gar nichts mehr lernen könne [23]. Doch schätzt sie Gottsched für seine Person gering, »die sich vor allen heutigen Völckern mit ihrem bon goût breit gemacht« [24], und doch so schlechte Verse machen und »bey dem allen wollen die guten Leute nicht begreifen, daß ihre Sprache lange und kurze Sylben habe« [25]. Brockes aber, der Elbschwan, singt — nach dem Urteil seines Freundes und Vorredners Weichmann — so schön, als irgendein Schwan auf dem Arno und Tiber, ja wie alle zusammen: »Ein Brockes schließt bey uns so viele Römer ein . . . Kommt denn, ihr Völcker, sagt, wie reich die Teutschen seyn« [26]. — »Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen« [27], beginnt Bodmer seine gereimte Literaturgeschichte von 1734 und bezeichnet so wohl am besten die herrschende, halb stolze, halb noch schüchterne Stimmung.

»Und warum habt ihr dann noch immer keine guten Übersetzungen der Alten wie die andern Völker?« — Man war gewohnt, im Verhältnis des Übersetzers zum ausländischen Verfasser wesentlich das Abhängigkeitsverhältnis zu sehen, während andere Völker und auch spätere Zeiten in Deutschland Übersetzen als ein Sichbemächtigen des Fremden auffaßten. Beide Momente sind zweifellos im Übersetzen enthalten, und es liegt am Charakter der Zeit, welches von beiden hervorgekehrt wird. Günther hält noch für nötig, da er Opitz und Flemming rühmt: »Sie sind es, die Athen und Welschlands alte Fluren mit deutscher

[21] Vgl. die Vorreden zu den Crit. Beyträgen und zu den Belustigungen.

[22] Crit. Dichtkunst S. 40.

[23] Discours, Welcher Gestalt man den Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?

[24] Vernünftige Tadlerinnen 1725, S. 34.

[25] Crit. Dichtkunst S. 306.

[26] Weichmanns Vorbericht.

[27] Charakter der Teutschen Gedichte S. 3.

Faust beraubt«, in Klammern zuzufügen: »(O Diebstahl sonder Schimpf!)«[28], und wenn Weichmann seinen Brockes preist: »Im Übersetzen kann kein Eoban ihm gleichen«, so war's ihm mehr um Vollständigkeit im Aufzählen von dessen Vorzügen zu tun[29]. Demgegenüber steht aber klar und deutlich Gottscheds Ausspruch in der Dichtkunst:

»Unser Vaterland hat aber in der That noch keinen großen Poeten hervorgebracht, weil wir in den großen Gattungen der Gedichte noch kein gutes Original aufzuweisen haben. Mit Übersetzungen ist es nicht ausgerichtet. Wenn ich gleich die Ilias und Odyssee und die Eneis noch dazu, in die schönsten deutschen Versse übersetzte: So würde ich dadurch ebensowenig ein Poet, als die Frau Dacier durch ihre ungebundene französische Übersetzung eine Dichterin geworden. Es muß was Eigenes, es muß eine neue poetische Fabel seyn, deren Erfindung und geschickte Ausführung mir den Nahmen eines Dichters erwerben soll«[30].

Also kein Zweifel, wer da noch übersetzte, wollte zum mindesten nicht zum größeren Ruhme deutscher Dichtung drinnen und draußen beitragen.

Gewiß: Gottscheds Worte gehören halb und halb schon einer neuen Zeit (unserer dritten Epoche) an. Neben der geschickten Ausführung steht nun schon die eigene Erfindung. Das heißt: wir befinden uns mit dem Jahre 1730 schon nicht mehr im Zeitalter reiner galant-höfischer Gelegenheitsdichtung, wo ein flüssiger Vers reich an Figuren, deren Gottsched noch an die dreißig zählt, den Dichter machte. Gleichzeitig mit den moralischen Wochenschriften, den Vorboten der Aufklärung, vollzieht sich der Übergang zur »vernünftigen« Dichtung. Für Besser hatte noch sein Vorredner kein größeres Lob gewußt, als wenn er sagte, »daß jener in einer gantzen Schrifft ein und dieselbe Redens-Art niemahls, und in vielen auch nicht ein und denselben Reim zweymal gebrauchet; daß seine Schrifften von

---

[28] S. 50. [29] Weichmanns Vorbericht.
[30] Crit. Dichtkunst S. 140.

allen ungewöhnlichen elisionen oder einen hiatum machenden Concurs der Vocalen, dermaßen gereinigt sind; daß jener niemahls, und dieser nur ein eintziges Mahl, nemlich p. 445 in den Worten deine Augen, wegen des an diesem Orte mit sich führenden Nachdruckes, von Ihme zugelassen worden«[31]. Nun meinte Brockes, daß »im Nohtfall die äußerliche Zierlichkeit der Reim-Kunst dem inneren Wehrte der Sachen weichen müsse«[32], Hagedorn in seiner Satire: Der Poet: »Es muß ein edler Geist den Leser an sich ziehen . . . Was Canitz groß gemacht und Bessern hat erhoben, War nicht der bloße Reim, doch wohl ein Zug von oben«[33], wobei denn gewiß oft »(anstatt des Ohrs das Hertze zu vergnügen) Vor Witz und Wahrheit sich das Sylben-Maaß muß schmiegen«[34], und ein echtes Kind dieser Zeit ist der Kampf gegen den Reim, den die Mahler in der Schweiz 1722 in ihren Discoursen beginnen[35]. Die Alten hätten auch nicht gereimt, und der Reim sei, wie alle diese Wortspielereien: Anagrammata, Eteosticha und bouts-rimés ein Erbteil des gotischen Geschmacks[36], Schellengeklingel, die Zuflucht der geistig Armen, Henker der Vernunft. Gottsched zwar im Biedermann[37] und in der Critischen Dichtkunst will ihn noch dulden, aber doch auch nur als einen Verführer des Ohrs, daß es den Inhalt desto leichter aufnehme[38].

Gleichzeitig verfällt die Gelegenheitsdichtung. In den »Oden« Gottscheds, in den »Schreiben« Hallers und Hagedorns überwiegt schon bedenklich das Raisonnement, des Adressaten wird nur in der Überschrift und des besonderen Falles zum Schluß mit wenigen Zeilen gedacht. Man spottet seiner selbst: warum denn noch Glück wünschen? Glück kommt oder kommt nicht. Wir sind zu vernünftig, Wunder zu glauben.

Statt dessen übersendet nun Gottsched einem Freunde zur Feier seines Geburtstages die Übersetzung einer besonders

---

[31] Bericht an den Leser. [32] Weichmanns Vorbericht.
[33] S. 61. [34] S. 67. [35] Jahrg. 1722, S. 49 f. u. 54 f.
[36] Dubos, Reflexions Critiques sur la Poesie et sur la Peinture. Paris 1719 I, S. 325 u. a. [37] Jahrg. 1728, S. 165 u. 181. [38] S. 311 ff.

schönen Stelle aus einem Lieblingsschriftsteller[39], und in den Briefen der nächsten Zeit finden sich viele solche Übersetzungen »schöner Stellen«. Es ist Aufklärung im kleinen. Man hat jetzt eigene Meinungen, möchte überführen, möchte bekehren. Wie freut man sich da nicht, bei berühmten Schriftstellern seine eigenen Meinungen wieder zu finden und sie durch ihre Autorität legitimiert in die Menge geben zu können, bei gefährlichen Meinungen aber auf sie die Verantwortung abzuladen. Weit entfernt, sie zu plagiieren, verzichtet man lieber auf die Ehre, diese schöne Stelle aus sich selber zu haben. Eitelkeit war bisher schuld, daß man es nicht immer schon tat. Fortschreitende Aufklärung ist schuld, daß man es bald nicht mehr tut. Gottsched beteuert, daß er den Versuch einer Critischen Dichtkunst, den er seinem Vaterlande liefere, gewiß nicht aus seinem Gehirne angesponnen[40], und jede Seite zeigt, was er sich von der Autorität des Aristoteles verspricht. »Wer nun die Sache besser zu verstehen denckt, der sey so gut und wiederlege diesen tiefsinnigen Kenner freyer Künste.« Dann wartet er noch mit Leibniz und Shaftesbury auf. Aber Gottsched steht schon auf der Schwelle zu einem höheren Standpunkt. Fährt er doch fort: »Es ist ohnedem unnütze, mit Zeugen etwas auszumachen, das durch Gründe erwiesen werden muß; und man bedient sich derselben in solchem Falle nur gegen die, so noch in dem Vorurtheile des Ansehens stecken, und nicht imstande sind, die Krafft gründlicher Beweise recht bey sich wircken zu lassen«[41].

Damit ändert sich aber das Bild vollkommen. Das Vorurteil des Ansehens wird zum Boden für eine ganze Anzahl, zunächst wenig umfänglicher Übersetzungen, so schon, da Canitz die ziemlich kecke Satire des Boileau gegen den Adel übersetzt[42], und wenn nun Gottsched seine kritischen Schriften an Stelle eines Vorwortes mit Übersetzungen aus

[39] Gottscheds Gedichte, gesammelt u. herausgeg. von J. J. Schwabe. Leipzig 1736.

[40] Vorrede. [41] Ebenda.

[42] Canitz, Neben-Stunden . . . Berlin 1700, S. 73.

Horaz oder Cicero beginnt[43]. Es bleibt ihm ja unverwehrt, in Anmerkungen die oder jene Meinung doppelt und dreifach zu unterstreichen, die Anwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart zu machen und vom eigenen hinzuzusetzen. In der Tat unterscheiden sich diese Übersetzungen schon äußerlich durch den wahren Wust von Anmerkungen von jenen früheren, die nur zur Übung der Sprache vorgenommen wurden. Auch war ja nichts bequemer, als ausführend oder berichtigend seine eigenen Gedanken vorzutragen, die man wohl oft nicht imstande sein mochte, in Zusammenhang und Ordnung zu bringen.

Was in dieser Übergangszeit so schön zutage tritt, gilt als Ingrediens auch kommender Zeiten, bis man dann Original oder Narr auf eigene Hand sein will, und die Motti auf den Titeln, die Zitate im Text verschwinden, oder sie geben bloßen Zierat ab.

Hier, wo nun der Inhalt anfing, wichtiger zu sein als das flüssige Deutsch, wo man doch nun schon darum genauer übersetzen mußte, um nicht die Urkunde zu fälschen, auf die man sich berief, tritt das Original in den Vordergrund. Da man aber nur mit halbem Ohre zuhört, nur übersetzt, was einem gefällt, was man schon selbst gewußt hat, hat man noch keinen wirklichen Respekt vor dem Original als dem geistigen Eigentum eines anderen.

Nun endlich wird es auch in der Kritik lebendig, doch bedarf es gleichsam noch der Gelegenheit: diese ist die schon erwähnte Diskussion über den Reim. Nun werden sogar schon einzelne Stellen aus Übersetzungen mit dem Originalwortlaut verglichen, aber nur, um zu zeigen, wie sehr die Figur des »Reimzwanges« die Stärke, Lebendigkeit und Deutlichkeit beeinträchtige, was man schließlich auch bei originalen Dichtungen, nur nicht so schlagend nachweisen könne. Schon 1695 war eine reimlose Übersetzung von Lucans Pharsalia erschienen. Der Übersetzer, von Seckendorf, hatte freilich mit diesem höchst holprigen Machwerk eher den Reimfreunden Vorschub als ihren

[43] Die Dichtkunst und die Redekunst.

Gegnern einen Dienst geleistet, die zwar zugeben mußten, daß dieser Übersetzung die Reime, aber doch auch noch manche andere Schönheiten fehlten.

1721 sagen die Discourse der Mahlern: »Man sihet nirgend klärere Marquen von dem Schaden / welchen die Reimen der Poesie thun / als in den Übersetzungen:

Maudit soit le premier, dont la verve indiscrete
Dans les bornes d'un vers enferma la pensée,
Et donnent à ses mots une étroite prison
Voulut avec la rime enchainer la raison. Boil.

Das will sagen: Verflucht seye dieser unbescheidene Poet / der der Erste seine Gedancken inner die Zirkel eines Verses getrieben / der seine Worte in einen engen Kercker geschlossen / und die Vernunfft unter das Joch des Reimes gedrücket hat. Aber sehet nun wie dieser Reim Neukirchs Vernunfft gebunden hat. Verflucht sey doch der Mann / der bloß aus Unbedacht / Die ersten Regeln hat im Reimen aufgebracht / Der seiner Reden Krafft in Zahlen eingeschräncket / Und sie nebst der Vernunfft in solche Noth versencket. Ein jeder mache selbst die Rechnung / ob die Melodie der Reimen / wie süß sie auch seyn mag / werth seye / daß man um sie zu behalten / die Vernunfft binde / manche schöne Expression verwahrlose / die Mühe und Zeit verliehre«[44].

Dann bringt Gottsched im Biedermann eine »schöne Stelle« aus Xenophanes, die beweist, daß man auch bei den Griechen und Römern, die man insgemein blinde Heyden zu nennen pfleget, die Spuren der Vernunft und Tugend wahrnimmt. Er will sich die Mühe nicht dauern lassen, sie zu übersetzen, und zwar in Verse, weil der Verfasser selbst ein Poet gewesen. »Doch,« so sagt er, »werde ich mir die Freyheit nehmen, mich an keine Reime zu binden: theils weil ich mich vor keinen Poeten ausgebe; theils auch, damit ich den eigentlichen Sinn meines Originals, so wenig verändern dörfe, als es mir möglich seyn wird.« Ein paar Nummern später verteidigt er sich wegen

[44] Discourse der Mahlern 1722, S. 49.

dieser »Neuerung« und sagt: »Daß man aber in Übersetzungen sonderlich Ursache habe, sich von der Last der Reime zu entledigen, braucht meines Erachtens keines großen Beweises. Man muß seiner Sprache schon sehr mächtig seyn, wenn man auch in ungebundener Rede allen Nachdruck, alle Schönheit und Artigkeit eines ausländischen Poeten ausdrücken will. Es gibt in allen Sprachen gewisse eigenthümliche Redens-arten, die man in anderen entweder gar nicht, oder doch allererst durch viele Umschweife geben kan. Daher kommts, daß fast alle Originale unter den Federn der Übersetzer etwas verlieren. Soll nun die Übersetzung wieder poetisch aussehen, so sieht ein jeder, daß durch die Regeln der Dichtkunst noch eine weit größere Schwierigkeit entstehen muß: Sonderlich uns in unsrer deutschen Poesie Sylbenzahl, Sylbenmaaß und Reime ein dreyfaches Joch auferlegen. Da nun denen, die eines andern Gedancken so genau als möglich ausdrücken sollen, gar leicht eins von diesen dreyen Stücken nachgesehen werden könnte: so dünckt mich, daß ihnen das Reimen am allerleichtesten zu schencken wäre ... Ich will hiermit nicht behaupten, daß es nicht möglich sey, gute Übersetzungen in gereimten Verssen zu machen. Amthors Übersetzungen aus Virgilio, und Canitzens Übersetzungen der V. Satyre aus Boileau sind Meisterstücke. Allein wer wird es läugnen, daß nicht der Reime wegen hier und da was gezwungenes mit untergelaufen? Z. E. Dieser Letztere schreibt:

Als die noch zarte Welt lag gleichsam in der Wiegen,
Durfft einer sich auf nichts als auf die Unschuld triegen,

das soll heißen:

Dans les temps bien heureux du monde en son enfance
Chacun mettoit sa gloire en sa seule innocence,

also ohne Reime:

Als die beglückte Welt in zarter Kindheit war,
Da suchte man in nichts, als in der Unschuld Ruhm«[45].

Auch in der Critischen Dichtkunst kommt er darauf zurück[46].

---

[45] Biedermann 1728, S. 165. [46] Crit. Dichtkunst S. 21.

Und damit ist das Kapitel von den Leistungen der Kritik des Übersetzens in dieser Zeit geschlossen. Es ist zu beachten, daß das Übersetzen noch nicht als besondere Dichtart für sich dasteht. Zwar zählt einmal ein Frauenzimmer in den »Vernünftigen Tadlerinnen«, als sie klagt, daß das weibliche Geschlecht zu keiner Dichtart geschickt sei, neben geistlicher, moralischer, heroischer und Liebesdichtung auch das Übersetzen auf:

»Die Übersetzungen aus fremder Völker Büchern
Erfordern wie Ihr wißt auch fremder Sprachen Kern:
Das ist zu schwer für uns, so will man uns versichern,
Darum bemüht sich hier kein Frauenzimmer gern«[47].

Bezeichnender ist, daß Gottsched in seiner Dichtkunst, die er sich doch als eine Art Enzyklopädie gedacht hat, den Übersetzungen keine selbständige Betrachtung widmet, ja nicht einmal die Stelle in Horazens Dichtkunst, wo das Übersetzen gestreift wird, einer Anmerkung würdigt[48].

Das wird nun anders in den 30er Jahren. Wir erfahren, welchen Vorschub einerseits die Aufklärung, anderseits die ästhetische Kritik Gottscheds und der Schweizer dem Übersetzen leisten.

---

[47] Vern. Tadl. 1725, S. 215.

[48] Crit. Dichtkunst S. 21.



§ 3.

Aufklärung.

In ihrer ersten Phase bedeutet Aufklärung, die bisher den Gelehrten vorbehaltene Weisheit auch den Ungelehrten, d. h. dem Frauenzimmer und dem Bürgerstande zugute kommen zu lassen, also künftighin nicht mehr Lateinisch zu schreiben, sondern Deutsch, was aber schon Lateinisch geschrieben sei, also auch die Schriften der alten Römer, ins Deutsche zu übersetzen.

Soweit konnte die Aufklärung unbeschadet des deutschen Selbstgefühles, wie es angesichts der güldnen Zeit in der Dichtung bestand, geschehen. Denn von Toten zu lernen, braucht man sich nicht zu schämen, besonders wenn man gezeigt hat, daß man schon etwas kann. Im Gegenteil: man sagte sich von der Vermittlung der Franzosen los, wetteiferte mit ihnen. Was war dem Selbstgefühl zuträglicher! Aber schließlich Selbstgefühl oder nicht: Schnell griff der einmal erwachte und künstlich angefachte Bildungstrieb um sich. Man sah, wieviel weiter die Engländer waren. Da trat man aus seiner Selbstgenügsamkeit heraus und öffnete dem englischen Deismus und den englischen Wochenschriften die Grenzen.

Anfangs wahrte man noch eine gewisse Selbständigkeit. Man schämte sich, zu übersetzen. Man schuf Eigenes nach dem fremden Vorbild: eigene Robinsonaden, eigene Wochenschriften. Indessen mußte bald die Ehrliebe vor der Übermacht des Fremden kapitulieren. In den 30er Jahren wird bald nur übersetzt. Anders war der Heißhunger der Massen nicht mehr zu befriedigen.

Nun wurden auch die Critici auf die Bedeutung des Übersetzens aufmerksam. In ihrer Eigenschaft als Aufklärer mußten sie sehen, daß es nützliche und unnütze Übersetzungen gab. Als Patrioten, die sie immerhin blieben, mußten sie zwischen rühmlichen und unrühmlichen Übersetzungen unterscheiden, nachdem bisher alles Übersetzen unrühmlich gewesen war. Als Kunstkenner aber lernten sie einsehen, daß auch das Übersetzen eine Kunst sei.

Indem wir uns der Besprechung dieser Dinge im einzelnen zuwenden, begeben wir uns aus dem Reiche der Vermutungen und der Schlüsse auf den sicheren Boden bestimmter Vorgänge.

Thomasius schätzt an den Franzosen, »daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Wercke mehrentheils in Frantzösischer Sprache herausgeben; sondern auch den Kern von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit Teutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzen, denn dadurch wird die Gelehrsamkeit unvermerckt mit großen Vortheilen fortgepflantzet, dagegen bey uns allenfalls Übersetzungen derer frantzösischen Schrifften gefunden werden, aber keine hinlänglich gute von denen lateinischen und griechischen Scribenten« [1].

Der eifrigste Vorkämpfer dieses Gedankens wird aber Gottsched. Schon in der Crit. Dichtkunst an der Stelle, wo er reimlose Verse 1. um den bloßen Reimern das Handwerk zu legen, 2. auf der Bühne der Wahrscheinlichkeit halber, 3. in Übersetzungen befürwortet, spricht er es aus: »Es ist aber allerdings nützlich, wenn auch unstudierte Leute und Frauenzimmer sich eine Kenntnis der Alten in ihrer Muttersprache zuwege bringen können« [2].

Nun aber gründet er 1732 seine Critischen Beyträge. Sie sind in erster Linie der Beförderung der deutschen Sprache und Beredsamkeit gewidmet, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn bei Besprechung von Übersetzungen immer

---

[1] Ch. Thomasius, Allerhand bissher publicirte Kleine Teutsche Schriften, 3. Ed., Halle 1721, S. 21. [2] Crit. Dichtkunst S. 315.

noch das Deutsch und der Stil des Übersetzers eingehend kritisiert wird. Jedesmal werden längere Proben von dessen »Schreibart« gegeben, seine Verstöße gegen Grammatik, Syntax, Rhetorik und Reimkunst durchgehechelt, erst in zweiter Linie kommt dann der Vergleich mit dem Original.

Dennoch fällt es auf, welche Bedeutung den Übersetzungen jetzt beigemessen wird. Das ganze erste Stück gleich handelt von den Übersetzungen der meisten lateinischen Skribenten[3], später folgen die griechischen[4]. Hier wie jedesmal wird der Nutzen, den Übersetzungen haben können, abgewogen und meist im Sinne der Aufklärung bestimmt. Da übersetzt zwar einer den Virgil aus ungemeiner Neigung zu der göttlichen Wissenschaft der Poesie, oder um nicht müßig zu gehen[5], oder um die deutsche Sprache zu bereichern[6], andere, »weil sie eine solche Arbeit für vortheilhaftig gehalten, sowohl in ihrer eigenen Muttersprache ihre Feder, als in der genaueren Kenntnis einer fremden Sprache ihren Verstand, vor sich selbst zu üben«[7]. Andere »haben damit jungen Leuten insbesondere dienen, und ihnen soviel möglich die Erlernung ausländischer oder abgestorbener Mundarten erleichtern«[8] oder »ihnen Anweisung zur Reinigkeit in der deutschen Dichtkunst und Verbesserung unserer Muttersprache geben wollen«[9]. Viele Übersetzungen wurden für den Schulgebrauch verfertigt, teils für die Hand der Lehrer[10], teils für die der Schüler, »denn Übersetzungen nützen der Schuljugend mehr als alle Commentare«[11]. Allein wie dieses schon ein Zeichen der Aufklärung ist, die mehr auf den Inhalt als auf pedantische Wortklauberei Wert gelegt wissen wollte (wie denn Gottsched selbst eine Virgilausgabe plante, nicht mit Lesarten und anderem philologischen Zubehör, sondern mit Anmerkungen, in denen auf die Wahrheit eines Gedankens oder die poetische Schönheit einer Stelle

---

[3] Beyträge zur Crit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit. Herausgeg. von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Leipzig 1732—1742. 1. Stück, I; 3., III. [4] 1734, 10, I.
[5] 1732, 2, V. [6] 1737, 17, I. [7] 1732, 1, I.
[8] 1732, 1, I. [9] 1739, 21, IV. [10] Z. B. Schwarzens Virgil 29, V.
[11] 1733, 7, VI.

aufmerksam zu machen wäre [12]), so ist Aufklärung, Ausbreitung der Gelehrsamkeit und nützlicher Wissenschaften überhaupt der vornehmste Grund, um dessentwillen Übersetzungen »so wenig zu verwerfen sind, daß man ihnen vielmehr alle Hochachtung schuldig ist«. Immer heißt es: »die Erkenntniß vieler nöthigen und nützlichen Wahrheiten unter ihren, zumahl unstudirten Landsleuten gemeiner zu machen« [13] oder »Da es bekannter maßen sehr viel zur Ausbreitung der Vernunft und Wissenschaft beyträgt, wenn man die Schriften der Alten, auch wohl der heutigen Ausländer in seiner Muttersprache übersetzt . . .« [14] oder »daß, je wichtiger ein Buch ist, und je mehr es zur Glückseligkeit der Menschen beyträgt, desto wichtiger und schätzbarer auch eine richtige Übersetzung davon sey« [15] und so fort.

Gottsched selbst hat aus dieser Erwägung heraus eine Übersetzung des Bayleschen Dictionnairs unternommen, seine »geschickte Freundinn«, deren hier besonders gedacht werden müßte, unter anderem den Spectator und den Guardian verdeutscht.

Auch die Übersetzung französischer Bühnenstücke geschah zum Teil im Sinne der Aufklärung. Allein das Verhältnis zum Ausland ist hier wieder ein anderes. Die Aufführungen geschahen, wenigstens seit 1740, unter dem Vorbehalt, daß sie, genau wie einst Opitzens Übersetzungen, nur Vorläufer und Vorbilder sein sollten für eigene Produktionen: daran aber ist bei dem Gros der Aufklärungsliteratur nicht gedacht worden. An die Stelle dieser äußeren nationalen Eitelkeit war durchaus eine reine Menschenliebe getreten, die Überzeugung, daß man seinen Mitmenschen, allerdings zunächst seinen Landsleuten, einen viel wichtigeren Dienst leiste, wenn man ihnen alles Gute, was fremde Völker hervorgebracht hatten, zugänglich machte, als wenn man ihnen schmeichelte, die Alten und die Ausländer seien durchaus nicht besser als sie. Dieses Vor-

---

[12] Crit. Dichtkunst, Vorrede. [13] 1734, 10, V. [14] 1733, 5, VII.
[15] 1737, 17, I.

urteil war es ja bisher gewesen, was das Übersetzen, zuzeiten sogar das Nachahmen so ehrenrührig gemacht hatte. Nun es fiel, erlangte Übersetzen eine Bedeutung, wie es sie wohl noch nie gehabt hatte. Denn nicht genug, daß seit langem zum ersten Male wieder mehrere Völker von einer geistigen Strömung belebt und durch sie in freien Verkehr miteinander gebracht wurden — das war schließlich auch in den Tagen des Humanismus und im christlichen Mittelalter der Fall gewesen —, aber damals war es dem einzelnen überlassen geblieben, ob er Anteil nehmen und zu diesem Zwecke fremde Sprachen lernen wollte: jetzt war ein Bekehrungseifer bei den Führern des Volkes vorhanden, ein Mitteilungseifer, ohne den Übersetzen viel weniger gedacht werden kann als originale Produktion, und der immer nötig ist, wenn Übersetzen dem Erlernen der fremden Sprache zuvorkommen soll.

Über die damalige Verbreitung der Kenntnis fremder Sprachen sind wir schlecht unterrichtet. Soviel ist sicher, das Sprachenlernen war aus der Mode gekommen. Polyglotten, früher bewundert, galten jetzt als hohle Köpfe. Wer beweisen wollte, daß ein Frauenzimmer klüger sei als ein gleichaltriger Mann, machte es so, daß er sagte, die Frauen erwürben sich doch gewiß wertvollere Kenntnisse in den vielen Jahren, die die Männer auf das Erlernen fremder Sprachen verwenden müßten. Gemessen an früheren Jahrhunderten, wird der Zustand etwa der von heute gewesen sein: Latein wurde noch allgemeiner verstanden, auch von vielen Frauen, ebenso Italienisch, Französisch und Holländisch [16]. Griechisch dagegen und Englisch konnten die wenigsten [17]. Das letztere war dem Übersetzen äußerst günstig, wenn man den großen Anteil Englands an der Aufklärungsliteratur bedenkt. Dahingegen die Verbreitung des Französischen ebenso ungünstig. Mancher über-

---

[16] Vgl. Bodmer, Sammlung, 3. Stück, Apologia di Sofocle, Vorrede.

[17] Gottsched kennt z. B. nur ein englisch-deutsches Lexikon. (Beyträge 1733, 5, II. Vgl. auch 21, VI.) Eine Holsteinische von Adel spricht Französisch, Italienisch, Dänisch und Holländisch, versteht auch etwas Lateinisch, kein Englisch (Briefe der Frau L. A. V. Gottsched geb. Kulmus. Dresden 1771/72 Nr. 52).

legte es sich, ob eine deutsche Übersetzung nötig sei, wenn schon eine französische existiere. Als Thomasius der Jugend das Erlernen des Lateinischen und Griechischen ersparen wollte, empfahl er, die französischen Übersetzungen der Klassiker in der Schule einzuführen [18]. Bodmer hatte gesagt, die Ilias, Odyssee und Äneis lobe man mehr, als daß man sie kenne; in der Tat, antworten die Beyträge, wenige Gelehrte mögen sie im Urtext ohne Anstoß lesen können; allein die französischen Übersetzungen sind gewiß häufig genug gelesen worden [19]. Die Konkurrenz der französischen Übersetzungen zu besiegen, half zuletzt doch der auch bei Aufklärern nie ganz erlöschende patriotische Ehrgeiz, die berühmten Alten in der Muttersprache zu besitzen, und, da man nun einmal geistige Güter nicht allein besitzen kann, womöglich besser zu besitzen als die Franzosen.

Anderseits muß man noch bedenken, daß ausländische Bücher, namentlich englische Originale, in Binnendeutschland schwer zu beschaffen waren. Die Sprache, in der sie aufgesetzt sind, »und die Seltenheit der englischen Bücher bey uns verhindern die meisten, sich mit diesem Schriftsteller (Shaftesbury) näher bekannt zu machen. Wohlgerathene Uebersetzungen räumen beydes aus dem Wege« [20].

So günstig auch die äußeren Verhältnisse lagen, so galt es, noch zwei Vorurteile zu überwinden, von denen das eine noch dazu gerade jetzt immer stärker wurde: daß nämlich alle Übersetzungen ungenügend und also überhaupt nichts nütze wären. Schon Opitz hatte den Übersetzern seine Meinung gesagt »qui nutricibus mihi non absimiles plane videntur. Illae namque cibis quos praemandunt, florem plerumque educunt ac animam: infantes autem innocentissimos sputo livente pascunt ac spiritus olentis putredine« [21]. Nun hieß es bei Dubos, man dürfe über einen Autor nicht aus Übersetzungen urteilen, denn jedes Original muß in der Übersetzung verlieren [22], und

[18] Thomasius, Kleine Teutsche Schrifften, S. 15 f.
[19] Beytr. 1739, 24, IV. [20] 1739, 21, VI.
[21] Aristarchus 1618, ed. Witkowski, S. 89.
[22] Reflexions II, 498 ff.

Dubos war neben Boileau der gelesenste Kritiker seiner Zeit. Dazu kam noch, daß man in Deutschland noch die alten Übersetzungen aus dem 17., ja aus dem 16. Jahrhundert hatte. Weichmann sagt in der Vorrede zu Brockes Übersetzung des bethlehemitischen Kindermordes, daß »wenige von den alten sowohl griechischen als römischen Scribenten übrig sind, die wir nicht in unserer Sprache aufweisen können; ich darf aber auch sagen, daß die Übersetzungen derselben durchgehends theils Franken, theils Schwaben, theils Straßburger waren, und daß ihre Werke mehrentheils schon vor hundert und mehr Jahren heraus sind. Dieß alles ist genug gewesen überhaupt von deutschen Übersetzungen einen widerwärtigen Begriff zu machen, und befremdet mich daher gar nicht, daß die wenige gute Arbeit, so wir itzund von dieser Art haben, in keine größere Achtung gekommen; ja theils nicht einmal bekannt worden«[23]. Allein wo so viele Gründe fürs Übersetzen sprachen, war dieses Vorurteil so wenig ein Hindernis, daß es vielmehr zum Ansporn wurde, bessere Übersetzungen an Stelle der alten zu setzen und die hohe Bedeutung des Übersetzens immer wieder zu betonen.

Ebensowenig konnte das andere Vorurteil länger Einfluß behalten: daß nämlich alles Übersetzen, auch gutes, die Schriften der Alten »entheilige«. Teils gründete es ja in dem Dogma von der Verächtlichkeit der deutschen Sprache, und mußte also mit diesem fallen. Im großen ganzen waren es aber die Philologen, die die gelehrten Sprachen doch nicht umsonst studiert haben wollten und sozusagen auf ihrem Privileg bestanden. Auf solche Monopolisten war, wie auf andere partikulare Interessen, natürlich keine Rücksicht zu nehmen. Hier kommt außer vielen gelegentlichen Äußerungen Gottscheds Vorrede zur Übersetzung von Lucians Auserlesenen Schriften in Betracht, in welcher er ausmalt, wie es wohl in der Welt aussähe, wenn die Griechen nicht die Phönizier und Ägypter, die Römer nicht die Griechen und die Franzosen nicht die Römer

---

[23] Vorrede zum Bethlemitischen Kindermord.

in ihre Sprache übersetzt hätten, um nur ja die fremden Schriften nicht zu »profanieren«. Und was für ein lächerlicher Einwand es wäre: die Originale würden vergessen, und das Studium der gelehrten Sprachen geriete in Verfall. Als ob die Geschichte nicht immer das Gegenteil lehre. Als ob nicht im Gegenteil Übersetzungen vielen Lust machen, »dasjenige in der Grundsprache zu lesen, was ihnen in der Übersetzung so sehr gefallen«. Und selbst wenn dem so wäre, daß die Kenntnis der alten Sprachen zurückginge oder gar ausstürbe: beruhe denn die Glückseligkeit der Menschen und wahre Gelehrsamkeit in der Kenntnis der Sprachen oder nicht vielmehr der Sachen? Wenn es aber heiße, daß vieles im grellen Tageslicht der Muttersprache nicht so ehrwürdig aussehe, als im Zwielicht der fremden Sprache: um so besser, daß wir uns nicht länger Schönheiten einbilden, wo keine sind.

Wir sehen denn auch, wie sich beide Vorurteile verlieren. Noch zu Thomasius' Zeiten hielten es berühmte Männer unter ihrer Würde, sich mit einer so verachteten Sache abzugeben. Meist nur Schulleute, offenbar Überläufer, die aus der Not eine Tugend machen wollten, übersetzten damals, der vielen armen Stümper zu geschweigen, »die kaum zwey oder drey Worte von der Sprache, aus welcher die Übersetzung geschehen soll, verstehen, und bey jeder phrasi das Lexikon brauchen müssen und dann es auch toll und tämisch genug machen«[24]. Wer nun die neuen Übersetzer sind, läßt sich schlecht sagen. Viele sind uns nur dem Namen nach bekannt. Ihre Titel zeigen, daß sie sich aus allen Berufen rekrutieren: Rektoren, Juristen, Theologen, Staatsräte — aber was läßt sich daraus erkennen? Wichtiger ist schon, daß sich auch Professoren der Eloquenz und Poesie, Mitglieder der Kgl. Preuß. Societät der Wissenschaften, Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig und eine ganze Reihe bekannter Poeten, wie Brockes, Neukirch, Amthor, Bodmer und andere am Übersetzen beteiligen, und was bemerkenswert ist, ihre Namen auf dem

---

[24] Kl. Teut. Schr. S. 22.

Titelblatt nennen, und das heißt damals, wo anonym schreiben Mode war, durch Übersetzen bekannt werden wollen. Dem entspricht es, wenn sich die Klagen über Plagiate fremder Übersetzungen mehren [25]; dem entspricht vor allem der Wetteifer der Übersetzer untereinander. Immer wieder versucht sich einer an der Äneis, an Fénélons Telemach und am Homer, jeder nimmt seine Arbeit höchst wichtig und verteidigt sie Zeile für Zeile gegen fremde Angriffe [26]. Jetzt begnügt man sich nicht mehr mit den »schönsten Stellen«, einzelnen Oden, Gesprächen, Reden. Ganze große Werke werden übersetzt, sei es auch »durch verschiedene Federn«, wie Bayles Dictionnaire, der Lucian von 1745 und der Horatius variorum, und erscheinen als selbständige Bücher mit Kupfern, kostbar gedruckt. Übersetzen war aus einer beiläufigen Begleiterscheinung zu einem integrierenden Bestandteil der Kultur geworden [27], von ihm zum guten Teile hing mit einem Male das Glück des Volkes ab, leicht nahm auch mit der Zahl der Übersetzer die Menge der Unberufenen in diesem Berufe zu: was Wunder, wenn sich die Freunde der Menschheit nun auch dieser Tagesfrage gründlicher annahmen und dem Übersetzen eine ganz andere Aufmerksamkeit schenkten, als noch je geschehen.

Zwar hatte schon Schottel 1663 in seiner ausführlichen Arbeit von der »Teutschen Haubt-Sprache« einen Abschnitt »Wie man recht verteutschen soll« erscheinen lassen, allein der Zusatz im Titel »samt anderen recht Teutschen Redarten und anderen Eigenschaften der Teutschen Sprache« zeigt genug, welchem damals noch höheren Zwecke er damit hat dienen wollen; in den »Vernünftigen Tadlerinnen« kam das erste Muster einer regelrechten Besprechung einer Übersetzung [28]; schon spricht Gottsched von Regeln, als: ein Übersetzer dürfe kein Paraphraste sein [29], und das sei nur eine Verdeutschung und keine

[25] Z. B. Beyträge 1734, 9, VI; 1737, 16, II usw.

[26] 1733, 5, VII; 5, IX; 6, XI; 1737, 17, I; 18, IX; 1739, 21, IV; 1742, 32, III, IV, V.

[27] Das Verzeichnis von Laus Schriften enthält 37 Nummern. Davon sind 18 Übersetzungen. 1735, 13, VII.

[28] Vern. Tadl. 1726, S. 109.

[29] Crit. Dichtkunst S. 6.

Übersetzung, in welcher die Regeln überschritten worden, die ein Übersetzer zu beobachten habe[30]. Doch auch in den »Beyträgen« bleibt's zunächst noch bei oberwähnten allgemeinen Sätzen; bis im dritten Jahrgang von 1734 das Eis gebrochen wird. Hier erscheint von Seite 59 bis 114 — als Auszug einer ursprünglich sechs Bogen starken Schrift, die ihm und uns durch »die strafbare Unachtsamkeit eines jungen Menschen verloren gegangen ist« [31] — die erste selbständige Abhandlung:

Georg Venzkys Bild eines geschickten Übersetzers.

Venzky schreibt übers Übersetzen, nicht wie Luther zur Apologie, auch nicht wie Schottel als Systematiker der deutschen Sprache der Vollständigkeit zuliebe, sondern mit einem unabhängigen Interesse und mit einer Gründlichkeit, wie sie der nunmehrigen Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht. Er vermeidet allen Prunk und alle Redseligkeit. Nüchtern und präzis traktiert er seine Materie. Und doch erschwert seine Manier, in zahllosen einzelnen Paragraphen möglichst vollständig zu sein und selbst — echt absolutistisch-vielregiererisch — Interpunktion, Rechtschreibung, Leserlichkeit des Drucks und die Vermeidung von Druckfehlern nicht außer acht zu lassen, die historische Interpretation, weil auf diese Weise lauter Punkte in langer Aufzählung zur Sprache kommen, die vielleicht recht verschiedener Herkunft und von verschiedenem Wirklichkeitswert gewesen sind.

Wenn er beispielsweise für nötig hält, zu sagen: Übersetzungen heißen nicht sowohl die Beschäftigungen eines Übersetzers als vielmehr die Werke und Schriften selbst[32], und Übersetzen ist soviel als Dolmetschen. Aber Übersetzen ist überfahren[33], so ist die vorurteilsloseste Betrachtung nicht imstande, uns zu bereden, das seien damals nicht längst schon banale Dinge gewesen; und wenn er dann gar unter den »durch Übung und Fleiß zu erwerbenden Geschicklichkeiten eines Übersetzers« Dinge nennt, wie: »Vertrautheit mit beiden

[30] Beytr. 1732, 1, VI. [31] 1734, S. 62. [32] S. 63.
[33] Ebenda.

Sprachen, zureichende Wissenschaft anderer Sprachen, die im Original vorkommen, eine hinlängliche Erkenntnis der nötigen Wissenschaften, Verständnis der Sache, Vorrat an guten Büchern, die Gnadengaben des heiligen Geistes, eine brennende Liebe Christi, ein göttliches Licht und äußere und innere Ruhe«, so muß man wirklich sagen, eine kurze Rezension etwa, wo er sich begnügt hätte, »zerstreuete Anmerkungen« zu geben und nicht noch »durch Nachsinnen mehrere zu erfinden« bemüht gewesen wäre, würde uns mehr Aufschluß geben als diese Sammlung mehr oder minder willkürlicher Assoziationen.

Wir müssen nun zusehen, aus diesem Kunterbunt von Denkmöglichkeiten seine Hauptgedanken über den Zweck des Übersetzens und über die zweckentsprechendste Art des Übersetzens darzustellen.

Eingangs erzählt er, wie er dazu kam, diesen Aufsatz zu schreiben. Damals gingen die Meinungen über eine gute Übersetzung recht weit auseinander. Noch war die alte Manier, der es vor allem um ein gutes Deutsch zu tun war, namentlich in den Reihen der Übersetzer aus den Alten, an der Tagesordnung; hat sie doch in recht kräftigen Ausläufern die Übersetzungsmanier der Aufklärung überdauert. Allein es bedurfte keiner prinzipiellen Erwägungen, um einzusehen, daß diese Manier für die Zwecke der Aufklärung, der es vor allem auf neue und nützliche Gedanken ankam, die denkbar unpraktischste war. Aber wie argumentieren? Peinlich empfand man, daß, so notwendig eine entschiedene Kritik war, man keine unbestrittenen P r i n z i p i e n der Kritik in Händen hatte. In dieser haltlosen Lage befanden sich also, nach Venzkys Worten, die Herren von der Gelehrten Zeitung, und sie forderten ihn auf — als ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft —, »die Übersetzungen zu beurtheilen und die Kennzeichen einer wolgerathenen Übersetzung anzuzeigen«[34]. Er selber erwog, »wie eine so große Anzahl Übersetzungen, sonderlich zu unseren Zeiten, herauskämen, deren viele merkliche Fehler zeigeten«[35],

[34] Gelehrte Zeitung 1732, S. 519; 1733, S. 72 u. a.

[35] Beytr. 1734, S. 61.

wunderte sich, »daß ihm keine eigene Schrift bekannt wäre, welche den Anfängern Anleitung gäbe, geschickt zu übersetzen«[36], und entschloß sich, seine eigenen Anmerkungen, welche er selber nach und nach beim Übersetzen sonderlich englischer Bücher gemacht, aufzuzeichnen.

Da gibt es nun also Übersetzer in der Welt — man weiß, wen er meint —, die nehmen irgendein fremdes Buch zur Hand, ganz gleich welchen Inhalts, in einer Sprache, die sie notdürftig verstehen, und folgen ihm auf dem Fuße, wenn auch so, daß »beyder Sprachen besondere Art zu reden beobachtet wird«[37], oder aber, sie glauben damit nicht genug getan zu haben und rechnen sich es als besonderes Kunststück zu, wenn sie eine neue Form wählen, etwa Prosa in Verse und Blankverse in Reime übersetzen, wodurch sie denn u. a. die Vollkommenheit der eigenen Sprache zu befördern vermeinen. Diese Leute müssen dann folgerichtig vier grundverschiedene Methoden des Übersetzens unterscheiden: Man kann 1. Gebundenes in Gebundenes, 2. Ungebundenes in Ungebundenes, 3. Gebundenes in Ungebundenes und endlich 4. Ungebundenes in Gebundenes übersetzen. Auf diese Weise kann man sogar ein Prosa-Original in eben der Sprache in Verse übersetzen und umgekehrt, »welches man aber zum mindesten nicht anders als in uneigentlichem Verstande übersetzen nennen könnte«[38].

Gern gibt er zu, daß auch solche Übersetzungen ihren Nutzen haben können. Allein es gehört schon ein verständiger Kopf dazu, der über Kleinigkeiten und äußerer Form die Hauptsache nicht vergißt. Denn Übersetzungen sind doch in erster Linie Schriften — hier gibt Venzky eine Definition: »welche eine Sache oder gelehrte Arbeit (!) in einer andern und gewissermaßen bekannten Sprache, als in welcher sie anfänglich von ihrem Verfasser geschrieben worden, zu dem Ende erzählen, daß sowohl Unwissende als auch in der Grundsprache einer Schrift Ungeübte eben die Sachen in einer ihnen bekannten Sprache mit größerm Nutzen und Vergnügen lesen können«[39].

[36] Ebenda. [37] S. 65. [38] S. 67 ff. [39] S. 63.

Übersetzungen gehören also in eine Reihe mit anderen Hilfsmitteln zum Verständnis eines Originals, als da sind »Umbeschreibungen und Erklärungen«. Und »eine glückliche Übersetzung kann zugleich deren Stelle vertreten«. — »Hat sie den Verstand einer ursprünglichen Schrift deutlich (wie eine Erklärung) und vollständig (wie eine Umschreibung) ausgedrückt, so ist sie so gut wie das Original selbst«[40]; womit es zusammenhängt, daß man besser tut, auch Schriften in gebundener Rede in Prosa zu übersetzen, damit nicht durch flickende Zusätze den Reimen zuliebe der Deutlichkeit Abbruch geschehe[41].

Schon das mußte spätere Übersetzer verdrießen. Denn wenn auch Venzky eben zunächst an Übersetzungen von »gelehrten Arbeiten« dachte, so vergaßen andere, die sich an Dichtungen machten, diese Beschränkung und wandten seine Methode anstandslos auch da an, wo er selbst, glauben wir, sich bedacht haben würde.

Man kann ihm soweit folgen. Er geht aber noch weiter. Zunächst ist eine Übersetzung erst dann vollständig, wenn man »nicht nur treulich dem Wortverstande gemäß übersetzt, sondern auch Anmerkungen gibt«[42]. Auch hier weiß er Maß zu halten, wenn er »vor allzu reichen und weitläuftigen Anmerkungen warnt, die nur zu sehr abführen, den Verstand in Erforschung der Sache mit fremden Bildern beschweren und eine eitle Pralerey von belesener Gelehrsamkeit zum Grunde haben«[43]. Aber auch diese Einschränkung ist später wieder, selbst bei Übersetzungen von dichterischen Produkten, unbeachtet geblieben. Man blättere nur, um zu lernen, was damals alles Anmerkungen hieß, in Neukirchs Telemach[44].

Desgleichen sind Anmerkungen überall da geboten, wo der Übersetzer den Ausführungen des Autors nicht zustimmen kann! Schon ist der Übersetzer also mehr seinem Publikum

---

[40] S. 64. [41] S. 105. [42] S. 66. [43] S. 66.

[44] Benjamin Neukirch, Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca. Aus dem Französischen des Herrn von Fénelon, in deutsche Verse gebracht und mit den dazugehörigen Anmerkungen erläutert . . .. 2. Aufl., durchaus mit vielen Kupfern, 1743, z. B. S. 76.

verantwortlich als der Individualität seines Autors. Die Ausbesserung gleich im Text vorzunehmen, findet er immerhin verwerflich[45]. Kein Hindernis für spätere Aufklärer, diesen kürzeren Weg einzuschlagen.

Weiter: Man soll nicht jedes beliebige Buch übersetzen. Es gibt nützliche, die übersetze man; es gibt unnützliche, die lasse man, wo sie sind, und freue sich, daß sie nicht Deutsch geschrieben sind[46]. Außerdem gibt es aber solche, die im großen ganzen wohl nützlich sein mögen, aber einige Partien sind unnötig oder gar anstößig; dann lasse man diese Partien eben weg[47]. Ausarten kann dieses Verfahren nicht; Schriften, bei denen es ausarten könnte, verdienen ja überhaupt keine Übersetzung! Oder aber das Buch zeigt hie und da eine verdrüßliche, dunkele oder verworrene Schreibart[48]: So sehe man zu, sie in eine angenehmere und deutlichere zu verwandeln, und sei sich dann mit Stolz bewußt, »daß die eigene Leistung das Original übertrifft«[49]. Und wenn der Autor seine Darstellung oder einen wahren Gedanken mal nicht zu Ende geführt hat, so wird der Übersetzer das Fehlende zu ergänzen haben[50]. Endlich soll man Ruhmbegierde und Gewinnsucht aus dem Herzen verbannen und sich den rechten Zweck vorsetzen, welcher allein ist: Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen zu befördern[51]. — »Kurz, ein Übersetzer muß sich bemühen (man sollte es nicht glauben!): den völligen Abdruck des Verfassers und die genaue Abbildung des Originals in seiner Übersetzung zu hinterlassen«[52].

Und doch reimt sich das zusammen, wenn man sich an Venzkys Stelle versetzt. Er kämpfte erstens als Aufklärer gegen die leichtfertige Manier der Sprachkünstler und zweitens als verständiger Mann gegen das nicht minder leichtsinnige Verfahren seiner Gesinnungsgenossen, insonderheit unter den Franzosen. Beiden gegenüber durfte er sich allerdings als Vorkämpfer einer originaltreuen Übersetzungsmethode aufführen.

Freilich, wenn er gegen Ende seiner Darstellung — nun

---

[45] Beytr. 1734, S. 99. [46] S. 97 f. [47] S. 65.
[48] S. 64. [49] S. 99. [50] S. 66. [51] S. 99. [52] S. 105.

wirklich viel zu überschwänglich für seine Verhältnisse — fremde Äußerungen zitiert, wie diese:

1. »Es ist eine große Tugend und Geschicklichkeit, in der Übersetzung einem Verfasser seinen Mund, sein Gesichte, seinen Verstand, seine Stirn oder seine Gestalt, die er unter einer andern Himmelsgegend hatte, zu geben« (v. d. Hardt)[53].
2. »Man muß so übersetzen, daß der Autor eigentlich scheine, unser Landsmann geboren, nicht geworden zu sein« (D. Rambach)[54].
3. »Ein Übersetzer muß das Gemüt des Verfassers annehmen«[55]. — »Möglichst genaue und klare Übereinstimmung mit dem Verstande und Affekte des Originals!«[56] (Dannhauer),

so geht man wohl nicht fehl, anzunehmen: Entweder war ihm um ein paar Autoritäten oder um einen schwungvollen Schluß zu tun. Läßt er sich doch ebensowenig die Namen eines Plinius und Quintilian entgehen. Mindestens aber hat er nicht gewußt, was er zitierte, denn offenbar widersprechen doch v. d. Hardt und Rambach einander! V. d. Hardt will historisch-ethnographisch charakterisieren, Rambach Unterschiede nicht nur der Sprache, sondern aller nationalen Zugehörigkeit nivelliert wissen! Was sich nur dann miteinander verträgt, wenn man annimmt, der fremde Autor spreche in der Übersetzung so fließend Deutsch, als wäre er in Deutschland geboren, ohne doch seinen fremden Charakter und sein ausländisches Kostüm zu verleugnen; Kategorien, die weder Venzky noch jene Hermeneuten der Bibel schon auseinander hielten.

Von ihnen aber, die so viel sinniger sind als der trockene Venzky, muß gesagt werden, daß sie ihrer Zeit voraus waren, jedenfalls die Übersetzungsweise der Aufklärer nicht mitmachen konnten. Aber gehen die Diener am Worte Gottes zu allen Zeiten im Übersetzen der Bibel — wobei sie weihevolle Stim-

---

53 S. 106 (Anfangsgründe der allgemeinen Schrifterklärung, 15. Bl.).

54 S. 110 (Hermeneutik S. 642).

55 S. 107 (Hermeneutica sacra p. 349). 56 S. 110 (ebenda p. 56).

mung des Gemüts umgibt und unbedingter Gehorsam gegen den heiligen Wortlaut oberste Pflicht ist — ihren besonderen Weg, wieviel mehr in einer Zeit, wo die anderen übersetzten, um veraltete Schriften aufzufrischen, schwerfällig geschriebene mundgerecht umzustilisieren, und sogar aus schlechten Büchern bei einigem Geschick noch leidlich moralische zu machen.

Objektiv bleibt bestehen, Venzky hat doch eher einem ungetreuen Übersetzen das Wort geredet, als einem getreuen im späteren Sinne. Auch ihm besitzt das Original noch nur mittelbare Bedeutung, nicht die ganz untergeordnete als Sprachmuster, aber auch keinesfalls den Eigenwert wie bald für die Schweizer. Übersetzen ist in einer Zeit, wo der Bedarf an guten nützlichen Büchern nicht durch einheimische Produktion gedeckt werden kann, eine schnell fördernde und also recht empfehlenswerte Methode, solche zu beschaffen.

Diesem immensen Nutzen gegenüber ist die Inkongruenz der Sprachen, auf die schon Leibniz hingewiesen hatte, »daß wohl keine Sprache in der Welt sey, die ander Sprachen Worte jedesmahl mit gleichem Nachdruck und auch mit einem Worte geben könne«[57], ein törichter Einwand. Nur die eigennützigen exklusiven Gelehrten können dergleichen faseln, um die Übersetzer kopfscheu zu machen. »Denn gleichwie eine jede Sprache dazu geschickt ist, daß man seine Gedanken darin ausdrücken kann: Also kann man auch aus einer jeden und in eine jede Sprache was übersetzen«[58].

Konnte Venzky die reine Theorie im einzelnen wenig fördern, so gab er doch eine erste Prinzipienlehre und einen ersten historischen Rückblick. Er beginnt mit den Römern, erwähnt die Förderung, die das Übersetzen durch die vielen Bibelübersetzungen erfahren, und kommt dann speziell auf die Deutschen zu sprechen, übrigens sicher mehr, um sein Thema zu beschränken, denn aus Nationalstolz[59].

Und nun folgt in den »Beyträgen« Kritik auf Kritik, deren

[57] Leibniz, Unvorgreifliche Gedanken, Nr. 61.
[58] Beytr. 1734, S. 67. [59] S. 78 ff.

jede auf 10 bis 20 Seiten eingehende Vergleiche zwischen den verschiedenen Übersetzungen anstellt, lange Erwiderungen, Berichtigungen, Zusätze bringt und im allgemeinen Venzkys Sätze in verschiedener Formulierung immer wiederholt. Immer kommt es neben der Forderung eines »zierlichen«[60] und korrekt hochdeutschen Stiles auf klaren, verständlichen Ausdruck an. Daher kommt es, daß alle Übersetzungen länger geraten als die Originale, daß die lateinischen Perioden fleißig in kleine Sätze zerhackt werden, und daß die erläuternden Anmerkungen dem Übersetzer offenbar das meiste Vergnügen gewähren. Lau betont in der Vorrede zu seiner Übersetzung des virgilianischen Liebes- und Lebenslaufes, »er attachiere sich mehr die Realia und Sachen der Bücher nach ihrem wahren buchstäblichen und sinnlichen Verstande vorzutragen; als eben alle und jede Reden, Wörter und Sylben auf der Goldwage einer musikalischen Poesie abzuwägen und in Noten zu bringen.... Außerdem werde man zuweilen Redensarten und Wörter antreffen, die zwar heute zu Tage, nicht aber zu des Äneas und des Virgilius Zeiten, weder dem Buchstaben noch dem Verstande nach, üblich gewesen. Doch werde der Leser ihm wegen ihrer vermeyntlich mal a propos geschehenen Applikation sich erinnern, daß Virgil selbst, auch Lohenstein im Arminius sich dieselbe Freyheit genommen, welche man ihnen zu gute halten müsse, da sie zugleich im Sinne gehabt hätten, neben der vorhandenen Geschichte oder Fabel den Zustand ihrer Zeiten, jener die Regierung des Kaysers Augusti, dieser aber manche geist- und weltliche Intriguen, so währendem dreyßigjährigen Kriege in Deutschland an Höfen gespielet worden, auf eine angenehme, aber etwas verdeckte Art mit abzuschildern«[61].

Allgemein wird angeraten, auch Poeten in Prosa zu übersetzen, damit nur ja nichts vom Inhalt verloren gehe[62], geschieht es aber in Versen, so wird es meist ausdrücklich im Titel vermerkt[63] und damit begründet, »daß der Verstand dann lebhafter gerühret werde«[64].

---

[60] 1733, 5, VI. [61] 1732, 2, V. [62] Z. B. 1732, 2, IX; 1737, 17, 5.
[63] Z. B. 1737, 20, IV; 1742, 30, XI. [64] 1733, 5, IX.

Das Musterbeispiel dieses Übersetzens ist die bekannte Wertheimer Bibelübersetzung, aus der Hettner einige Proben mitteilt[65].

Bestreben wir uns, ein allgemeines Bild dieser Übersetzer und ihres Verhältnisses zum fremden Autor zu gewinnen, so müssen wir zugestehen, daß sie dem Autor schon mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als ihre Vorgänger. Dennoch hegen sie nie eine solche Bewunderung für ihn, daß es ihnen Lohn genug wäre, seinen Namen über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu verbreiten. Nun Übersetzen etwas Selbstverständliches, beinahe eine Pflicht geworden ist, suchen sie sich für ihre im Vergleich zu früher nicht mehr so vergnügliche Arbeit durch eigenes Dreinreden, Ergänzen, Verbessern und Verschönern zu entschädigen. Ihre Selbständigkeit wollen sie bewahren. Das Wenigste ist, daß sie an die Stelle der Namen und Exempel des Originals neue eigene setzen; sie lachen über die Übersetzer, die, indem sie ihren Autor in allen Stücken für unfehlbar halten[66], auch seine Fehler ruhig ins Deutsche bringen, und daß Venzky selbst bei Gelegenheit des Übersetzens auch seine Dichtergabe zeigen will (obwohl doch ein Übersetzer nicht ehrgeizig sein soll), zeigt sich in seiner Übersetzung von Shaftesburys Soliloquies[67], wo er die lateinischen Prosazitate ruhig stehen läßt, die Verse aber übersetzt[68]. Solchem Selbständigkeitsdrang ist es auch zuzuschreiben, wenn Neukirch Fénelons Telemach in Verse brachte und überdem reichlich Gebrauch machte »von der poetischen Erlaubniß, verschiedene Gedancken mit einzumischen, welche nicht in dem Texte stehen, aber doch mit der Materie selbst verbindlich seyen«[69]. Es gilt die Regel, eine Übersetzung ist um so besser, je leichter man denken könnte, es wäre ein

---

[65] Hettner 3, 1, S. 258 ff.

[66] Z. B. Beytr. 1742, 33, III; 1739, 21, IV.

[67] Die übrigens Walzel in seinem Prometheus von Shaftesbury bis Goethe nicht erwähnt.

[68] 1739, 21, VI.

[69] Vgl. die Vorrede und Beytr. 1739, 24, II.

deutsches Original[70]. Und wir erkennen eine lange Reihe von Übersetzungen, die alles Neue und Brauchbare, was im Ausland erscheint, ausspionieren, um es nach eigenem Ermessen über den deutschen Leisten zu schlagen.

Aber sonderbar, schon bei Venzky fiel es uns auf, daß er die Stirn hatte, das Ideal der Treue die ultima ratio seines Übersetzens zu nennen. Nun aber wird so oft von Treue geredet, daß wir mit der Erklärung, die wir bei Venzky gaben, nicht länger durchkommen oder sagen können, dergleichen Äußerungen seien Redensarten, denen man zuviel Ehre antue, wenn man sie gründlicher nehme. Gesetzt auch, es wäre bloße Heuchelei, oder hier spräche bisweilen die Stimme eines bösen Gewissens, so ist damit das Problem nicht gelöst: Wie kann denn, wer von der Rechtmäßigkeit seiner Handlungsweise überzeugt ist, ein böses Gewissen haben; was braucht er, da damals noch niemand treue Übersetzungen verlangte, dergleichen zu heucheln?

Es ist der Fall von den zwei Seelen in der einen Brust. Als Männer der Praxis, als Aufklärer bestimmten sie das Übersetzen aus dem Gesichtspunkt des guten Zwecks, als Männer der Theorie, als Aufgeklärte: Rationalisten, die alles definierten und alles deduzierten, suchten sie nach einer Idee des Übersetzens, und die konnte keine andere sein als möglichste Ähnlichkeit des »Nachbildes« mit dem »Vorbilde«[71]. Das ist es aber, was die Deutschen mit einem ethischen Ausdruck Treue, die Engländer minder suggestiv closeness nennen. Zum ersten Male wird sie in Deutschland (von England ist nachher die Rede) als die Grundtugend eines Übersetzers aufgestellt.

Freilich war es eine bittere Wahrheit, und es ist nur natürlich, wenn man mit ihr zunächst nur in Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten Ernst machte. Man glaubte ihr seinen Tribut entrichtet zu haben, wenn man den Unfug verpönte, mit den schlicht vornehmen Titeln lateinischer Autoren marktschreie-

[70] Z. B. 1733, 5, VII und Weichmanns Vorrede zu Brockes Irdischem Vergnügen. [71] Ausdrücke Venzkys.

rischen Mißbrauch zu vollführen: »Ein Übersetzer hat kein Recht, sein Original umzutaufen«[72]; wenn man den Übersetzern zu bedenken gab, Konsul nicht mehr mit Bürgermeister oder Fürst, und Imperator nicht mit General zu übersetzen, sondern lieber unübersetzt zu lassen«[73]; wenn man ihnen riet, in poetischen Übersetzungen die Zeilenzahl beizubehalten[74], auch wohl das Versmaß des Originales nachzuahmen — damals nicht minder eine bloße Äußerlichkeit —, statt alles: Kurzzeilen, Hexameter, Knittelverse und strophische Dichtung durch die Mühle des Alexandriners zu drehen[75], und daß Neukirch aus der Prosa des Telemach Verse gemacht, darum mißbilligt, »da man nicht einsehe — von andern Gründen zu geschweigen — warum nicht auch in diesem Punkte die Ähnlichkeit gewahrt werden sollte«[76]. Man gesteht zu, eine Übersetzung müsse sich wie ein Original lesen lassen, allein »Herr Heumann muß diese Regel nothwendig ganz anders als wir verstanden haben. Denn seine Arbeit ist so beschaffen, daß, wenn man es nicht besser wüßte, man diese Reden fast für eine Frucht seines eigenen Geistes ansehen sollte: So schlechte Ähnlichkeit haben sie mit dem Lateinischen, und so wenig kann man den Redner Cicero in seinen eigenen Reden finden«[77]. Auch die Franzosen »haben sich bei der Übersetzung Anakreons in gereimte Verse solcher Weitläuftigkeiten und Umschweife bedienen müssen, daß sie mehr ihre eigene Gedanken als ihren Grundtext darinn ausgedrücket, und also schlechte Übersetzer geworden sind, indem sie gute Poeten haben werden wollen«[78].

Da lag es denn klar am Tage: Übersetzen heißt zweien Herren dienen, der fremden Sprache und der eigenen, dem Ideal der Treue und dem des guten Deutsch. Übersetzen war aus einer absolut lösbaren (wie bei Venzky) zu einer nur annäherungsweise lösbaren Aufgabe geworden. Beiden Forderungen zugleich konnte nur unvollkommen oder der einen auf

---

[72] Z. B. 1737, 17, IV. [73] 1734, 12, I; 1739, 21, VIII.
[74] Z. B. 1733, 5, IX; 1737, 17, IV. [75] Z. B. 1737, 17, VIII.
[76] 1742, 32, IV. [77] 1735, 13, II. [78] 1733, 5, IX.

Kosten der anderen Genüge geleistet werden. Manche wählen die erstere Lösung, ob sie schon klagen, wie schwierig es sei, zwei Dinge zugleich zu verfolgen[79]. Doch gibt es auch radikale Neuerer, die sich kurzerhand entschließen, die Fessel des guten Deutsch für immer abzustreifen. So lesen wir in der Cicero-Übersetzung von Heumann 1735 Sätze, in denen er mit Absicht die lateinische Wortfolge gewahrt haben will: »Wie wenig du fragest, nach des Pöbels Raserey« oder »Ihr habet mit Augen gesehen die Bauern« und ähnliches[80]. Toll aber ist das Unternehmen jenes Junckherott, der sich, um endlich einmal dem Wortlaut der Heiligen Schrift gerecht zu werden, eine ganz neue Sprache ersonnen hat, in der jedem griechischen Wort in allen seinen Bedeutungen ein eigenes deutsches Wort entspricht, die Wortstellung der griechischen nachgebildet ist und die Wortbildung ebenfalls nach griechischer Art geschieht. Weil ἀγγέλλω heißt ich kündige an, heißt ἀγγελία nicht die Botschaft, sondern die Angekündetwerdung, εὐχαριστία ist die für das Wohl (εὐ) zu Dank (χαρι-) Gestelletwerdung (ἵστημι). Es verdient ein Beispiel gegeben zu werden. Der Spruch: Ich weiß, daß in mir, das ist, in meinem Fleische usw., lautet bei Junckherott auf deutsch folgendermaßen: »Dann ich weis sichtbarlich da daß nicht hauset in mir da dieses ist in dem Fleische meiner da gutes dann das wollen da lieget da beyhin mir in sofern das aber bewürcken das rechtarthige da gegenhin wercklich nicht finde ich da.« Der Rezensent zerbricht sich den Kopf, was die vielen »da« bedeuten mögen. Erst meint er, »es seyen wol die Unterscheidungszeichen damit ausgedrückt«, dann denkt er, es sei eine bloße Angewöhnung des Übersetzers oder die Übersetzung des Spiritus lenis. Schließlich hält er das verdrießliche Werk für die Geburt eines Schwärmers[81]; wozu er eben kein Venzky und Verächter einer wohlverstandenen Treue im Übersetzen zu sein brauchte.

Das Prinzip der Treue, einmal konzipiert, ließ sich nicht lange mit Scheinopfern befriedigen. Schon verlangte es auch,

---

[79] Z. B. 1739, 21, VIII. [80] 1735, 13, II. [81] 1736, 14, VII.

»was der Autor gedacht«[82], sei so treu wie möglich wiederzugeben. Zwar kann man sich das Retouchieren niemals ganz versagen, aber ist doch so ehrlich, die gröbsten Abänderungen in einer Anmerkung oder im Vorwort zu bemerken und zu begründen[83]. Und wenn man schon nicht getreu übersetzt, so hilft man sich damit, daß man endlich einen Unterschied zwischen Übersetzungen und Nachahmungen oder freien Übersetzungen macht, während früher alle, und das heißt meistens freie Übersetzungen, unterschiedslos Übersetzungen oder Verdeutschungen hießen. 1724 noch hielt man den Zusatz, »mit einiger freyheit übersetzt«, erst dann für nötig, wenn man aus des Boetii V Büchern de Consolatione Philosophiae eine Schulkomödie »Der in seinem Gefängniß philosophierende Boetius« machte, in der man »das meiste aus dem Texte« untergebracht hatte[84]. — 1732 war eine Übersetzung Boileaus erschienen. Der Übersetzer Caspar Abel entschuldigt sich, daß er in der letzten Strophe einer Ode abgewichen sei, »weil er wenig Vergnügen dabey gefunden, die unnütze Zänkerey mit dem Hrn Perrault wieder aufzuwärmen. Er hofft, ein jeder gescheidter Leser werde ihm recht geben, daß sich sein Zusatz viel besser zum Schlusse dieser Ode schicke«. »Die Wahrheit zu gestehen,« meint der Rezensent: »So gefällt auch uns des Boileau Schluß eben nicht recht. Allein unserm Bedünken nach steht es keinem Übersetzer frey, wenn ihm etwas nicht gefällt, nach seiner Phantasie etwas anderes dafür zu setzen. Wir halten auch nur solche Leute dazu fähig, die eine gar zu große Liebe gegen ihre Geburten besitzen. Ein anderes ist es, wenn man eine freye Übersetzung oder Nachahmung von einem Stücke macht. Da ist es erlaubt, seine Gedanken und Einfälle mit anzubringen, und nach seinem eigenen Gutdünken etwas Eigenes an die Stelle des Fremden zu setzen«[85]. — Eine ähnliche Definition der freien Übersetzung gibt Schwabe in der Vorrede zu Gottscheds Gedichten.

---

[82] 1737, 16, II.

[83] Vgl. schon Hunold, Gottsched in der Übersetzung der Ars poetica und 1737, 16, II. [84] 1732, 1, I. [85] 1737, 16, II.

Und das Bestreben möglichster Ähnlichkeit mit dem Original widersprach dem Wunsche, möglichst schnell und leicht ein nützliches Buch zu verfertigen, endlich in noch einem wichtigen Punkte.

Wie wenig man sich anfänglich noch um das Original bekümmerte, zeigt nichts deutlicher, als daß man Übersetzungen übersetzte. Thomasius, der sich doch sicher überlegte, was er tat, hatte aus Begeisterung für Sokrates Xenophons Denkwürdigkeiten übersetzt, aber nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Französischen des Charpentier. Desgleichen gab es lange Zeit nur eine Übersetzung des französischen »Spectateurs«, bis sich 1739 die Gottschedin daran machte, eine neue Übersetzung direkt aus dem Englischen zu unternehmen. — Der eben genannte Abel hatte außer Boileau auch Stücke aus Horaz, Virgil und anderen übersetzt und alles im Jahre 1729 in einem Bande unter dem Titel »Des berühmten Poeten Nicolai Despreaux Boileau satyrische Gedichte ... aus dem Französischen in Teutsche Verse übersetzt, und mit einem Anhange verschiedener aus dem Horatio, Virgilio u. a. verteutschten Gedichten vermehret« herausgegeben. 1732 erscheint eine neue Ausgabe. Jetzt heißt der Titel: »Des berühmten Poeten usw., samt allen Eclogen des Virgilii und den meisten Oden des Horatii, welche ihrer besonderen Anmuth und Nutzbarkeit (1729 hieß es übrigens Anmuth und Vortrefflichkeit) halber aus dem Französischen und Lateinischen theils in Hoch-, theils aber in Nieder-Sächsische Verse übersetzt worden von Caspar Abeln.« Der Rezensent sagt: »Man ist auf dem Titel dem Irrthum zuvorgekommen, der sich bey einigen boshaften Lesern und heimtückischen Lästerern hätte einfinden können. Es wäre der Verleumdung ja leicht gewesen, irgend auszusprengen, oder wenigstens zu argwohnen, die Gedichte wären nicht alle aus der Originalsprache übersetzt. Solchen losen Spöttern ist nun die Gelegenheit genommen, indem sie buchstabieren müssen: aus dem Französischen und Lateinischen«[86].

[86] Ebenda.

1741 aber heißt es ganz streng bei der Übersetzung von Popens »Versuch an dem Menschen«: »Nichts ist zu bedauern, als daß sich der Herr Übersetzer nicht für stark genug gehalten, das Englische selbst vor sich zu nehmen und unmittelbar aus der Grundsprache zu übersetzen«[87]. Und noch 1757 spottet Heilmann, der von Herder verehrte, daß die meisten der Leipziger Übersetzungen mit dem Griechischen nur ohngefähr in einem solchen Verhältnis ständen, »als Themistocles von seiner Gemalin ihrem Schooshunde versicherte: derselbe behersche ganz Griechenland, daß nämlich Dacier und andere französische Gelehrte große Verdienste dabey gehabt«[88].

Da es sich in diesen Fällen um die Benutzung französischer Übersetzungen handelt, läßt sich nicht sagen, ob wirklich das Prinzip der Treue dem Rezensenten die Feder führt, oder ob der Wunsch, von den Franzosen sich unabhängig zu machen, auch hier mitspielt. Der bewußte Gegensatz zu den Franzosen, wie er namentlich durch die Ereignisse des Jahres 1740 denkbar schroff wurde, ist umgekehrt vielleicht ein Grund mehr für die starke Betonung der Originaltreue im Übersetzen gewesen. Indes davon später.

Jetzt muß, das Bild der 30er Jahre zu vervollständigen, von den Schweizer Kunstrichtern, J. J. Bodmer und J. J. Breitinger die Rede sein. Man weiß, daß sie bis in die Mitte der 30er Jahre mit Gottsched in bestem Einvernehmen standen, obwohl sich Unterschiede schon seit dem Erscheinen der kritischen Dichtkunst zeigen, daß sie sich allmählich entfremdeten, bis es 1739 zum entschiedenen Bruche kam, der eine langjährige Fehde und die schließliche Überwindung Gottscheds zur Folge hatte. Die Frage ist, ob sich der Unterschied der Schweizer von Gottsched auch in ihren Meinungen vom Übersetzen zeigt.

Wir beobachten an den Schweizern eine gewisse Selbständigkeit dem übrigen Deutschland gegenüber. Sie fühlen sich internationaler. Sie schreiben nicht zur Ehre der deutschen

[87] 1741, 25, IX, II.

[88] Heilmanni Opuscula Jenae 1778 (57), II, S. 8.

Sprache. Sie dichten nicht zum größeren Ruhme des deutschen Parnasses, sie achten nicht so eifersüchtig auf das Urteil des Auslandes, sie lieben die Poesie um ihrer selbst willen und begeistern sich für jeden wahren Dichter ohne Unterschied der Nationalität.

Zu der Zeit, da Binnendeutschland, stolz im Gefühle eigener Produktion, allen weiteren Import von außen ablehnte, waren es die Schweizer, die zuerst den Gedanken der moralischen Wochenschriften aus England herübernahmen und in die Tat umsetzten. Wenn man die Zuschrift der Mahler an den erlauchten Zuschauer der englischen Nation liest, so hat man den Eindruck: hier herrscht kein gequälter Rangstreit, sondern ein vernünftiger Wetteifer; die Schweizer fühlen sich, gleich Addison und Steele, als gottgesandte Apostel, nur in verschiedenen Ländern, als Statthalter eines großen Reiches, nur über verschiedene Provinzen gesetzt.

Elf Jahre später, 1732, also im selben Jahre wie Gottscheds »Sterbender Cato«, erscheint Bodmers Übersetzung von Johann Miltons »Verlohrenem Paradies«, in den »Beyträgen« ausführlich besprochen und gelobt[89]. Auch hier keine Spur von Patriotismus. Weder rühmte er sich, daß wir Deutsche nun endlich das Heldengedicht in deutscher Sprache hätten, noch wollte er den Deutschen ein Muster vor Augen führen, nach dem sie selber Eigenes in dieser Gattung hervorbringen sollten. Zum ersten Male vielmehr übersetzt einer einen fremden Dichter aus reiner Bewunderung seines dichterischen Genies, und stellt seine Kraft in die Dienste eines andern, ihm den Weg zu bereiten, ihm auch bei seinem Volke ein Publikum zu verschaffen. Den Geschmack dieses Publikums bei dieser Gelegenheit zu bessern oder gar die Dichtungen als eine Beispielsammlung der eigenen Theorie der Dichtkunst zu verwenden, das ergab sich von selbst, war Folge, nicht Grund.

Freilich wurden auch die Schweizer patriotisch. Wir zitierten schon den Anfang von Bodmers Charakter der teutschen Ge-

---

[89] Beytr. 1732, 1, IV; 2, IX.

dichte: Auch Deutsche können sich auf den Parnassus schwingen. Dieses Gedicht fällt ins Jahr 1734. Wichtig ist es, weil es zeigt, daß auch Bodmer schon damals dem Übersetzen an sich eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Wie konnte er sonst den Aufbau eines Gedichtes durch die Einschiebung längerer Übersetzungsproben sprengen, so daß es fast scheint, als sei alles andere nur Einleitung. Oder war es nur die Abneigung gegen Neukirch und Amthor, die ihn verleitete, jenes Telemach-Übersetzung und dieses Virgil-Übersetzung bei dieser Gelegenheit an den Pranger zu stellen und selbst zu zeigen, wie es besser zu machen sei? — Aber was tadelt er an ihnen? Schlechtes Deutsch? Schlechte Verse? Undeutlichkeit des Ausdrucks? Von Amthor sagt er:

»Auch du o Amthor bist von Lohsteins Stamm und Hauß
Ein nicht geringes Haubt, doch siehst du mager aus,
Wann sich dein kleiner Kopf mit Marons Helme decket;
Wie wann ein Liebes-Geck das welcke Haubt verstecket
In einem Wald von Haar. Die Stimm ist leiß und matt
Wir greiffen lauter Schwulst und Wind an Fleisches statt«[90];

und von Neukirchs Telemach:

»Dieß ist nicht Telemach, den Fénelon gepfleget,
Und ihm Gedanck und Wort in Haupt und Mund geleget,
Da eines allezeit fürs andere scheint gemacht,
Gleich wie ein enges Wamms, der alten Teutschen Tracht,
Sich an die Glieder schließt, und die Gestalt entdecket,
Die unsre Kleidungs-Art mit Walfisch-Bein umstecket«[91].

Bodmer vermißt bei beiden die rechte »herzhafte« poetische Sprache, den vollen Ton. Daß er ihn selbst in seinen Gegenbeispielen nicht ganz erreicht, geht uns hier nichts an. Jedenfalls will er ihn. Dieser Ton läßt sich nicht durch ein Addieren und Subtrahieren erreichen. Übersetzen ist kein mathematisches Exempel, wie es den »Beyträgen« vorschwebte. Auch der Begriff der Treue wird hier nicht in seine Komponenten zerlegt.

[90] Charakter S. 14. [91] S. 22.

Bodmer hat das Gefühl, Amthor wie Neukirch haben kein Verständnis gehabt für die poetischen Schönheiten ihres Originals, sonst hätten sie nicht gewagt, mit ihren Übersetzungen zufrieden zu sein.

Inzwischen erscheint noch 1737 Bodmers Übersetzung von Butlers Hudibras[92]. Sonst aber ist die Denkweise der Züricher in diesen Jahren nicht von der Art, daß sie sich mit den äußeren Erscheinungsformen der Poesie besonders befaßte. Sie suchen nach den letzten Bedingungen aller Poesie im Gemüt des Menschen, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den kritischen Schriften des Jahres 1740 kein so ausgeführtes »Bild eines geschickten Übersetzers« finden.

Die »Beyträge« behaupten einmal, die Schweizer pflichteten den Ansichten Venzkys ebensosehr bei wie die Gettschedianer[93]: nun, bei der Unverbindlichkeit und Allgemeinheit Venzkys konnten sie das immerhin tun. Venzky war in der Hauptsache so elementar, daß er allerdings nicht so sehr zu widerlegen als vielmehr zu überbieten war. Das tut aber ganz gewiß Breitinger im zweiten Teile seiner »Crit. Dichtkunst« mit folgenden Worten:

»Von einem Übersetzer wird erfordert, daß er eben dieselben Begriffe und Gedanken, die er in einem vortrefflichen Muster vor sich findet, in ebensolcher Ordnung, Verbindung, Zusammenhange und mit gleich so starkem Nachdrucke, mit andern gleichgültigen, bey einem Volke angenommenen, gebräuchlichen und bekannten Zeichen ausdrücke, so daß die Vorstellung der Gedanken unter den beyderley Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemüth des Lesers mache. Die Übersetzung ist ein Conterfey, das destomehr Lob verdienet, je ähnlicher es ist«[94].

Der Anfang bringt nichts Neues. Er scheint eher eine Bekehrung zu den Ansichten der »Beyträge«. »Begriffe«, «Gedanken«, »Nachdruck«, »gleichgültig«, »Zeichen« könnten eben-

---

[92] Besprochen Beytr. 1737, 17, VIII.

[93] 1742, 32, III, S. 627.

[94] Crit. Dichtkunst II. Teil (?) S. 139.

sogut dem Gottschedschen Sprachschatze entstammen. Ja »Zeichen« scheint noch mathematisch exakter sein zu wollen. Breitingers Definition ist um soviel abstrakter als die Definition der theoretischen Gottschedianer, um wieviel deren Definition von der Treue oder Ähnlichkeit schon abstrakter als die praktisch gerichtete Definition Venzkys war. Diese reine Theorie, aber, wie dann vor allem der Hang, das Wesen des Übersetzens durch Vergleiche, wie wir sie schon in Bodmers Kritiken über Amthor und Neukirch wahrnahmen[95] und wie wir sie später wieder bei den Romantikern wahrnehmen werden, zu illustrieren, zeigen, daß es den Schweizern darauf ankam, Übersetzen nicht mehr Technik, sondern Kunst sein zu lassen, die so wenig lehrbar sei, wie ursprüngliche Dichtung.

Höchst wichtig wird aber der Vergleich mit dem Konterfei, wenn man damit die andere Stelle zusammenhält: »Wer recht übersetzen will, muß vornehmlich den Geist dessen haben, den er übersetzt«[96]. An sich darf man nämlich den Wert dieses Vergleiches nicht überschätzen. Er lag in der Luft. Erstlich war es die Zeit des ut pictura poesis, außerdem bezog man seine Vergleiche mit Vorliebe aus der Malerei als der damals führenden Kunst. Umgekehrt wendet die Gottschedin Termini des Übersetzens auf die Malerei an, wenn sie von einem Porträt ihres Geliebten schreibt: »Es ist dem mir ewig werthen Original durch den Mahler weder ein Abbruch noch durch seine Kunst ein unnöthiger Zusatz geschehen«[97] oder bei Schilderung einer befreundeten Dame bedauert, »sie werde weit unter dem Originale bleiben«[98]. Wie dem sei: so dürfen wir nicht übersehen, daß Übersetzen nicht mit dem Kopieren eines Gemäldes, sondern mit dem Porträtieren selbst verglichen wird, also Miene macht, aus dem Rang der Künste zweiter Hand in den der (freilich auch noch nachahmenden) Künste erster Hand aufzusteigen, was eine höhere Wertung

[95] Charakter S. 14 u. 22.
[96] Zitiert Beytr. 1742, 32, III, S. 626.
[97] 7. Brief vom 9. I. 1732.
[98] Briefe III, 283.

des Originals als selbständigen unbekrittelbaren Kunstwerkes und, zum Teil dadurch, des Übersetzens zur Voraussetzung hat.

Damit kommt nämlich ein ganz neues Moment in das Ideal der Treue hinein. Bisher genügte es, wenn der Verstand und allenfalls der Affekt eines Satzes oder einer Stelle getroffen war, jetzt wird zum ersten Male eine ganze Schrift, ja ein ganzer Autor als ein von anderen Schriften und anderen Autoren unterschiedenes Individuum aufgefaßt. Wenn Venzky verlangte, daß ein Übersetzer sich zuvörderst eingehend nach den Lebensumständen und den Meinungen des betreffenden Autors erkundigen müsse, so war seine Meinung nur die, daß der Übersetzer dann nicht so leicht irre gehe, wenn der Autor auf eigene Erlebnisse, frühere Schriften anspiele, und sich überhaupt um so leichter an die Denkweise dieses Autors gewöhne[99]. Anders steht es freilich schon, wenn Gottsched von einem Übersetzer Anakreons verlangt, das griechische Silbenmaß beizubehalten: »da man hergegen, durch die Veränderung des Sylbenmaaßes, durch die Verlängerung der Zeilen, und ganzer Lieder, durch die Abtheilung in die bey uns gewöhnlichen Strophen, und endlich durch die Reime, nichts weniger als eine anakreontische Poesie zuwege bringen wird. Dieses sind die Fehler, die man dem französischen Übersetzer Longepierre vorrücken kann«[100]. Man mag meinen, Gottsched habe wieder einmal die französischen Übersetzungen diskreditieren wollen, und sei nur deshalb zur Rechten gegangen, weil jene zur Linken ginge. Aber der Ausdruck »anakreontische Poesie« bleibt bestehen. Nun, wir werden sagen: Anakreon war allerdings so grundverschieden von der Alexandriner-Poesie der Zeit, daß er auch einem Gottsched als Individuum auffallen mußte.

Was nun die Schweizer anbetrifft, so vermuten wir englischen Einfluß. Dryden war ihnen wohlbekannt, und Dryden hatte schon 1685 im Preface zu seinen Sylvae[101] den Übersetzern seiner Zeit, die den Amthor und Neukirch sehr ähnlich

---

[99] Venzky S. 98. [100] Beytr. 1733, 5, IX.

[101] Abgedruckt in Sargeaunt, The Poems of John Dryden, London 1910 S. 383 ff.

gewesen sein müssen, seine auch für seine Verhältnisse merkwürdig fortschrittliche Meinung gesagt. »Our translators endeavour only at the sweetness and harmony of numbers«[102]. »But it is not enough to give his authors sense in good English, in Poetical expressions, and in Musical numbers, there yet remains a harder task; and 'tis a secret of which few Translators have sufficiently thought: that is the maintaining the Character of an Author«[103]. Virgil und Ovid muß der gebildete Leser aus dem Stil der Übersetzung unterscheiden können. Aber unsere Übersetzer »have made them both so much alike«, wie jüngst ein Maler, der aus reiner Freude an schönen Farben und Formen alle Porträts gleich malte[104]. »Translation is a kind of drawing after the life«[105]. After the life, d. h. nicht nur »to draw the outlines true, the features like, the proportions exact, the colouring perhaps tolerable«[106], sondern auch »to make his author appear as charming as possibly he can (eine bei gesteigertem Können verhängnisvolle Formel!)[107], make all graceful, by the posture, the shadowing, and chielfly by the spirit which animates the whole«[108].

Nun also fanden der Begriff vom Geist eines Schriftstellers und der Vergleich des Übersetzens mit Porträtieren auch in der deutschen Kritik Eingang. Jener begegnet uns außer bei Breitinger z. B. 1766 bei Ludwig von Heß, dieser bei dem sonst so berüchtigten, hierin aber modern denkenden Lange in der Vorrede zu seinem Horaz 1752: »Meine Übersetzung ist der Bemühung eines getreuen Mahlers zu vergleichen, der das Urbild, so gut er kann, genau nachzeichnet, und nicht die Freyheit hat, den geringsten Strich zu ändern«[109]. Aber es hat noch gute Weile, ehe sie allgemeiner wurden. Denn für dieses Mal kamen sie zu spät. Wir werden bald sehen, wie schnell in den 40er Jahren das Interesse am Übersetzen erlahmte.

---

[102] S. 384, Zeile 26. [103] 384, 18 ff. [104] 384, 26 ff.
[105] 383, 83 ff. [106] 383, 45. [107] 383, 32.
[108] 383, 26.
[109] Quinti Horatii Flacci Odarum libri V et de Arte Poetica liber unus cum traductione poetica S. G. Langii. Halae 1752. Vorrede.

Aber noch in letzter Stunde wurde Übersetzen Gegenstand der heftigsten Diskussion. Der inzwischen ausgebrochene Streit zwischen Gottsched und den Schweizern, dessen Hitze ungefähr alles zum Glühen brachte, spielte eine Zeitlang auch auf dem Gebiete des Übersetzens. Anlaß war ja Bodmers Milton-Übersetzung. Hier nun handelt es sich noch mehr um Milton als ums Übersetzen. Im Fortgang des Streites aber, da man persönlich wurde und alles aufbot, um das Ansehen des Gegners zu schwächen, verfiel man auch darauf, einander der »Verbrechen böser Übersetzer zu überführen« [110].

Die »Critischen Beyträge« hatten mit einer Abhandlung Übersetzungen betreffend begonnen, sie sollten auch damit schließen. Aber so sachlich und nüchtern jener catalogue raisonné der deutschen Übersetzungen der meisten alten lateinischen Skribenten gewesen war, so persönlich und leidenschaftlich war nun diese Abrechnung mit den Schweizern. Drei ganze Aufsätze von zusammen über hundert Seiten beschäftigen sich mit Bodmers Übersetzungen der Äneis-Stelle und der Telemach-Stelle im Charakter der teutschen Gedichte und mit Breitingers Übersetzungen einiger Gleichnisse aus dem Homer, die er als Beispiele in seiner Abhandlung von den Gleichnissen gegeben hatte [111]. Die Schweizer hatten vorher in ihrer Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften eine schonungslose Kritik der Gottschedischen Übersetzung von Horazens Ars poetica in der »Crit. Dichtkunst« veröffentlicht [112].

Eigentlich gehören diese Vorgänge in eine Geschichte der Polemik. Es wird über Bodmer ein Gericht geheget, Breitingers Kapitel vom Übersetzen als Schiedsnorm der Verhandlung zugrunde gelegt, und nun treten Amthor und Schwarz mit seiner sogenannten Schwarzias als Ankläger gegen den ungerechten Richter auf, und die Verteidiger Bodmers müssen zuletzt bekennen, daß sie allerdings unrecht hatten, und werden verurteilt, Bodmers Übersetzungen im Charakter der teutschen

---

[110] Beytr. 1742, 32, III, S. 641. [111] 1742, 32, III, IV, V.

[112] Bodmer, Sammlung 1743, 9. Stück, S. 79—105.

Gedichte mit weißem Papier zu überkleben und den Grund darauf zu schreiben: »Weil der Verfasser ebensowenig den Geist, den Nachdruck, die Sittsamkeit und Hoheit Virgils erreichen können, als Amthor, ja sie oft noch weiter zurückgelassen als dieser; da er sich doch vermessen, solche zu erreichen, und Amthors Probe verbessern zu können: so habe ich diese Stelle den Augen des Lesers zu entziehen gesuchet, damit nicht unbefestigte Köpfe durch das pralerische Geschwätz des Verfassers verführet würden, in ihm einen Virgil zu verehren. So geschehen V. R. W.« Außerdem mußten sie diese Stelle mehrmals abschreiben und, sowie sie mit einer Abschrift fertig waren, dieselbe zerschneiden und sie zu Fidibus machen.

Uns hingegen interessiert der Umstand, daß die Partei Gottsched-Amthor anfänglich, d. h. nach bloßer Verlesung der Amthorischen und der Bodmerischen Übersetzung nicht »leugnen konnte, daß ihr Bodmers Übersetzung besser gefallen hatte als Amthor seine«[113]. Endlich, als sie schon ihr Vorwitz einige Fehler an der Bodmerschen Übersetzung zu entdecken gereuete, fiel ihr bei, den lateinischen Virgil aufzuschlagen, »und o! wie erstauneten wir, als wir gewahr wurden, daß er ebensowenig den Virgil erreicht und im Deutschen ausgedrückt hatte, als es irgend Amthor und Schwarz getan haben«[114]. Nun wird Zeile für Zeile mit dem Original »confrontiert«, und das Urteil ist vernichtend für Bodmer. Uns interessiert, zu sehen, daß jetzt auch Gottsched der Meinung ist — da er die Feinde mit ihren eigenen Waffen schlagen muß —, Treue gegen das Original ist das oberste Gebot. Nicht welche Übersetzung als deutsches Original besser sei, sondern welche Übersetzung mehr dem Originaltext entspricht, entscheidet endgültig über ihren Wert oder Unwert.

Die Entwicklung der 30er Jahre schließt also mit einem Sieg des Originals. Übersetzer und Dichter aus eigener Erfindung sind nicht mit gleichem Maße zu messen. Was bei diesen ein Vorzug, ist bei jenen ein Mangel. Treue Über-

[113] Beytr. 1742, S. 633. [114] S. 635.

setzungen sind nicht zu verwechseln mit sklavischen Übersetzungen. Nur diese verraten Ungeschick, jene aber größere Begabung als die berichtigenden und verschönernden freien Übersetzungen oder, wie man wohl spottete: »die ungetreuen Schönen«[115]. Es waren wichtige Einsichten, gleichsam die erste vernünftige Basis aller weiteren Diskussion. Allein diese weitere Diskussion blieb aus, und an die Stelle der Frage: Wie sollen wir übersetzen? trat wieder die andere: Sollen wir übersetzen?

[115] Lucians von Samosata, Auserlesene Schriften von moralischem, satirischem und kritischem Inhalte, durch verschiedene Federn verdeutscht und mit einer Vorrede, vom Werte und Nutzen der Übersetzungen ans Licht gestellt von J. Ch. Gottsched. Leipzig 1745. Vorrede.



§ 4.

Mauvillons Lettres germaniques.

Man pflegt die 30er Jahre des 18. Jahrhunderts gerade keinen Höhepunkt der deutschen Dichtung zu nennen. Allenfalls gönnt man dieser Zeit den schönen Titel eines Vorfrühlings oder einer Morgenröte. Allein die Zeit selbst war erfüllt von dem stolzen Bewußtsein ihrer Größe, sie nannte sich selbst eine »güldne Zeit«, und wer damals erst heranwuchs, mußte sich sagen lassen, »daß aller Ruhm ihm schon abgelaufen sei«. An die Stelle des Gefühls der Beschämung war das Bewußtsein getreten, nun könne man sich ungescheut neben den anderen Nationen sehen lassen, es käme nur darauf an, mit ihnen weiter Schritt zu halten. Dann kam die Aufklärung. Und trotz Thomasius und Wolff stellte es sich heraus: Hier war England und bald auch Frankreich wieder voran. Nun aber sahen wir: die Aufklärung machte dem Wettlauf ein Ende. Sie verwischte die Grenzen. Man führte nicht mehr Buch über den Anteil der Nationen. Paris, London, Zürich, Leipzig und Petersburg wurden Städte eines Reiches. Nationale Vorurteile fielen, und selbst die Unterschiede der Sprachen hörten, dank dem Vermittlereifer der Übersetzer, auf, fürder trennende Schranken zu sein. Es schien, als sollte jetzt, unter Ausschaltung aller nationalen Eifersucht, wieder entstehen, was wohl das Christentum im Mittelalter, nicht aber die Renaissance zuwege gebracht hatte: eine europäische Kulturgemeinschaft in einem Grade, wie sie noch nie dagewesen war, und wie sie auch heute nur innerhalb einzelner eingeschränkter Gebiete besteht, in ähnlichem Umfang wie damals aber, vorerst ein

frommer Wunsch, manchem freilich eine realisierbare Hoffnung ist.

Und auch damals blieb sie nicht ohne arge Störung. Die Grenzen waren durch jahrhundertelangen Rangstreit zu deutlich gezogen, um durch eine Strömung, und war sie auch so reißend wie die Aufklärung, gänzlich ausgelöscht zu werden. Das Nationalbewußtsein schlummerte nur, empfindlich genug, bei dem leisesten Anstoß wieder aufzuwachen. Das Bündnis mußte zerfallen, sowie sich herausstellte, daß ein Mitglied säumig war. Und nun krankte der neue Begriff Europa freilich daran, daß er, was Deutschland anging, nicht auf Wechselseitigkeit beruhte. Die Schwärmerei für den Fortschritt der Nationen zur Menschheit pflegt stärker zu sein bei Völkern, die sich schwach fühlen, als bei starken, und sie war bei keinem Volke so stark wie bei den Deutschen. Diese hatten gut reden: man solle die Grenzen öffnen; sie hatten dabei nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

Und man befand sich dabei wohl und zum besten. Import, dem Volkswohlstand so nachteilig, wenn er materielle Produkte betraf, war in Dingen des Geistes vorteilhaft und bequem, sobald man nur die Grille sein ließ, allezeit sagen zu wollen: Das ist deutsches Erzeugnis. England und Frankreich exportierten, und Deutschland ließ sich's gefallen.

Wie gesagt: dieser glückliche Zustand, da man die Rechnung ohne den Wirt machte, konnte nicht ewig dauern. Große gemeinsame Unternehmungen führen in beiden Fällen zu einer Abrechnung: wenn sie mißlingen — wer die eigentliche Schuld trage; gelingen sie aber, so möchte jeder Teilnehmer das meiste beigetragen haben. Beispiel zum ersten Fall: der dritte Kreuzzug — zum zweiten: Humanismus, Reformation, Aufklärung.

Diese Abrechnung vollzog für die verflossene Periode der Aufklärung und der Aufnahme der schönen Wissenschaften Frankreich; wieder gerieten wie einst die Nationen, die sich noch eben zum munteren Bund die Hände gereicht, in Prioritäts- und Hegemoniestreitigkeiten; wodurch die Beziehungen zwischen ihnen, wenn nicht für immer abgebrochen, so doch

auf längere Zeit bedenklich herabgestimmt wurden, und wodurch weiteres Übersetzen überhaupt in Frage gestellt werden konnte.

Das ausschlaggebende Ereignis ist das Erscheinen der Lettres françaises et germaniques anno 1740. Ihr Verfasser ist Mauvillon, französischer Lektor in Braunschweig, und die Abrechnung lautet:

Erster Punkt: Die Deutschen haben nichts Nennenswertes zur Aufnahme der Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks geleistet. Wenigstens nichts, was auch den andern Völkern zugute gekommen wäre: »Eure Poeten verdienen kein großes Ansehen, denn keiner von ihnen ist weder ins Französische, noch ins Italienische, noch ins Englische, noch ins Spanische übersetzet worden; dahingegen Milton, Boileau, Pope, Racine, Tasso, Molière und schier alle angesehene Poeten in die meisten Europeischen Sprachen übersetzet worden. Ja, man hat eure Geschichtsschreiber und Rechtsgelahrten, die dessen werth waren, übersetzet, wiewohl dieses eben nicht beweiset, daß alle die, so übersetzet worden, gleich trefflich seyn, weil in Wahrheit nur allzu viele Federn sind, die schlimme Wercke ums Lohn übersetzen. Was aber eure Poeten anlangt, so ist es keine so leichte Arbeit, sie zu übersetzen, weil sie selber sich schier alleine mit Übersetzen behelfen. Sie sind meistens selbst Übersetzer: Zeiget mir — hier kommt der berühmte Satz! — einen Schöpfer auf eurem Parnasse (Nommez-moi un Esprit créateur sur votre Parnasse), ich will sagen, zeiget mir einen deutschen Poeten (Nommez-moi un Auteur Allemand), der ein vortreffliches Werck, das ein Aufsehen in der Welt gemacht hat, aus seinem Eigentum hervorgebracht hat (qui a écrit un ouvrage de quelque réputation). Ich fodre euch darauf heraus« [1].

Alle deutsche Literatur Übersetzung! So hatte man also

[1] Mauvillon, Lettres Françoises et Germaniques ou Reflexions Militaires, Littéraires, et Critiques sur les François et les Allemans. Ouvrage également utile aux Officiers et aux Beaux-Esprits de l'une et de l'autre Nation. A Londres chez François Allemand 1740, S. 362.

nur importiert. So hatte das Wort »nationaler Indifferentismus« oder »Toleranz«, wie man auch sagte, nur als Deckmantel für die eigene Unproduktivität gedient! Aber hören wir erst Mauvillon weiter:

»Man wird vielleicht glauben, weil eure Poeten sich gantz und gar auf das Übersetzen geleget haben, daß sie in diesem Stücke Wunder gethan hätten. Im Geringsten nicht. Sie haben die besten Französischen, Englischen und Italienischen Originale verderbt. Unsere dramatische Gedichte beweisen dieses nur allzu mercklich; man kennt sie in eurer Sprache nicht mehr. Es sind ungefehr dieselben Begriffe, aber ungemein matt ausgedrücket. Ich will den angesehnsten von allen euren Übersetzern auslesen. Unter diesen Herren gehört Neukirchen ohne Zweifel der erste Rang; seine Übersetzung des Telemach hat ihm einen großen Namen gemachet. Dieser Poet war bey einem jungen Prinzen Hofmeister gewesen, dem zu Gefallen er diese Arbeit über sich genommen, und mit historischen und moralischen Anmerckungen bereichert hat . . .«[2] Und nun zerpflückt er erbarmungslos die Arbeit dessen, den doch alle »Kenner schöner Schrifften für aller Teutschen Dichter Zierde, und seiner Sprache geschicktesten Meister ausgeruffen hatten«[3].

»Warum,« so ungefähr fährt Mauvillon fort, »warum habt ihr nicht einmal eigene Bühnenstücke? Ich glaube, weil ihr eure ganze Zeit mit Hochzeitcarminibus und Leichenreden vertrödelt«[4], und endlich drittens:

»Warum finden denn die Deutschen nicht soviel Geschmack an den Wissenschaften als an der Kriegeskunst? Zeiget mir in Deutschland eine einzige Stiftung, wie diejenigen sind, die wir in Frankreich zum Aufnehmen der Wissenschaften haben! Oder haben eure Fürsten gar vergessen, was Horaz von den Helden vor Agamemnon sagt«[5]?

Dieser Schluß scheint ungerecht, sonst aber war dieses Resumé um so härter, als sich darauf kaum etwas erwidern

---

[2] S. 362 f.

[3] Neukirchs Telemach, Lebens-Lauff des seeligen Herrn Hof-Raht Benjamin Neukirchs. [4] Mauvillon S. 365 f. [5] S. 367 ff.

ließ. Mauvillon sprach wirklich nicht aus Hochmut seiner Nation, sondern vorurteilsfrei und ehrlich als ein Diener im Reiche der Wissenschaften, der einen neuen Bekehrungszug ins Land der rauhen Deutschen unternahm.

Was sagten die Deutschen dazu? Schwiegen sie ihn tot, den Friedensstörer? Dieses Mittel kannte man damals nicht. Wer angegriffen war, verteidigte sich; sonst hatte er verspielt. Also schrieben sie Antworten und Verteidigungsreden und ließen im übrigen alles beim alten? Oder wirkte der unbequeme Mahner? Ging man in sich und suchte zu bessern, wo es noch fehlte? Doch es fehlte ja zweierlei, nach Mauvillon. Es fehlte den Deutschen an Werken aus eigener Erfindung und zweitens an guten Übersetzungen.

Danach konnte also für die Geschichte des Übersetzens zweierlei geschehen: Man ließ das fragwürdige Übersetzen und sattelte zum ehrlichen originalen Schaffen um, oder man verzichtete ein für allemal auf Originalpoesie und suchte es vielmehr in der Gattung, für die man offenbar immer noch mehr inneren Beruf besaß, am Ende doch noch zu etwas zu bringen; zumal man schon jetzt der Meinung gewesen war, auf diesem Felde den andern überlegen zu sein. Beides zu treiben, dazu reichten die Kräfte nicht. Es handelt sich also wieder um die Existenzberechtigung des Übersetzens schlechthin, und lange, seit den Tagen Opitzens war man ihm nicht so schroff gekommen wie jetzt.

Das war kein Zweifel: Mit dem Indifferentismus war es aus. Die nationale Besinnung kehrte zurück. Öffentlich gesagt war worden, was man zwar schon im Innersten geahnt hatte, daß das ganze Gerede von dem goldenen Zeitalter deutscher Poesie hohl und erlogen war. Man sollte nun also wieder von vorn anfangen, bei den Ausländern in die Lehre gehen, durch Übersetzen lernen, fremde Muster in Übersetzungen seinen Landsleuten als Vorbilder hinstellen, um so schließlich zu einer neuen eigenen Produktion zu gelangen, die besser sein würde als die erste.

Wir fragen: wie verhielt sich Gottsched? Noch spielte

er den Diktator. Ihn ging also die Sache am allermeisten an. Ihm ist, was Mauvillon sagte, so überraschend gewiß nicht gekommen. »Deutschland hat noch keinen großen Dichter hervorgebracht,« hatte er schon 1730 gesagt[6]. Dann aber hatte er eine andere Politik eingeschlagen und, ob er es gleich selbst besser wußte, die Deutschen in dem Wahne ihrer Vortrefflichkeit belassen, ja bestärkt und das Renommee der deutschen Dichtung nach außen ängstlich zu wahren gesucht. Glänzendes Auftreten nach außen, aber im Innern emsiges Wirken im Vertrauen auf die eigene Kraft, das meinte er, sei für den deutschen Namen das Beste.

Nur in einem Punkte hatte er sich gezwungen gesehen, die deutsche Minderwertigkeit vor aller Welt offen einzugestehen und hierfür die Hilfe des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Das war das Theater.

Gottsched sah ein, er selbst war zu schwach, hier Besserung zu schaffen. Also rief er die Franzosen, wenn auch widerwillig, gegen die inneren Feinde: Oper und Hanswurst ins Land. Anfangs hatte er noch einige Selbständigkeit wahren wollen und gedacht, es ginge mit Nachahmung. So entstand sein »Deutscher« Cato, mit dem er sowohl Addison wie Des-Champs überbieten, und indem er einen gegen den andern ausspielte, von keinem ganz abhängig sein wollte[7]. Bald aber begnügte er sich mit Übersetzungen. In den 30er Jahren sind auf der Neuberischen und Schönemannischen Bühne fast nur Übersetzungen aufgeführt worden. Gottsched war es schließlich zufrieden und gab die Hoffnung wohl auf, daß die Deutschen je sich zu eigener Produktion ermuntern ließen.

Da aber kamen die Lettres germaniques und mit spezieller Anwendung auf die Schaubühne: Riccobonis Reflexions historiques et critiques sur les differens Théâtres de l'Europe 1738. Die rüttelten ihn auf. Er konnte zwar nicht anders, als dem Franzosen recht geben, so wie die Sachen bisher standen. Und doch wollte er den »französischen Großsprecher und

---

[6] Crit. Dichtkunst S. 140.

[7] Gottscheds Sterbender Cato, Vorrede.

Pralhans«[8] Lügen strafen und so schnell wie möglich die einheimische Produktion mobil machen. So gründete er noch im selben Jahre seine deutsche Schaubühne. Zwar die ersten Bände enthielten noch Stücke aus dem Französischen, aber auf dem Titel stand: nach den Regeln und Exempeln der Alten, und Namen, Reden und Sitten waren »auf deutsche Art« eingerichtet[9]. Und wenn es auch in Deutschland selbst noch keine originalen Bühnenstücke gab, so doch bei dem »verschwisterten Volke der Dänen«: so greift er zu Holberg, »um darzuthun, daß Nordischer Geist nicht so träge sei wie die Franzosen glauben«[10]. 1742 sind unter sechs Stücken schon drei deutsche. »Nunmehro wird es ferner unnöthig seyn, unsere Schaubühne mit Übersetzungen zu überhäufen. Wenn unsere Dichter soviel gute Muster vor Augen haben, so können sie sich schon den Geschmack so bilden, daß sie weiter keine Hilfe der Ausländer bedürfen. So wie ich es also nicht länger für rathsam halte, ewig bey unsern Nachbarn in die Schule zu gehen, und sich unaufhörlich auf eine sclavische Nachtretung ihrer Fußtapfen zu befleißen«[11]. 1743 sind es gar lauter Originale, und Gottsched »stattet seinem werthen Deutschland seinen aufrichtigen Glückwunsch dazu ab, daß es sich nunmehro auch dieses Theils der Ehre in den freyen Künsten und schönen Wissenschaften nicht mehr entblösset sehen darf«[12].

Diese fürs Übersetzen so wichtige Provinz: das Theater (wichtig darum, weil hier die Konkurrenz des Sprachenlernens am allerwenigsten gegen das Übersetzen aufkommen kann) schien also verloren.

Aber Gottsched wollte mehr. Gleichzeitig mit der deutschen Schaubühne erschienen Schwabes Belustigungen des Verstandes und Witzes, die von vornherein nur deutsche Originalstücke enthalten, höchstens Nachahmungen »noch einen Raum ver-

---

[8] Gottscheds Deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten. Leipzig 1741—45, 2. Jahrg. S. 18—19.

[9] 2. Jahrg. S. 35, 3. Jahrg. S. VI. [10] S. 41.

[11] 1. Jahrg. (1742) S. 19. [12] 4. Jahrg. S. 4.

statten: weil man darzu noch Witz nöthig hat — indeß Übersetzer nur das Heer der unselbständigen Köpfe vermehren — und man hier kund machen will, wieviel der deutsche Witz vermag«[13].

Ehe er nun diesem deutschen Witz das Zeichen zum Erscheinen gibt, läßt er noch einmal alle Gründe vortreten, die ihn eigentlich entmutigen müßten, wenn er nicht eben Schwabe alias Gottsched wäre, dem nichts zu schwer ist. Das geschieht witzig und verschroben genug — Polemik hatte man in Leipzig gelernt — durch ein fingiertes »Schreiben an den Herausgeber«, in dem derselbe freundlich verwarnt wird:

»Sehen Sie denn nicht, mein Herr, daß die Ausführung Ihres Vorhabens ganz unmöglich ist? Sie wollen lauter deutsche Grundschriften und keine Übersetzungen haben: Besinnen Sie sich denn nicht mehr auf das Frauenzimmer, welches, wenn es von einem Gedichte fragen wollte, wer es gemacht habe? fragte: Wer hat denn das übersetzet? Wissen Sie denn nicht, daß alle unsre deutschen Poeten und Redner nichts als Übersetzer sind«[14].

Aber Gottsched, so sehr er auch immer betont hatte, wie nützlich Übersetzen einem Volke sei, ja, daß wenigstens das Übersetzen der Alten kein minderes Verdienst für ein Volk sei, als eigene Produktion — 1732 hatte er gerühmt, daß schon jetzt Deutschland den Italienern und Franzosen nicht nachstünde, was das Übersetzen der Alten beträfe[15] —, Gottsched sagt dem Übersetzen Valet.

1742 lesen wir eine poetische Abhandlung von M. Kästner wider die poetischen Übersetzungen[16], die sich aber in Wahrheit gegen alles Übersetzen, dies »elende Copirhandwerk« richtet:

»Kein Meister handelt so, der eigne Kräfte weis.
Und was ein fremdes Volk in seiner Mundart spricht,
Das singet der nur nach, dems selbst an Kunst gebricht«[17].

---

[13] Schwabe, Belustigungen des Verstandes und Witzes. Leipzig 1741 bis 1745, 1. Jahrg., S. 14. [14] S. 27. [15] Crit. Beytr. 1, I.
[16] Belustigungen, 2. Jahrg., S. 238. [17] S. 239.

Zur Übung werde es noch verstattet, auch Nachahmungen mögen noch hingehen. Die Anfangsverse[18] spielen deutlich genug auf Mauvillon an:

»O Dichter, wenn ihr spielt Germanien zu ehren,
Laßt deutschen Einfall nur im deutschen Liede hören:
Man schimpft das Vaterland, wenn der gebundne Geist
Stets fremder Dichter Werk im deutschen Kleide weist:
Und durch sein Beyspiel nur der Fremde Stolz bekräftigt,
Daß eignes Denken nie der Deutschen Witz beschäftigt.«

Die Grenzsperre ließ sich nicht durchführen. Gottsched täuschte sich, wenn er glaubte, er würde mit seiner Maßregel allgemein Beifall und Nachfolge finden. Selbst seine eigenen Truppen fielen von ihm ab.

Die hällischen Bemüher, ob sie gleich der holden Pleißenstadt, ihrer Nachbarin, treulich im Kampfe gegen die Schweizer und ihren Herrn Konrektor Pyra beistanden, ja viel plumper als Gottsched über die Windmacherei[19], den aufgeblasenen Sinn und den lächerlichen Stolz[20] des Franzosen sich entrüsteten und schon 1743 der Ansicht waren, daß des berühmten Herrn Professors Gottsched Belustigungen dem stolzen Mauvillon das Maul gestopfet[21], scheuten sich dennoch nicht, Übersetzungen nicht nur zu besprechen, sondern auch selbst welche zu bringen[22].

Gar nicht aber kehren sich, wie zu erwarten, die Bremer Abtrünnigen an den Gottschedischen Erlaß. Ja, sie bekennen wieder einen entschiedenen Indifferentismus, wenn sie in der Vorrede ihrer »Neuen Belustigungen« sagen:

»Da wir nicht willens sind, das Maaß und die Gränzen des deutschen Witzes durch unsre Versuche zu bestimmen, sondern unsern Lesern nützlich zu seyn, und dieselben zu ver-

---

[18] S. 238.

[19] Mylius-Cramer, Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks. Halle 1743—48. 2. Jahrg., S. 124.

[20] 2. Jahrg., S. 8. [21] 2. Jahrg., S. 13.

[22] Z. B.: Der Gottschedin Übersetzung von Popens Lockenraub. 7. Jahrg., S. 562; Neukirchs Boileau-Übersetzung, 9. Jahrg., S. 79.

gnügen: so werden wir bisweilen einigen Übersetzungen oder freyen Nachahmungen ausländischer Schriftsteller den Platz nicht versagen: Wann die Stücke nur gefallen: so wird es dem Leser sehr gleichgültig seyn, ob er dieselben einem Griechen, einem Römer, einem Engelländer, einem Franzosen, einem Schweitzer, einem Niedersachsen oder einem Leipziger zu verdanken hat«[24].

Interessant ist auch hier wieder das Eingesandt, diesmal eine Parodie Gottschedischer Anschauungen:

»Ihr Eifer, die schönen Wissenschaften allgemeiner zu machen, ist recht lobenswürdig. Allein ihr Vorsatz, diesen Endzweck durch Übersetzungen zu erreichen ... Würden sie wohl auf diesen Einfall gerathen seyn mein Herr, wenn sie gewußt hätten, was wir bereits für einen Weg in den schönen Wissenschaften zurückgelegt haben? Die Übersetzungen sind bey uns längst altväterisch geworden. Ist es ihnen gefällig, einmal an die Ursachen zu gedenken, welche das gelehrte Deutschland zu einer so fruchtbaren Pflanzschule der muthigsten Übersetzer gemacht haben, ... so werden sie finden, daß man dieses Hülfsmittel, etwas vortreffliches in unsrer Muttersprache zu sagen, seit ohngefähr zehn Jahren schon glücklich entbehret hat ... Die Begierde, sich nach den Beyspielen der Alten und der Ausländer zu bilden, ist vielleicht nicht der schlimmste Vorwurf, den man den Deutschen machen kann. Ich mag es aber nicht über mich nehmen, sie zu entschuldigen, wenn sie sich ganze Jahrhunderte hindurch nicht befriedigen läßt. Genug, sie werden wohl thun, wenn sie die Schriftsteller unübersetzt lassen, welche nicht besser als wir sind«[25].

Und noch an mehreren Stellen wird die ängstliche Rücksichtnahme auf das Urteil des Auslands und das Geisthabenwollen der Gottschedianer verspottet.

---

[23] Z. B. anakreontischer Oden, 7. Jahrg.

[24] Neue Beitr. z. Vergnüg. d. Verstandes und Witzes. Leipzig u. Bremen 1744—46, Vorrede S. 7.

[25] An die Verfasser der Bremischen Beyträge S. 37.

»Ich könnte mir, sagt da ein Beyträger, kein größeres Glück vorstellen, als wenn meine Leser in gegenwärtiger Abhandlung einen so feinen Geist fänden, daß sie anfingen zu zweifeln, ob sie auch wirklich ein deutsches Original und nicht vielmehr aus dem Französischen übersetzt wäre«[26].

Von den Schweizern endlich wird man gar nicht erwarten, daß sie Gottscheds Meinung ernstlich in Erwägung gezogen hätten. Man müßte denn denken, der fremde Angriff wäre vermögend gewesen, aus den bittersten Widersachern mit einmal Bundesgenossen zu machen.

Sie bringen in ihrer Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistreicher Schriften eine Übersetzung der in Frage kommenden Lettres. (Dieser Übersetzung entstammen die vorhin angeführten Partien[27].) Nicht sowohl, um das Ding niedriger zu hängen, daß es nur desto mehr ausgelacht würde, sondern um sich auf Mauvillons Seite zu schlagen und in weitschweifigen Anmerkungen zu zeigen, wie sehr sie in allen Stücken seiner Meinung wären, ja daß er in vielen Dingen noch zu milde geurteilt habe. Das war keine feige Heuchelei. Eben erst hatte Breitinger in der Abhandlung von den Gleichnissen über die »Armut an Erfindungen bei den heutigen Poeten« Klage geführt[28] und in der »Crit. Dichtkunst« den Wahn von der vorzüglichen deutschen Literatur bekämpft: »Es ist nicht wahr, daß alles schon erdacht und erfunden, was sich hat sagen lassen, so daß nichts mehr zurücke, und uns nichts als der Ruhm geschickter Übersetzer übrig geblieben«[29].

Nun freuen sie sich ungemein, als sie erfahren, wie sich Gottsched und Schwabe geärgert haben:

---

[26] Abhandlung von Buchdruckerstöcken. Zueignungsschrift an die Marqvisinn von L . . . S. 425 = Rabener, Satiren II. Bd., S. 77.

[27] Bodmer, Sammlung critischer poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Besserung des Urtheils und des Wizes in den Wercken der Wolredenheit und der Poesie. Zürich 1741—43, 5. Stück.

[28] Breitinger, Abhandlung von den Gleichnissen. Zürich 1740, S. 286ff.

[29] Crit. Dichtkunst S. 114.

»Die ungeheure Lästerungen, womit der Französische Goliath das deutsche poetische Israel schmählerisch angegriffen, wollten dem redlichen Hern Magister S ... fast das deutsche Hertz abdrucken ... So hielt er es vor das rathsamste, daß er ein allgemeines Land-Aufbot an alle, die sich der allgemeinen Noth des deutschen poetischen Reiches anzunehmen Muth und Fähigkeit hätten, ergehen ließ, und ihnen einen allgemeinen Sammelplatz anwieß, von welchem sie auf die Französischen und Schweizerischen Philister mit vereinigten Kräften loosgehen könnten«[30].

Für sie selbst scheint damit der Fall Mauvillon zunächst erledigt. Sie erklären, in ihre Sammlung alles aufzunehmen, »gleichgültig, ob es ursprünglich von einem Deutschen verfertigt oder nur aus einer ausländischen Feder geschickt übersetzet worden«[31]. In diesem »nur aus einer ausländischen Feder« werden wir kein Werturteil erblicken. Doch hören sie selbst auf zu übersetzen, geben statt dessen bald deutsche Minnesinger heraus und spähen eifriger denn je nach dem deutschen Originalgenie. 1750 kam Klopstock nach Zürich.

Bald also waren die Übersetzer zum wenigsten wieder in Gnaden angenommen, und das ganze Ereignis schien nur ein Zwischenspiel gewesen zu sein. Die Aufklärung ging weiter ihren Gang. War sie anfangs mehr philosophisch-moralisch gewesen, so wurde sie nun eher realistisch-wissenschaftlich. Wir werden noch sehen, wie sich auch dies im Übersetzen äußerte.

Eines aber blieb nun doch aller folgenden Weiterentwicklung im Blute: der nationale Einschlag, sei es nun Leipziger Chauvinismus oder Züricher Patriotismus. Auch die Bremer Beyträger, ob sie gleich über den bornierten Nationaldünkel Gottscheds spotteten, strichen doch vielmehr als die Venzky usw. das wohlverstandene Interesse ihrer Volksgenossen heraus und meinten ihm nur auf eine vernünftigere Weise zu dienen, wenn sie ohne Rücksicht auf Priorität, geistiges Eigentum und andere

---

30 Bodmers Sammlung 1743, 3. Jahrg., S. 137 f.

31 Vorrede.

solche sekundäre Motive das deutsche Publikum auf die geistige Höhe der anderen Völker zu bringen strebten.

Ihrer Richtung gehörte die Zukunft. Wir werden sehen, wie dieser scheinbare Verrat am deutschen Namen, diese Duldsamkeit gegen alles Fremde, späterhin sogar zu einem wesentlichen Bestandteil des deutschen Nationalstolzes wurde und wie mit fortschreitender Ausbildung dieses Gedankens dem Übersetzen eine neue angesehene Stellung erblühte.

Aber auch Gottsched mit seiner Entrüstung über Mauvillon blieb wenigstens in der nächsten Zeit nicht ohne Gefolgschaft. Allem deutschen literarischen Produzieren haftete wieder wie in den Tagen der Sprachgesellschaften und nunmehr ganz direkt die peinliche Absicht an, zum größeren Ruhm der Nation im Ausland beizusteuern. Namentlich in den Journalen wucherte jene krampfhafte gekünstelte Manier, um jeden Preis witzig zu sein. Wieder verglich man sich mit den Alten. Wieder besaß man, wie Goethe erzählt, »wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel«[32]. Und damit dieser Patriotismus nicht erlahmte, weil man etwa Mauvillon vergaß und Berlin zu weit von Paris entfernt lag, so schürte ihn Friedrich der Große, ohne es zu ahnen. »Man that Alles, um sich von dem König bemerken zu lassen . . ., man wünschte und wollte, daß der König diese deutsche Rechte anerkennen und schützen sollte«[33]. Bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit Gottsched in Leipzig 1757 ließ sich Gottsched eine Strophe Rousseaus zum Übersetzen geben, um, wie einst Opitz, zu beweisen, daß die deutsche Sprache recht wohl fähig sei, auch die zärtlichsten Gedanken auszudrücken. Sulzer brachte eines Tages Maupertuis eine französische Übersetzung des Messias, um durch seine Vermittlung Friedrich den Großen von der deutschen Literatur eines besseren zu belehren[34]. Jede Übersetzung eines deutschen Dichtwerks in eine fremde Sprache wurde als Erfolg bejubelt, ja man half diesem Export sogar

[32] Aus meinem Leben, Buch 7. Ebenda.

[34] Scherer, 12. Aufl., S. 417.

von sich aus nach und der Schönaichische Arminius[35] wie noch Schillers Glocke[36] wurden von Deutschen ins Französische übersetzt. Ein deutsches Elaborat hatte seinen Zweck nicht oder nur halb erfüllt, ehe es nicht an der Seine oder an der Themse einige Worte der Anerkennung gefunden. Der Leipziger Musenalmanach auf 1770 bespricht in einer besonderen Rubrik elf Übersetzungen aus dem Deutschen[37], denn »Wer sollte sich nicht freuen, daß so viele unsrer Schriftsteller jetzo den Ausländern bekannt gemacht werden, und wer wollte nicht denen Dank wissen, die diese Mühe über sich nehmen«? Auch noch Gerstenberg, Wieland, Goethe verfolgten mit innerer Befriedigung, die uns heute beinahe würdelos erscheint, jede Übersetzung eines deutschen Produkts in eine der »berühmten Sprachen«.

---

[35] Zitiert Allgem. Dt. Bibl. 1765, Bd. II, S. 274, als Arminius ou l'Allemagne delivrée, Poeme écrit en Allemand par le Baron de Cronzeck et traduit avec une Preface historique et critique par M. Gottsched, Prof. de Leypzick A Londres.

[36] Zitiert Heidelberger Jahrbücher 1808, S. 144, als La Cloche poeme traduit de l'Allemande de Mr. Schiller (der Verfasser, ein jetzt in der Schweiz lebender Deutscher . . .).

[37] Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770. Leipzig S. 125—134.



§ 5.

Verfall des Übersetzens.

»Übersetzerwut«, »Übersetzergeschmeiß«, »Übersetzerelend«, »Sündflut«, »Sucht« und »Seuche«, das sind einige von den Redewendungen, in denen man um die Mitte des Jahrhunderts vom Übersetzen sprach.

1741 sagt Gottsched: »Die Übersetzungssucht ist so stark unter uns eingerissen, daß man ohne Unterschied Gutes und Böses in unsere Sprache bringt«[1]. Es handelt sich hier bezeichnenderweise um Borcks Julius Cäsar. Gottsched entrüstet sich über das Übersetzen und meint doch in Wahrheit Shakespeare.

In den 50er Jahren häufen sich die Ausfälle, in den 60er ist das Übersetzen Tagesgespräch.

Auch der junge Herder noch spricht vom Pöbel von Übersetzern und Züchtigung elender Übersetzer[2]. Dann aber flaut die Bewegung ab, und Jean Paul, der doch in seinen Grönländischen Prozessen keinen Stand der gelehrten Republik mit seinem Spott verschont, läßt die Übersetzer leer ausgehen. Einmal freilich heißt es: »Jeder kennt die nieversiegende Quelle (den Magen), aus der halbjährlich eine Sündfluth von Übersetzungen kömmt, aber die ritterliche Dichtkunst zu einer solchen pöbelhaften Abstammung herunter zu würdigen, ... heißt die Sache übertreiben«[3]. Allein das ist ein Einwurf von fremder Seite, er selbst eifert lieber gegen Geniedünkel und

---

[1] Crit. Beytr. 27. Stück.

[2] Herder, Fragmente 1767, Einleitung.

[3] Jean Paul, Gesammelte Werke, VI. Bd., S. 30 (zuerst 1783).

Empfindsamkeit als gegen ein zu seiner Zeit schon überwundenes Übel.

Gewiß wäre es verblendeter Partikularismus, ein Minus zu beklagen, dem auf der andern Seite ein so unerhörtes Plus gegenüberstand, wie der endliche (nicht bloß von den Zeitgenossen geglaubte) Aufschwung der deutschen Originalliteratur in den 50er bis 70er Jahren des 18. Jahrhunderts. Jetzt erscheint Klopstocks Messias und wird bald darauf ins Französische und Englische übersetzt, sein Tod Adams erscheint in den Jahren 1761—1763 sogar in französischer, englischer und italienischer Übersetzung. Es kommen die Dichter, die Mauvillon vermißte und die auch Gottscheds Aufgebot nicht hatte hervorzaubern können.

So bezeichnend Gottscheds Interdikt gegen das Übersetzen für die damalige Stimmung gewesen war, so haben wir doch gesehen: Irgendwelche dauernde Wirkung für die Folgezeit hat es wohl nicht gehabt. Schon drei Jahre nach jener Diskussion war man zur Tagesordnung übergegangen. Selbst die Gottschedin, die seit 1741 keine Übersetzung mehr veröffentlicht hatte, fuhr mit dem Jahre 1745 in der altgewohnten Tätigkeit fort[4], ja sogar Gottsched mußte sich wiederholt den Vorwurf gefallen lassen[5], er, der doch Wichtigeres zu tun hätte, verschwende nach wie vor seine besten Kräfte in der Anfertigung von Übersetzungen[6]. Galt er doch der kommenden Generation als der Bösewicht, durch den alles, was oui Monsieur sagen könnte, zum Übersetzen ermuntert worden wäre[7]. Ganz ohne Übersetzungen auskommen zu können, war eben doch nur das blasse Ideal einiger weniger gewesen.

Jetzt dagegen erstand dem Übersetzen aus dem konkreten Leben selber eine viel gefährlichere Konkurrenz. Die Unabhängigkeit vom Ausland, vordem höchstens ein Ehrenpunkt, wurde jetzt zur Lebensfrage der jungen einheimischen Produktion.

---

[4] Vgl. die Liste ihrer Schriften in der Ausgabe ihrer Briefe 1771/72 im Vorwort zum III. Band.

[5] Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1751—1762, 2. Jahrg., S. 875. [6] 5. Jahrg., S. 517.

[7] Zitiert bei Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 418.

Der Gegensatz zwischen beiden Zweigen literarischen Schaffens wurde ein viel schrofferer, weil zugleich materieller. Was war die Folge?

An sich betrachtet lagen die Dinge wieder wie in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts. Auch damals selbstbewußte Emanzipation vom Ausland, munteres originales Dichten, und was war damals die Folge gewesen? Übersetzen spielte bis auf weiteres keine Rolle, weder im guten, noch im bösen. Selbst unter den elenden Skribenten Liscows kamen keine Übersetzer vor. Höchstens Thomasius sprach einmal von Schulleuten und elenden Stümpern, die sich des Übersetzens anmaßten.

Jetzt mußte dasselbe geschehen, aber doch mit einem wichtigen Unterschiede: Übersetzen verfiel, aber nur was die Güte, nicht was die Menge betrifft. Denn die inzwischen gewonnenen Bedingungen, die Übersetzen nötig machten: der zum Bedürfnis gewordene Tauschhandel und anderes, dauerten fort, und zu ihnen traten neue. Der Verkehr zwischen den Völkern ließ nicht nach, weil ein Mensch, und hieß er selbst Gottsched, die Hand aufhob. Namentlich der englische Einfluß in Deutschland erreichte jetzt erst seine größte Breite und Tiefe, wissen wir doch von englischen Gesellschaften, z. B. in Stralsund, die sich die Übersetzung der modernen englischen Literatur zur Aufgabe machten[8]. Zugleich knüpften sich wieder neue Beziehungen zu den Römern und besonders den Griechen. Englisch und Griechisch konnten noch immer die wenigsten. Gab es doch noch 1779 kein griechisch-deutsches Wörterbuch[9]. Vor allem aber sind es neue psychologische und wirtschaftliche Gründe, die bewirkten, daß das Angebot die Nachfrage weit überstieg, und die Register in Schummels Übersetzungsbibliothek, in den Zeitschriften wie auch bei Koberstein und Gödeke beweisen genug: Was die Menge anbetrifft, so nahm Übersetzen eher zu als ab.

---

[8] Hettner, 3, 2. Jahrg., S. 503.

[9] Thomas Abbts vermischte Werke. 6 Theile. Berlin u. Stettin 1772—1780, 5. Jahrg., S. 76.

Die Güte dagegen sinkt rapid, sinkt so tief, daß, als später in den 70er und 80er Jahren wieder gute Übersetzungen hervorgebracht werden, das Neue deutlich empfunden und jeder Zusammenhang mit der Vergangenheit des Übersetzens geradezu abgeleugnet, jedenfalls aber abgebrochen wird. Daß sich natürlich auch in den 40er, 50er und 60er Jahren einige gute, ja auch recht gute Leistungen finden, wie der Anakreon von Uz und Götz, Eberts und Bodes Übersetzungen aus dem Englischen, das ist so selbstverständlich, wie es anderseits am Gesamturteil, das auf Verfall lautet, nichts ändert.

Will man nun für diesen Verfall bessere Gründe beibringen als den allgemeinen Satz, daß jede Bewegung, die in die Breite geht, zu gleicher Zeit an Gehalt und Stärke verlieren muß (was ja z. B. gerade für die Blütezeit der deutschen Literatur gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts so nicht stimmt), so muß man zwei Momente verantwortlich machen, die ihrerseits wieder wechselseitig Folge und Ursache zugleich bedeuten: 1. das schon erwähnte: die Entstehung einer Originalliteratur, die dem Übersetzen die besten Talente entzog; 2. das Vorhandensein schlechter Talente infolge Einführung des Honorars, das zu einem fabrikmäßigen Betrieb, vor allem gerade des Übersetzens führte. Beides machte das Übersetzen zum Geschäft minderwertiger Literaten; nun erst recht wollten die Gutgesinnten nichts mehr davon wissen, und die vollständige Absage dieser Gutgesinnten gab dem Übersetzen den Rest und diskreditierte es in den weitesten Kreisen des Volks.

Wir beginnen mit der Emanzipation der führenden Schriftsteller vom Übersetzen. Während im großen und ganzen in Deutschland infolge des halbgelehrten Charakters der Dichtung Dichtung und Übersetzung durch Personalunion vereinigt waren, nicht nur in jener Frühzeit, wo sich Dichter eben durch Übersetzen zu ihrem Berufe bilden wollten, sondern auch später in der Romantik, im jungen Deutschland und wieder in unsern Tagen, so vollzieht sich damals eine strikte Arbeitsteilung. Wer in sich Begierde verspürte, etwas Großes zu leisten und zu

den wenigen Auserwählten zu gehören, der gab sich allenfalls in seinen jungen Jahren noch mit Übersetzen ab, später aber hätte er sich Vorwürfe gemacht, daß er sein Talent verzettele. So haben unter den Dichtern Klopstock, Lessing und später noch Goethe und Schiller und unter den Gelehrten Sulzer, Spalding, Winckelmann, Mendelssohn, Nicolai kaum oder doch nur in ihrer Jugend übersetzt, und Wieland wurde es seinerzeit sehr verargt, daß er seine schöne Dichtergabe auf Shakespeare-Übersetzen vergeude[10]. Klopstock schilt alles Übersetzen eine »elende Jochkriecherei«[11], und noch Herder lobt Gleim, daß er mit seinen Grenadierliedern seine alte Gewohnheit gelassen habe, »sein Genie an andere Nationen zu verpachten«[12]. Und wenn sie sich wirklich einmal zum Übersetzen herabließen, so haben sie geglaubt, sich vor ihren Freunden deswegen entschuldigen zu müssen. Wieland sprach sehr spöttisch von seinem Horaz, wenn er etwa Merck erzählte, warum er ihm solange nicht geschrieben habe: »Bloße Faulheit, Beschäftigung mit anderen Dingen, Übersetzung horazischer Episteln, Dinés, Besuche, Rheumatismus, den ich mir durch den noch dümmern Einfall, den Horaz zur Unzeit nachzuahmen, zugezogen habe, welches allen Nachahmern zur Warnung gesagt sei«[13]. Nachdem die Poesie Beruf geworden war, rückte Übersetzen in die leergewordene Stelle des Zeitvertreibs in Nebenstunden ein.

Zwar gehörte es namentlich in Weimar zum guten Ton, von allem Schriftstellern nicht anders als in ironischem Tone zu sprechen. Nicolai redet von dem »grex literarius«[14], Wieland ist bald »gegen das ganze Autorhandwerk«[15], bald bittet er Merck »hauptsächlich für die Vollständigkeit in diesem Artikel des heutigen literärischen Gewerbes zu sorgen«[16], dann erzählt

[10] Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 1757—1763, Bd. IX, 2. Jahrg., S. 259.

[11] Hettner, 3, 2. Jahrg., S. 153.

[12] Herder, Zur schönen Literatur und Kunst, 2. Jahrg., S. 112.

[13] Mercks Briefwechsel S. 289 (1781).

[14] S. 73 (1775). [15] S. 103 (1777).

[16] S. 124 (1777).

er, daß »Schlossers Frau sich in den Kopf gesetzt, ihren Mann von dem leidigen Autorwesen ganz zurückzuziehen«[17], redet von der »teutschen Autorenschar«[18], von den »Ejaculationen der schönen Geister in Paris«[19] u. s. f.

Aber bei Originalprodukten macht man schließlich doch einen Unterschied. Man vergleiche die schon erwähnte Stelle bei Jean Paul (S. 72). Übersetzen hingegen findet keine Gnade. Hier läßt man es auch nicht bei leichtem Spott bewenden — wie allenfalls noch Kästner in einigen harmlosen Epigrammen auf die deutsche Übersetzung der neuen Heloise:

»Das Schicksal Abälards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten«![20]

oder »die Geschäfte des Teufels«:

»Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben,
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kömmt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden und — übersetzt durch dich«[21].

— sondern hier ist kein Wort zu stark und kein Urteil zu hart.

Man nehme nur die bekannten Äußerungen Lessings in den Literaturbriefen:

»Unsere Übersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen«[22]. — »Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden, und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg. Was haben sie nicht schon alles übersetzt und werden sie nicht noch übersetzen«![23] — »Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbrokes Briefe über

[17] S. 147 (1778). [18] S. 160 (1779). [19] S. 243 (1780).
[20] Göttinger Musen-Almanach auf 1770, S. 34. [21] S. 106.
[22] Briefe, die neueste Literatur betreffend, 4. Brief 1, 17. Jahrg.
[23] 2. Brief 1, 8. Jahrg.

die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt, und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles was die Welt noch bis itzt von elenden Übersetzern gesehen hat, unendlich weit zurücklässet«[24]. — »Dergleichen schlechte Übersetzer sind unter der Critik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Critik dann und wann zu ihnen herabläßt, denn der Schaden, den sie stiften, ist unbeschreiblich«[25].

Ein berühmtes Beispiel ist die Horazübersetzung Langes, die sich Lessing in seinem Vademecum zur Zielscheibe seines Spottes nahm. Langes »zweihundert Becher« (ducentia pocula[26]) sind beinahe sprichwörtlich geworden, doch in jeder Ode wies Lessing seinem Gegner mindestens einen groben Schnitzer nach.

Von andern schönen Dingen führt Lessing an, daß da einer, der offenbar besser Lateinisch als Englisch verstand, too late mit »um sich zu verbergen« wiedergab[27], to lock mit to look verwechselte[28], scholar mit Schüler wiedergab[29], und Lessing selber mußte es passieren, daß er den Titel von Cervantes »Novelas ejemplares« als »Neue Beispiele« übersetzte[30].

Ganz ohne Zweifel ist deutscher Unabhängigkeitsdrang der eigentliche Nerv wie der Literaturbriefe überhaupt, so auch dieser heftigen, ja gehässigen Ausfälle Lessings gegen die Agenten ausländischer Produktion in Deutschland, wie ja Lessing mit demselben Eifer acht Jahre später die Errichtung einer deutschen Nationalbühne betrieb. Er selbst mochte sich damals noch darüber täuschen und sich statt dessen einreden, in seiner Eigenschaft als Liebhaber der Alten müsse er seine Lieblinge vor den unheiligen Händen der Übersetzer »retten«. Seit sich dieses Arguments übrigens jeder hochmütige Schulpedant zur Bekämpfung einer unliebsamen Konkurrenz be-

---

[24] 3. Brief 1, 16. Jahrg. [25] 7. Brief 1, 32. Jahrg.

[26] Langes Horaz S. 339.

[27] Zitiert bei Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 418.

[28] Literaturbriefe, 3. Brief. [29] 2. Brief.

[30] Erich Schmidt, Lessing, Bd. I, S. 191.

diente, war solch »patriotischer Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Büchern«[31] etwas anrüchig geworden. — So hatten schon Opitz und Dryden argumentiert, so argumentierte auch Abbt, wenn er sagte: »es scheint, daß sich unsere Übersetzer jetzt auf die armen Alten hinwerfen: so zogen ehemals die Gothen an die Donau zurück und verwüsteten Italien«[32], und so sagte jetzt Lessing, man solle sich nur einmal vorstellen, »welch eine erbärmliche Figur die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen würden«, wenn sie ihr nur in den deutschen Übersetzungen aufbehalten würden[33].

Die Literaturbriefe gelten noch spät bei allen denen, die da übersetzen, als »ekle Perfektionisten«[34], als das Äußerste einer despotischen Kritik[35], weil lediglich Schnitzer rügend. Etwas sorgfältiger, aber nicht minder rigoros, gehen 13 Jahre später die Frankfurter Gelehrten Anzeigen[36] ins Zeug.

1771 erschienen z. B. zwei Übersetzungen des Horaz. Da heißt es bei der ersten: »Wenn es wahr ist, daß der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, die Sprache seines Dichters und die unsere in der Absicht studiert hat, um den Horaz zu übersetzen, so bedauern wir ihn«[37], und zu der zweiten: »Haben denn unsere junge Versmacher sonst auf der Welt nichts zu tun, als den Horaz zu übersetzen? Wenn man glaubt, man

---

[31] Anmuthige Gelehrsamkeit, 5. Jahrg., S. 527.

[32] Abbts Werke, 5. Jahrg., S. 158.

[33] Literaturbriefe, 7. Brief.

[34] Anmuthige Gelehrsamkeit, Jahrg. 1759, S. 757.

[35] Allgem. Dt. Bibl.

[36] Wenn ich bei Zeitschriftenzitaten im allgemeinen die Frage nach den Verfassern vernachlässige, so geschieht das sonst aus der Überlegung heraus, daß für eine Betrachtung wie diese sämtliche Mitarbeiter einer Zeitschrift als Vertreter einer Richtung gelten dürfen, bei den F. G. A. schon darum, weil die Verfasserfrage ja noch immer nicht bestimmt gelöst ist, vielmehr gerade jetzt abermalige Untersuchungen darüber im Gange sind. O. Modick, Diss., Jena 1913.

[37] Versuch einer Übersetzung der 12 ersten Oden des Horaz nach eben dem Sylbenmaaße, dessen er sich bedient hat, 1771. Frankfurter Gelehrte Anzeigen 1772, Nr. 15 (Neudruck DLD 7/8, S. 95).

hätte eine elende Übersetzung aus der Hand gelegt, so kommt die andere. Und was soll denn das Übersetzen endlich alle helfen? Ungelehrte verstehen ja doch die halben schielend ausgedruckten Anspielungen auf alte Historie und Mythologie selten; und Gelehrte müsten allen Geschmack verloren haben, wenn sie eine gefolterte, wässerige, geschmacklose Übersetzung dem Original vorziehen wollten«[38]. Oder es kommt wieder eine neue Übersetzung der Ilias heraus: »Wenn es wahr ist, daß der Übersetzer eines Originalwerks ein nicht geringeres Genie, als sein Autor sein muß, so muß unser deutsches Übersetzerheer der Nachwelt ein günstiges Vorurteil für unsere Zeiten sein«[39]. Schließlich heißt es kurzweg: »Lieber billig nachdrucken, als das Übersetzergeschmeiß ernähren«[40].

Hier wird man, umgekehrt wie bei Lessing, neben dem Patriotismus, der den fremden Import zurückdämmen möchte, ein anderes Motiv zugeben müssen, wenn man der geschichtlichen Wirklichkeit nicht unrecht tun will. Spielte bei Lessing eine Art De mortuis nil nisi bene mit herein, so ist es hier ein Solidaritätsbewußtsein der originalen Autoren mit ihresgleichen. Jetzt erst bildet sich ein entschiedenes Gefühl für literarische Selbständigkeit heraus. Bei Lessing war es noch lediglich ein Streben nach eigener Formgebung. Jetzt verlangt man auch eigene Inhalte, wahre Originalität. Indem man so sich selbst noch unbeholfen um den Begriff des literarischen Eigentums bemüht, ist man um so empfindlicher gegen alles, was ihm ganz offenbar widerspricht. Die Frankfurter Rezensenten sind keine Freunde von Dichtern, »die in einem fremden Geschmack schreiben«[41], und so versteht es sich, daß man auf alle Übersetzer ohne Unterschied der Nationalität erbost ist.

Eine französische Übersetzung der »Comédies de Terence« wird so abgefertigt: »Der Abt hat erst den Terenz für Schüler exponiert, nun wollte er ihn auch den Dames zu lieb über-

---

[38] Horazens Oden von Kutner, 1771, S. 100.

[39] Homers Iliade, I. Bd., S. 341.

[40] Des Herrn von St. Lamberts Jahrszeiten. Aus dem Französischen, 1772, S. 296. [41] Gedichte im Geschmack des Grecourt, S. 266.

setzen; wer aber einmal zum Exponieren geboren ist, wird nie übersetzen. Pedantisch ängstlicher kann man nicht schreiben«[42]. Einer italienischen: »Le Comedie di Terenzio« geht es ein wenig besser: »So sehr sich verschiedene Gelehrte über die Übersetzungen der Alten beschweren, und sie als die Hauptursache des Verfalls von der Kenntnis der gelehrten Sprachen ansehen, so gerne sehen wir sie, wenn sie wohlgeraten sind . . .«[43].

Die letzte Übersetzung ist zugleich ein Beispiel, wohin sich dazumal der Nationalehrgeiz verirren konnte: Ein Italiener bedient sich des Terenz als Propaganda seiner Muttersprache in Deutschland! Denn die Übersetzung erscheint »col commentaro tedesco«, und »Italienisch sollen wir daraus lernen«[44], sagt der Herausgeber.

Endlich, um zu zeigen, »daß man auch in England schlecht übersetzt«[45], werden Stellen, wie die folgende, aus einer englischen Übersetzung von Zimmermanns Nationalstolz[46], die allerdings recht willkürlich mit dem Original umspringt und »oft ganze Stellen wegläst«[47], dem deutschen Text gegenübergestellt.

Deutsches Original: »Der Naturlehrer bricht in ein lautes Gelächter über den Moralisten aus, der die Beobachtung des Menschen und seines Tuns würdiger findet als die Beobachtung der Frösche und ihres Tuns«.

Englische Übersetzung: »The Naturalist sneers at the Moralist who can harangue on the Nature of man, civil society and relative duties at the same time knows nothing of the vegetable and fossile Kingdom«[48].

Der Rezensent bemerkt ganz richtig: »Die englische Sprache erlaubte ihm hier gewiß treu zu sein, und die artige satyrische Wendung dieser Stelle sollte dem Engländer nicht entzogen werden«[49].

---

[42] Les Comedies de Terence. Traduction nouvelle avec le latin à coté et des Notes par l'Abbé le Monier, 1772, S. 273.

[43] Le Comedie di Terenzio tradotte in versi sciolti da Nic. Fortignari col Commentario tedesco, 1772, S. 128. [44] S. 130.

[45] An Essay on National Pride translated from the German of Mr. Zimmermann, 1771, S. 73. [46] S. 74. [47] S. 73. [48] S. 73. [49] S. 74.

Mehrmals werden verschiedene Rezensionen direkt unter dem Titel »Gegen die Übersetzer« zusammengefaßt[50], ja in einer Ankündigung von Riedels Bibliothek der elenden Skribenten 1769 heißt es geradezu: »Hierunter zählt man auch die kurze Anzeige der schlechten und mittelmäßigen englischen Bücher, um wenigstens der Übersetzungswut unserer Übersetzer, die so gerne jeden Roman übersetzt liefern, ehe er beynahe sein Tageleben in London verlebt hat[51], einigen Einhalt zu tun«[52].

Höchst fatal mußte es nun gar den »gelehrten Übersetzern« sein, wenn ihr Sonderdünkel entlarvt wurde: »Noch hat der Übersetzer Anmerkungen hinzugefügt, die wir sehr entbehrlich finden. Doch ein Übersetzer glaubt sich zu erniedrigen, wenn er keine Anmerkungen macht«[53], nicht minder beschämt mußten sich die verschönernden Reimkünstler, die jede Prose in Reime übersetzen müssen[54], durch ähnlich spöttische Bemerkungen der jungen Stürmer fühlen.

Indem aber so die besten der deutschen Schriftsteller das Übersetzen überhaupt mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten, weil es nichts tauge und nie was taugen werde, statt es durch Vorbild oder vernünftige Belehrung zu erziehen, trugen sie mittelbar zu seinem Verfall bei. Einzig Nicolai, Mendelssohn und Abbt, wie denn auch einige andere Rezensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek: Heyne, Resewitz u. a. mochten einsehen, daß schlechte Übersetzungen zu kritisieren besser dadurch geschehe, daß man selbst gut übersetzt[55] [56] (ähnlich Wieland) und, da man denn des Übersetzens immer bedürfen werde, es rätlicher sei, ihm wieder aufzuhelfen, statt es durch Schmähreden einzuschüchtern und gänzlich entarten zu lassen. Sie sind denn auch die einzigen, die in dieser Zeit eine dürftige

[50] S. 28; S. 35 usw. [51] S. 153.

[52] Riedels Bibliothek elender Skribenten. Angezeigt wo?

[53] S. 74.

[54] Z. B. ein moralischer Beweis der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. Aus dem Englischen, 1771, S. 75 (». . . aus englischer Prosa in deutsche Reime . . .«).

[55] Abbts Werke, 3. Jahrg., S. 351.

[56] So Abbt, der sogar ein besonderes Übersetzungsjournal plante. Ebenda.

Prinzipienlehre pflegen, welche wir indessen später nachholen wollen, wenn diese Ansätze zu einiger Reife gekommen sind.

Jedenfalls: Die alte Personalunion zwischen Dichter und Übersetzer war gesprengt. Das Dichten, ehedem selbst eine Art Übersetzen, zum wenigsten Nachahmen, sei es nun der wirklichen oder einer möglichen Welt, war ja zu dieser Zeit Ausdruck innerster persönlicher Empfindung geworden, erforderte also schon darum ganz andere Anlagen als das Übersetzen, das nun seinerseits immer unpersönlicher, immer ausdrücklicher nachahmend und kopierend wurde.

Jetzt müssen wir der weiteren Ursachen gedenken, die, außer dem Versagen der Großen im Reiche der Literatur, zur Demokratisierung und Entidealisierung des Übersetzens beitrugen, so daß, was jene doch selbst durch ihren zunächst ungerechten (wenn auch für die Entwicklung der deutschen Literatur sehr heilsamen) Standeshochmut zum Teil selbst verschuldet hatten, sie in der Meinung bestärken mußte, daß die Übersetzer es von vornherein wirklich nicht besser verdienten.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte des Honorars zu schreiben. Aber soviel muß gesagt werden, daß es in Deutschland erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts, da dann ein neues bildungsdurstiges Publikum vorhanden war, wenn nicht aufkam, so doch eine allgemein übliche Einrichtung wurde. Noch 1741 konnte Gottsched dem französischen Prahlhans entgegenhalten: »Er habe gar keinen Anlaß, mit seiner Nation groß zu tun. Lobe doch selbst Herr Riccoboni die Uneigennützigkeit unserer Dichter und wünsche, daß die parisische Poeten auch so uneigennützig seyn, und um der bloßen Ehre halber etwas thun möchten. Denn wem sey es nicht bekannt, daß Destouches von seinen Comödien reich geworden, und Voltaire selbst sein Vermögen merklich vermehrt hat. Die Deutschen dagegen folgten dem ehrwürdigen Beispiele der Griechen, unter denen nur der einzige Pindar eine unrühmliche Ausnahme gemacht habe«[57]. Freilich haben schon

[57] Deutsche Schaubühne, II, S. 18 f.

die Hofdichter im 17. und weiter im 18. Jahrhundert Gnadengehälter bezogen und sich durch Dedikationen in die Gunst der Fürsten geschmeichelt, indessen war der herrschende Affekt jener ersten Jahrzehnte, wie wir sahen, die Ehrbegierde. An ihre Stelle war dann in den 30er Jahren, ohne sie doch ganz zu verdrängen, der selbstlose und doch oft so eigensinnige Wille getreten, den armen Mitmenschen durch Besserung und Aufklärung zu nützen. Jene Ehrbegierde hatte zugunsten originaler Produktion, der Wille zu nützen ebenso zugunsten des Übersetzens, und zwar eines immerhin ernst zu nehmenden, entschieden. Nun, im Zeitalter des Honorars, kam als dritter Affekt die Gewinnsucht hinzu, und wie sie überhaupt in der Republik der Gelehrten erst so recht einen tiers-état schuf, bewirkte sie zugleich, daß dieser tiers-état ebenfalls vornehmlich übersetzte, so daß in der Folgezeit Übersetzen und fürs Brot schreiben ungefähr identisch war.

So wie das Honorar heute gehandhabt wird, hat es ja diese Folgen nicht oder doch nicht in dem Maße wie damals. Ja an sich versteht man es kaum, wieso sich die Vernünftigen und Edelgesinnten unter den damaligen Zeitgenossen gegen eine an sich nützliche Einrichtung sträuben konnten. Nur wenige gestanden zu, daß diese Art von Verdienst im Grunde viel ehrenwerter sei als Gnadengehälter oder ererbter Reichtum, und konnten über den euphemistischen Ausdruck Honorar statt Buchmacherlohn sich lustig machen. Nur wenige sprachen es offen aus: Die Produkte des Geistes sind so gut eine Ware als jede materielle mit Händen erarbeitete[58]. Manche bemühten sich, das Honorar aus der veränderten Zeit zu rechtfertigen, nannten es ein Übel, aber ein notwendiges: »In primitiven Zeiten, da jeder Bürger genügend Land besaß, und genügend Sklaven (als Nichtsthun ein Vorzug wurde), ließ es sich nicht denken, daß sich der Dichter bezahlen ließ«[59], aber »man kann

[58] In dieser Zeit wurden alle jene Termini wie »geistige Güter, Waren, geistiger Tauschhandel, Magazine usw.« so allgemein, daß sie in den Sprachgebrauch übergegangen sind.

[59] Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken gegen den Nachdruck des Noth- und Hilfsbüchleins von Zacharias Becker. Gotha 1789.

heute bey vermehrten und vertheuerten Bedürfnissen vieles nicht mehr umsonst thun, was man in primitiven Zeiten halb zum Vergnügen, halb um der Ehre willen that«[60]. — »Zwar soll das Honorarium keineswegs die Hauptabsicht des Schriftstellers seyn; und ist es auch gewiß nicht bey den vorzüglichsten Werken. Aber eine im ganzen nicht gering zu schätzende Triebfeder ist sie doch«[61]. — »Und dann kann es wenigstens mit den edelmüthigsten Gesinnungen bestehen, daß ich die Erwerbung äußerer Vortheile zum zweiten Endzweck mache«[62]. Die meisten sehnen sich dagegen in die goldene Zeit zurück, »wo man nur schrieb, um zu nützen, um aufzuklären, um zu vergnügen! wo das Bewußtseyn, etwas für das Wohl der Menschen zu thun, wo der Wunsch nach Unsterblichkeit, diese einzigen wahre und rühmliche Zwecke der Gelehrten die Feder darreichten«[63], und sehen die Wurzel aller Übel, als da sind: »die Werthlosigkeit der ganzen jetzigen Literatur[64], die jetzige Vielschreiberey[65] und die Übersetzerfabriquen[66]« im »Buchmacherlohn[67], in der Lohnschreiberey[68], in der unglücklichen Erfindung mit den Wissenschaften Geldwucher zu treiben[69], in dem Geize der Schriftsteller und Verleger, in dem Schicksal der Wissenschaften, daß sie ein Handwerck geworden sind, das nun seinen Mann unmittelbar ernähren soll«[69], im »Honorarium, welches für die große Zunft gewinnsüchtiger oder dürftiger Gelehrter ein unwiderstehlicher Reiz sey, die edleren Beweggründe der Autorschaft zu vergessen, und nach jedem unbedeutenden, wohl gar erdichteten Anlaß zum Schreiben

---

[60] Erwägungen des Verlagsrechts in Ansehung des Nachdrucks von Joh. Müller. Hamburg 1792. [61] Feder, 1780.

[62] Über die Unzulässigkeit des Bücher-Nachdrucks von Prof. M. Ehlers. Kiel, Dessau, Leipzig 1784.

[63] Deutsches Museum 1783, I, S. 400 ff.

[64] Ebenda. [65] Ebenda.

[66] Ebenda; Knigge, Über den Bücher-Nachdruck. An den Hrn Joh. Müller von Ad. Frh. v. Knigge. Hamburg 1792.

[67] Ebenda u. a.; z. B. v. Eggers im Deutschen Magazin, 1791.

[68] Versuch einer einl. Darstellung des Eigenthums der Schriftsteller und Verleger. Gräff, Leipzig 1794, Anhang.

[69] Deutsches Museum 1783, I, S. 400 ff.

zu haschen«[70]. Ja man prophezeite allen Ernstes, an diesem Gifte »müsse Aufklärung, Gelehrsamkeit und Poesie zugrunde gehen«[71].

Das ist nicht eingetreten, und an dem ungeheuren Aufschwung der Literatur gerade in jener Zeit ist sogar dem Honorar nicht jeder Anteil abzusprechen. Dennoch hatte jene Zeit so unrecht nicht. Denn das Verfahren war noch primitiv: Die Verleger zahlten nicht nach dem wahrscheinlichen Absatz, der doch am ehesten noch dem wahren Wert des Buches entspricht, sondern ganz äußerlich nach Bogen, namentlich als man noch auf den Messen die Bücher »tauschte«; denn »wer will den Geist des Verfassers schätzen?[72]«

Das aber mußte eine sonst vernünftige Einrichtung in Mißkredit bringen. Nun mußten freilich sich »die unbedeutenden und mittelmäßigen Köpfe schieben und drängen, um von dem neuen Goldsegen ihr Theil bei seite zu bringen«. Denn nun kam es mehr auf die Geschwindigkeit und Ausdauer an, »ohne vom Stuhle aufzustehen, ohne Nachschlagen oder sonderliches Kopfzerbrechen Bogen um Bogen vollzuschreiben« und täglich 10 Taler oder mehr zu verdienen[73].

»So werden denn jetzt häufig und vornehmlich Übersetzungen, Sammlungen, Auszüge, Romane, und dergleichen Werke, darunter auch oftmals sehr unsittliche sind, hervorgebracht, die vor der Faust weggeschrieben werden können, und fein bald als gangbare Ware, ihren Zweck, die baare Bezahlung erhalten«[74].

Lichtenberg wirft »Prophetische Blicke in einen Meß Catalogum vom Jahre 1868«. Darin findet sich unter anderem dieser Buchtitel: »Geschichte der ökonomischen Gesellschafften des vorigen Jahrhunderts, des daraus entstehenden Verfalls des Ackerbaus, Hungersnoth der Scribenten, daher erfolgter Über-

---

[70] Gräff, 1794, Anhang.

[71] Über Bücher-Nachdruck von Krause. Stuttgart 1817.

[72] Deutsches Museum 1783, I, S. 400 ff. [73] Ebenda.

[74] An den Verfasser des Aufsatzes über Bücher-Nachdruck von Reimarus. Deutsches Museum 1784.

setzungs Geist in Deutschland«[75]. Es ist wohl kein Zweifel, daß er Übersetzen in unserem Sinne meint, nicht etwa nach damaligem Sprachgebrauch das Überteuern im Handel[76]. Und ferner ist nach dem Gesagten kein Zweifel, daß die Zeitgenossen selbst für die Übersetzungswut in erster Linie das Schreiben um Geld verantwortlich machten. Ging man doch soweit, das Honorar nach Bogen als Grund anzusehen, sogar dafür, daß die Anmerkungen, trotz allem oft noch recht wertvoll, immer mehr wegfielen, »da dieses weniger Brot als das bloße Übersetzen einbringt, und das Ellenmaaß, da die Anmerkungen mit kleinen Lettern gedruckt werden, sich etwas verkürzt«[77].

Das erste Zeugnis für diesen Zusammenhang fand sich, wir entsinnen uns, bei Mauvillon. Als er die Bedeutung einzelner Dichter danach messen wollte, ob sie übersetzt seien oder nicht, fiel ihm ein, daß »es genug Federn gibt, die schlechte Bücher ums Lohn übersetzen«[78]. Das war 1740 gewesen. 1762 heißt es über das Schicksal der deutschen Übersetzungen: »Kaum erscheint ein neues Buch im Französischen: so lauren schon unsre Buchhändler, wer es zuerst wegschnappen, und deutsch liefern kann. Hier kömmt es nicht auf den Übersetzer an, wie fleißig, wie schön und genau er es verdeutschen will. Der Vortheil des Verlegers will nur geschwind; nicht aber in aller Vollkommenheit bedienet seyn. Es lauren nämlich rings um ihn her andere gewinnsüchtige Leute; und kaum sind alle ersinnlichen Privilegien hinlänglich, ihn vor selbigen zu schützen«; ferner: »Die Kritiker haben keine Ahnung, wie es im gelehrten Staate zugeht; ein Originalscribent kann sich freilich Zeit nehmen, weil er nicht zu befürchten braucht, daß ein anderer ihm die Gedanken vorm Maule weghaschen werde. Er kann die Stunde wählen, da er am besten aufgeräumt ist;

---

[75] Neudruck von Leitzmann DLD 1902, S. 47, B. 16.

[76] Cf. S. 99; siehe auch Hermes, Sophiens Reise Bd. I, S. 23.

[77] Bibl. d. schönen Wiss. u. d. fr. Künste, 1763, IX, 2. S. 271.

[78] Mauvillon S. 362. »On trouve assez de plumes mercenaires qui se chargent de traduir de mauvais Ouvrages«.

dagegen ein Übersetzer gleichsam ein Tagelöhner ist, er habe nun Lust oder nicht«[79]. Endlich: »Das Übersetzen ist jetzt beynahe eine ansteckende Krankheit geworden. Sie ist so allgemein, daß ein jeder, der nur eine gesunde Hand hat, und einige französische Wörter weis, sogleich kühn genug ist, sich damit einzulassen ... ein völliger Beweis, daß viele unserer Übersetzer bloß ums Brodt arbeiten«[80]. Und andererseits erscheint noch 1784 ein honorarfeindlicher »Gesetzesvorschlag, wodurch wir hoffen, die Nationalliteratur empor zu bringen, der Übersetzungssucht zu steuern und correkten und sauberen Druck zu befördern«, mit dem Schlußsatz: »Einmüthiglich beschlossen von den Ständen des deutschen Reiches zu Regensburg den — — (Wann? — Doch nicht im Jahre 2440?)«[81].

Doch hiermit an wirtschaftlichen Gründen für den Massenbetrieb schlechter Übersetzungen nicht genug. Außer durch das Honorar nach Bogen wurde erstens das Übersetzen überhaupt und zweitens das unzulängliche, nämlich ungenaue und entstellende Übersetzen begünstigt durch einen weiteren Mißstand in der literarischen Rechtsordnung: durch eine übertriebene Ausdehnung des Begriffs vom geistigen Eigentum und damit verbundene allzu prinzipielle Abneigung gegen alles, was wie Nachdruck aussah.

In einer Zeit, wo der Buchhandel noch wesentlich auf die Territorien, mindestens aber auf die Nationen beschränkt blieb, war es ungemein schwer, ausländische echte Ausgaben für den einheimischen Büchermarkt zu beschaffen, und wenn es geschah, so waren die Preise durch die Schwierigkeit des Transportes dem gemeinen Manne unerschwinglich. Wie hätte man sich da also anders helfen sollen, als daß man die fremden Bücher auf den eigenen Pressen nachdruckte, »wie die Holländer, die die französischen Bücher nachdrucken und uns wohlfeiler geben? Wäre es nicht vielmehr zu befördern, daß noch mehr

---

[79] Anmuth. Gelehrsamk. 1762, S. 315. [80] Ebenda S. 457.
[81] Über Bücher-Privilegien und Bücher-Nachdruck von Dyk, 1784.

fremde Schriften in der Grundsprache nachgedrückt würden, als daß die immer mangelhaften Übersetzungen so sehr in Gang kommen, mit denen man sich nun zuweilen wegen des hohen Preises der Urschrift behelfen muß«[82]. Alle Welt sah das ein; in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen fanden wir schon einen ähnlichen Vorschlag[83], selbst der fremde Autor und sein Verleger konnten wenig dagegen einwenden, da sie ja so entlegene Absatzgebiete als unrentabel von vornherein »abandonnierten«. Aber die maßgebenden Herren: Autoren, Verleger und ihre Advokaten waren damals so aufgebracht über das »Nachdruckergesindel, diese Bücher-Diebe, Spitzbuben und Schmarotzer«[84], die da ernteten, wo andere gesät[85], die in dieser Epoche besser gehaßt waren als die Plagiatoren, weil diese den Autor nur um die Befriedigung seines Ehrgeizes, sie aber seinen Verleger um den Gewinst und damit mittelbar den Autor um sein Honorar betrogen, daß man lieber konsequent als vernünftig sein wollte und sich vornahm, auch den Nachdruck zwischen Völkern zu beseitigen[86].

Da blieb also nichts übrig als das fremde Buch zu übersetzen, genau wie früher, als man nicht mehr gar so offensichtlich plagiieren durfte, ebenfalls Übersetzen der gegebene Ausweg gewesen war, nachdem z. B. Dubos gelehrt hatte, Übersetzen könne nur im uneigentlichen Verstande ein Plagiieren genannt werden[87]. Diese Lehre war allenfalls noch angreifbar gewesen. Doch wer hätte gedacht, daß jetzt auch Übersetzen noch für eine Art Nachdruck angesehen werden würde!

Und doch sagt selbst ein berühmter Rechtsgelehrter wie Feder: »Es gibt gewisse Arten des Gebrauchs literarischer Produkte, die mit dem Nachdruck eine große Ähnlichkeit haben ...[88] Einigermaßen kann man auch den Übersetzer

---

[82] Reimarus, 1772; ähnlich v. Eggers im Dt. Magazin, 1771.

[83] Frankf. Gel. Anz. 1772, S. 296.

[84] M. Andreä Stübels oder Stiefels treuhertzige und wohlgemeynte Erinnerung ... 1698; Ehlers, 1784; Strobl, 1785; Müller, 1792.

[85] Z. B. Feder, 1773.

[86] Z. B. Ehlers, 1784.

[87] Dubos, Reflexions II, S. 74.

[88] Feder, 1773.

einer fremden Schrift unter diesem Gesichtspunkt betrachten«[89], und noch 1784 sagt Ehlers, als er gegen den internationalen Nachdruck allerdings in einer Zeit fortgeschrittenen Handels eifert: »Diese Behauptung muß ich auch selbst aufs Übersetzen ausdehnen. Jeder Übersetzer hat zum Übersetzen einer Schrift, davon der Verfasser oder dessen Erben leben, die Erlaubniß erst vom Verfasser einzuholen. Man kann zwar annehmen, daß derselbe nicht leicht etwas dagegen einwenden werde. Aber es gibt Fälle, da ein Schriftsteller nur denen seine Schrift bestimmt, die seine Originalsprache verstehen können. So schreibt mancher etwas im Lateinischen, das er nicht in der Muttersprache vom großen Haufen der Menschen will gelesen haben usw.«[90].

Brauchten es also die Übersetzer schon deswegen nicht so genau zu nehmen, weil sie die Konkurrenz der viel zu kostspieligen Originale in praxi nicht zu fürchten hatten, so waren sie durch die ungelenken Rechtsanschauungen der Zeit sogar gezwungen, möglichst vom Text des Originals abzuweichen, sei es durch »freie Übersetzungen« oder durch »Anmerkungen«.

So wurde, was einst verständig betrieben, im Sinne eifriger Weltbeglückung begonnen war, nun zum Gebot einer überfeinerten und dogmatischen Ehrfurcht vor dem geistigen Eigentum alias Geldbeutel der Autoren, und der naive Wunsch, bei allem Übersetzen doch etwas Eigenes zu leisten, traf zusammen mit der moralisch-wirtschaftlichen Abneigung gegen treue Nachbildung des Originals.

Ganz schlimm war aber nun folgende, allgemein verbreitete und fast unerschütterliche Meinung: daß nämlich jede zweite neue Übersetzung auf jeden Fall ein Nachdruck der ersten, also unerlaubt und zu verwerfen sei, solange noch Exemplare von jener vorhanden. Auf diese Weise wurden, selbst als man sich längst nicht mehr scheute, getreu zu übersetzen, bei allen denjenigen Schriften gute Übersetzungen unmöglich, die schon

---

[89] Feder, 1773. [90] Ehlers, 1784.

übersetzt waren, bei denen es also gerade am allernotwendigsten gewesen wäre.

Reimarus erzählt: »Einige Verleger haben es schon soweit ausdehnen wollen, daß, wenn sie eine Übersetzung in Verlag gehabt, nicht allein diese, sondern auch die Urschrift selbst als ihr beständiges Eigentum angesehen werden, und keinem erlaubt seyn sollte, eine bessere Übersetzung zu liefern«[91]. Desgleichen 1783: »Einige Verleger wollen sogar andere Übersetzungen desselben Originals von der Konkurrenz ausschließen«[92].

Freilich wird diesem eigennützigen Rechtsgefühl genügend widersprochen. Dennoch verrät der zaghafte Ton der Gegenpartei, wie tief diese Idee im moralischen Bewußtsein der Zeit gelegen haben muß, und die Rezensenten der Allgem. Dt. Bibl. rechnen, wenigstens in den 60er Jahren, damit als mit einem selbstverständlichen und bis auf weiteres unabänderlichen Zustand.

Nun ist gewiß nicht zu leugnen, in verständigen Zeiten, wie etwa in den 80er, 90er Jahren, wo es Sitte wurde, daß jeder, der eine Übersetzung plante, mit ein paar Proben in irgendeinem Journal erst beim Publikum anfragte, ob er fortfahren solle, und Stolberg seine Homer-Übersetzung ohne weiteres an Voß abtrat, da konnte das auch sein Gutes haben. Denn wieviel mehr mußte ein Übersetzer den Zorn der Kritik fürchten, wenn er das Ansehen seines Autors auf Jahre und Jahrzehnte hinaus durch eine schlechte Übersetzung ruinierte (die ja um so länger das Monopol hatte, je langsamer der Absatz, d. h. je schlechter sie war), und wenn schon die Übersetzer eine so geringe Meinung vom Übersetzen hatten, daß sie sich keiner schlimmen Handlung bewußt waren, was hätte das für die besseren Literaten für ein Ansporn sein müssen, entweder ihre armseligen Standesgenossen ernstlich zu vermahnen, wenigstens von den bedeutenderen Schriftstellern des Auslandes vor und nach Christi Geburt ihre un-

---

91 Reimarus, 1772.

92 Über den Bücher-Nachdruck, 1783 (gegen Feder).

berufenen Hände zu lassen oder aber — selbst gute erste Übersetzungen zu liefern!

Aber hier erinnern wir uns der Abneigung und Gleichgültigkeit der Originalskribenten gegen alles Übersetzen, und daß es einzig die Rezensenten der Allgem. Dt. Bibl. versuchten, die Zustände auch im tiers-état des literarischen Lebens zu bessern.

Da bricht einer von ihnen 1765 in die bewegliche Klage aus: »Unsere Sprache hat zum Übersetzen überhaupt und besonders zum Übersetzen der Alten sehr merkliche Vorzüge, und, wenn es nicht an unsern Übersetzern liegt, so ist es fast unbegreiflich, warum wir noch so wenig gute Übersetzungen aus den Alten besitzen. An Übersetzungen der Dichter mangelt es noch völlig, und einige prosaische Schriften haben das Unglück gehabt, Pedanten in die Hände zu fallen, die getreulich alle Worte, aber den Geist nicht übersetzten. Laßt uns ja auf unsere Literatur nicht trotzen, solange wir noch den ersten Schritt zur Cultur des Geschmacks nicht gethan, solange wir die Alten noch nicht übersetzt haben, solange einem deutschen Liebhaber der Literatur, der die Sprache der Alten nicht verstehet, Schwarz für Virgilen, Lieberkühn für Theokriten und Reiske für Demosthenes gelten muß ... So begierig das deutsche Publikum nach einer Übersetzung des Homer ist, so gerne wird es noch Jahre in Gedult stehen, wenn unsre besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiß und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen bessern Übersetzer verderben. Denn so scheinet es uns beynahe mit allen klassischen Schriftstellern aus dem Altertum zu gehen. Wir haben so lange, so laut und sehnlichst gewünscht, sie in unsere Sprache übersetzt zu sehen, daß die Übersetzer geglaubt, wir könnten durchaus nicht länger warten. Nun erscheinen sie plötzlich nacheinander übersetzt und alle nacheinander werden sie bessern Übersetzern aus den Händen gerissen und verdorben«[93].

[93] Allgem. Dt. Bibl. I, 2. S. 29.

Und wie oft klagen sie, daß der Autor gezwungen ist, mehr Rücksichten auf seinen Verleger als auf das Publikum zu nehmen! »Ist es doch ungleich leichter, eine vollkommene Übersetzung zu liefern, wenn schon eine andere vorangegangen ist. Allein der Übersetzer müßte nicht in der traurigen Nothwendigkeit seyn, sich vorher mit dem Herrn Verleger besprechen zu müssen« [94].

Aber doch gab es Verleger, die besser waren, und zu ihnen gehört natürlich Nicolai. Ihm verdanken wir wohl die treffendste Darstellung der kläglichen Zustände, wenn wir in seinem Sebaldus Nothanker folgende Partien lesen, die keines Kommentars bedürfen:

Da klärt einer, der die schlechte Welt kennt, den schwärmerischen Nothanker unter anderem auch über das Übersetzerelend auf. Dieser Magister »war als Corrector bey verschiedenen Druckereyen grau geworden. Er kennte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Denn gleich wie ein Lichtputzer in der Comödie, zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen redenden Lakayen vorstellen muß; so war auch er, obgleich eigentlich nur ein Corrector, dennoch von seinem Verleger oft zum Übersetzen, ja wohl gar zum Schreiben einer ‚zuverlässigen Nachricht' oder ‚schrift- und vernunftmäßiger Gedanken' gebraucht worden« [95]. Zwischen ihm und Sebaldus entspinnt sich folgendes Gespräch:

Der Magister: »Rechnen Sie von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Dasein Sie sich so gefreut haben, alle diejenige ab, die die Convenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt: also den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern, mit denen vermittelst unsrer Übersetzerfabriken Deutschland überschwemmt wird.«

Sebaldus: »Habe ich recht gehört? Übersetzerfabriken? Was soll denn das bedeuten?«

---

[94] A. d. B. II, 1. S. 124.

[95] Nicolai, Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, 1773, I. Bd., S. 80.

Magister: »Fabriken, in welchen Übersetzungen fabrizirt werden, das ist ja deutlich.«

Sebaldus: »Aber Übersetzungen sind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daß sie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.«

Magister: »Und doch werden sie beynahe ebenso verfertigt, nur, daß man wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Leinwand, auch die Füße. Auch versichere ich Sie, daß keine Liferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Übersetzung aus dem französischen, denn dies wird für die schlechteste, aber auch für die gangbarste Ware, in dieser Fabrik geachtet.«

Sebaldus: »Alles, was Sie mir sagen, ist mir unerhört. Also gibt es unter den Übersetzungen und unter den Übersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied.«

Magister: »Allerdings! Ein Übersetzer aus dem englischen ist vornehmer als ein Übersetzer aus dem französischen, weil er seltener ist. Ein Übersetzer aus dem italienischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Übersetzer aus dem spanischen aber findet man fast gar nicht, daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Übersetzer aus dem lateinischen und griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht, daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem gibt es auch Übersetzer, die zeitlebens gar nichts anderes thun als übersetzen; Übersetzer, die ihre Übersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; Vornehme Übersetzer, diese begleiten ihre Übersetzung mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; Gelehrte Übersetzer, diese verbessern ihre Übersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen, und versichern, daß sie sehr schlecht sey, daß *sie* es aber doch leidlich gemacht hätten; Übersetzer, die durch Übersetzen Originalschriftsteller werden, diese nehmen

ein französisches oder englisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das andere nach Gutdünken, setzen ihren Namen keck auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich gibt es Übersetzer, die ihre Übersetzungen selbst machen und solche, die sie von andern machen lassen, ... wie die Schlächter, die das arme Opfer entweder selbst tödten oder es durch den zweyten oder dritten Mann tödten lassen«[96]. So werden ein Drittel aller Bücher fabriziert, und die Hälfte aller Bücher sind Übersetzungen. »Aber«, so lenkt er ein, »seien Sie nicht ungerecht. Unser Vaterland kann von den Gelehrten nicht mehr fodern als es um sie verdient. Wo ist das deutsche Land, wo ein deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will. Unsere besten Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu ihren vortreflichsten eignen Werken nöthig gehabt haben, durch fabrikenmäßiges Übersetzen kümmerlich verdienen müssen«[97].

Hätten wir doch für jede Epoche des Übersetzens eine solche Skizze! Aber unglückliche Zeiten fallen den Menschen mehr auf und prägen sich leichter ein als glückliche. Und der Schriftsteller ist beredter, wo er tadelt und bessern will, als wo ihm Schönes begegnet.

Auch wir sollen diesen Abschnitt beschließen; doch wir können es nicht, ohne zuvor nach soviel Klägern auch einige Beklagte zu vernehmen, also die Übersetzer selbst.

Da müssen wir uns — nach Nicolais Klassifikation — an die »vornehmen« Übersetzer halten, die »ihre Übersetzungen mit einer Vorrede begleiten«, denn wir wollen ja nicht so sehr wissen, was wirklich geschah, sondern wie sich, was geschah, in den Köpfen der Beteiligten malte.

Es gibt — um es vorweg zu nehmen — selten etwas Unvornehmeres als die Vorworte dieser vornehmen Über-

[96] S. 98 ff. [97] S. 106 f.

setzer, jeder Selbstachtung und jeder Natürlichkeit ermangelnd. Ungemein geschwätzig und nervös, offenbar nur von drei Instinkten belebt: entsetzlicher Angst vor den Kunstrichtern, Captatio benevolentiae beim Publikum und Verdächtigung aller anderen Übersetzer vor und neben ihnen. Aber wie sollte man es anders erwarten, da man ihnen allgemein mit so wenig Liebe und Zutrauen entgegenkam. Es ist wieder einmal die Geschichte Anton Reisers im großen.

Da suchen die einen die Gegner zu entwaffnen, indem sie alles von vornherein zugeben: sie sagen sich »gar nicht von Fehlern los; es ist möglich, daß ich einige Stellen von einer anderen Seite angesehen habe, als geschehen seyn soll; daß ich hin und wieder den Schwung verfehlet, und die Deutlichkeit der Treue gegen meinen Text, oder den Wohlklang der Stärke und Kürze aufgeopfert habe«[98], und können »jedem mäckelnden Kunstrichter von vornherein ein Dutzend Räthselchen aus dem Original geben«[99], ja sie geben ohne weiteres zu: »Meine Herrn Collegen und ich, wir haben freylich wohl zuweilen etwas mehr übersetzt, als im strengsten litterarischen Verstande nöthig, auch vielleicht nicht allemal so gut, als bey ordentlichem Menschenverstande wohl möglich gewesen wäre«[100], protestieren aber trotzdem gegen die unbarmherzige Behandlung, die man ihnen widerfahren lasse, und gegen die Behauptung, daß, »weil man beym Übersetzen keinen Kopf brauche, es nun heiße, sie hätten keinen«[101]. Jenen Vorwurf lassen sie ruhig auf sich sitzen. Sie machen es den Gegnern nach und verleugnen das Übersetzen; sie bleiben anonym, »weil sie ihre Ehre nie darinn gesucht haben oder zu suchen gedenken, daß sie gute Übersetzer heißen, sondern entschlossen sind, sich

[98] Herrn Alexander Pope Esq. sämtliche Werke. Mit Wilhelm Warburtons Commentar und Anmerkungen aus dessen neuester und bester Ausgabe übersetzt. Altona 1758, Vorbericht S. 11 (Rezensiert im 2. Literaturbrief).

[99] Abenteuer Joseph Andrews und seines Freundes Abraham Adams. Aus dem Englischen Heinrich Fieldings Esq. nach der letzten Original-Ausgabe aufs neue übersetzt, 1775, Vorbericht, S. XII.

[100] Humphry Klinkers Reisen aus dem Englischen. Neue Auflage. Leipzig 1785, Vorbericht, S. III. [101] Ebenda.

durch andere Mittel ein günstiges Urteil der Welt zu erwerben«[102]; ganz wie man sich in den Tagen Lohensteins aller literarischen Tätigkeit schämte.

Andere versuchen Mitleid zu erwecken und schildern mit beredten Worten, was für ein schweres Ding das Übersetzen sei. »Von meiner Übersetzung muß ich bekennen, daß sie mir nicht gar zu leichte geworden. Die Satyrischen Einfälle, die Ironien, die Spott-Reden aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, kostet gewiß nicht wenig Mühe«[103]; und wenn einem gar das Malheur passiert, daß der Autor »S. 311 ein Liedchen einschiebt«, so hört alle Kunst auf, denn »was für Arbeit es kostet, Verse in Verse, zumal in gereimte, nur leidlich zu übersetzen, das kann Niemand wissen, als wer es selber versucht hat[104]«. — »Allen Respekt vor dem Virtuosen, der es besser macht!«[105]

Nicht weniger erfinderisch sind sie in den Mitteln und Wegen, dem Publikum Vertrauen in ihre Arbeit einzuflößen. Sagt der eine: nicht er habe durchaus übersetzen wollen, sondern sein Verleger, und nur dessen Bitten und Drängen habe er schließlich nachgegeben, »weil er nun einmal genugsam englisch verstünde, da er sich selbst eine geraume Zeit in Engelland aufgehalten«, hätte es aber auch dann bleiben lassen, »wenn er nicht in der Übersetzung dieses Buches der Welt einen wahrhaften Dienst zu leisten geglaubt hätte«[106]; so ziehen es andere, die offenbar besser Bescheid um die Psyche des Publikums wissen, vor, den gerade entgegengesetzten Weg einzuschlagen und in vollen Tönen das Lob ihres Autors oder ihres eigenen für Poesie so empfänglichen

---

[102] Die Geschichte der Clarissa eines vornehmen Frauenzimmers. Herausgeg. von demjenigen, welcher die Geschichte der Pamela geliefert hat. Aus dem Englischen übersetzt. 2. Aufl. Göttingen 1749, Vorrede.

[103] Des berühmten Herrn D. Schwifts Mährgen von der Tonne, zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts abgefasset, nebst einem vollständigen Begriffe einer allgemeinen Gelehrsamkeit, aus dem Englischen ins Teutsche übersetzet. Altona 1729, Vorrede d. Übersetzers.

[104] Joseph Andrews-Übersetzung, Vorbericht S. 14.

[105] Ebenda. [106] Klinker-Übersetzung S. V ff.

Herzens[107] zu singen: »Der Mode nach sollte ich wohl erzählen, wieviel Bedenken ich getragen, und wie lange ich mich geweigert hätte? Aber da mich vielmehr mein eigenes Vergnügen bey einer so angenehmen Arbeit interessiret, die meiner eigenen Liebe zur Dichtkunst so sehr gemäß war, und da ich die Worte mehr verschlungen als gelesen habe«[108], — so zweifelt er nicht, daß man schwerlich eine bessere Übersetzung und — eine schlauere Vorrede schreiben kann. Ein dritter aber überläßt es dem Urteil des Lesers, wieweit er dem Amte eines Übersetzers Genüge geleistet[109].

Und kriecherisch nach oben: gegen Kritiker, Leser und bessere Nachfolger, sind sie hochmütig nach unten: gegen ihre Vorgänger und die »Herren Collegen«[110]. Klingt schon in allen angeführten Stellen die pharisäische Verachtung aller derer durch, die noch schlechter übersetzen wie sie, so geht es ganz unflätig über jeden Vorgänger her, Franzosen wie Nichtfranzosen. Existiert bisher nur eine französische Übersetzung, so versteht sich von selbst, daß sie miserabel ist[111], das hatte ja die Madam Gottschedin selbst gesagt in der Vorrede ihres Guardian, hat es aber daneben schon eine deutsche gegeben, so ist sie natürlich »aus der elenden französischen noch elender ins Deutsche übergetragen«[112], und also »die ganze Sache dieses Mannes verdächtig«. Man erinnere sich dagegen des würdigen Tones, mit dem Harsdörfer von seinem Vorgänger als seinem »hochbesagten Herrn Dolmetscher« sprach[113].

Aber mitten innen in diesem Jammertal meint einer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, es wäre origineller, eine möglichst witzige Rettung zu schreiben und räsoniert unter anderem so:

»Als ich vor einiger Zeit sah, daß sich jemand so sehr schämte, ein Übersetzer zu heißen, daß er mit einem Wort-

---

[107] Clarissa-Übersetzung, Vorrede.

[108] Pope-Übersetzung, Vorbericht S. 6.

[109] Ebenda S. 5 f.

[110] Swift-Übersetzung.

[111] Z. B. Klinker-Übersetzung S. III.

[112] Z. B. Pope-Übersetzung S. 8 f.; Joseph Andrew-Übersetzung S. V f.

[113] Vorrede zur Übersetzung der Diana des Monte-Mayor, 1647.

spiel durchschleichen wollte und sich ein Verdeutscher nannte, so dachte ich allen den Ursachen nach, warum der Name Übersetzer ein Spitzname geworden seyn möchte. Ich fand so viele, daß ich solche auf dem Raume, den mir die Herren Verleger geschenkt haben, nicht anführen kann; nur die eine, welche mir die entscheidende scheint: Das Übersetzen (= Überteuern) ist mit dem siebenten Gebote verboten, und ist eine nicht unbekannte Sünde der Krämer. Übersetzen aber ist eine sehr nützliche Sache, und da, wo über breite Flüsse keine Brücken sind, höchst nöthig. Ein Übersetzer also ist ein nützlicher Mann ... Daß meine Collegen und ich einerley Arbeit mit Charon verrichten, das wird niemand bezweifeln wollen, und also muß auch unser Geschäfft mit dem seinigen einerley Namen haben, nämlich Übersetzen. — Wenn nun Radamanthus über den guten Charon spotten wollte: (doch, das ist von dem nicht zu vermuthen, weil er — zum Unterschied von den Kritikern! — wegen seiner Gerechtigkeitsliebe zum Höllenrichter bestellt worden ist) so wäre es sehr unüberlegt, denn was hätte er zu richten, wenn Charon keine Schatten mehr übersetzen wollte? Sie lachen, mein Herr, und meynen, eben das wäre der schlimme Fall, das wir nur die Schatten unsrer Autoren überbrächten? O mein Herr, Ihre Bitterkeit soll mich nicht reizen; ich will dennoch glauben, daß Charon einst mit Ihrem Schatten eine Seele übersetzen wird, und habe die Ehre zu beharren

Dero Pflichtschuldigster

†††«[114].

Schon an solchen Vorworten scheint sich die Prophezeiung jener Schwarzseher zu erfüllen, daß das Honorar wohl das Schreiben, aber nicht das Denken befördere. Denn ernste Gedanken über das Übersetzen sucht man hier vergebens. Was nach einer Prinzipienlehre aussieht, wie die negative Wendung »nicht wie die Franzosen«, d. h. nicht so gar willkürlich mit dem Original umspringen, ist kümmerlich genug,

[114] Pope-Übersetzung S. 18 f.

gemessen an den Bemühungen Gottscheds und der Schweizer, und lohnt die Mühe einer besonderen Darstellung nicht. Wir werden auch diese Ansätze oder Rudimente, wie man will, später nachholen, wo wir es wieder mit festeren Gebilden zu tun haben. Jetzt schließen wir diesen Abschnitt und wenden uns einer erfreulicheren Periode, richtiger: Gegend des Übersetzens zu.





§ 6.

Ausgehender Individualismus.

Das weitere Schicksal des Übersetzens hing von den Dichtern ab. Seit Klopstocks Messias gab es für einen strebsamen Jüngling kein anderes Ziel als mit Werken aus eigener Erfindung den Bestand an deutscher Originalliteratur zu vergrößern. Und nicht genug mit der originalen Form, auch die Stoffe wurden deutsch. Mit Gleims Grenadierliedern, Lessings Minna von Barnhelm und Goethes Götz von Berlichingen schien die Unabhängigkeit von allem Ausland erreicht und die Zeit vorbei, wo man das eigene Glück mit fremden Mitteln bestreiten mußte. Jetzt stieg alles Menschliche, dessen man bedurfte, aus dem eigenen Herzen auf. Was sollte man fremde Menschen um Dinge angehen, die man selbst viel besser besaß? Wer hätte noch übersetzen wollen? — Zu gleicher Zeit stellte sich nun auch eine wissenschaftliche Rechtfertigung dieser gefühlsmäßigen Abneigung ein. Sie lautete: Selbst wenn unsere Schriftsteller nicht besser wären wie die ausländischen, so sind sie doch Fleisch von unserm Fleische; kein Übersetzen kann die tiefe Kluft überbrücken, die eine Nation von jeder andern trennt.

Noch die Zeit Gottscheds hatte nicht viel von den innerlichen Wesensunterschieden der Völker gewußt. Man meinte, ein Volk sei gebildeter als das andere, habe zurzeit mehr Geschmack als das andere, im Grunde gebe es aber, wie nur eine Wahrheit, so auch nur eine Schönheit, nur einen guten Geschmack, und der sei nicht an ein bestimmtes Land ge-

bunden, sondern wandere (wie schon Dubos lehrte[1]), als ein rechter Knight of art and industry über die Erde hin, habe vor Zeiten in Griechenland und Rom geherrscht, und wie er jetzt in Paris sein Domizil gefunden, könne er wohl auch früher oder später einmal in Deutschland heimisch werden[2]. Dieser Satz wurde, was die bildenden Künste anging, noch von Winckelmann, von v. Hagedorn und von Rafael Mengs unterschrieben. Was aber Literatur und Dichtung betraf, so sah man endlich ein, daß hier das Ideal für jedes Volk ein anderes sein müsse, gleichgültig wie weit es in jedem Volke seiner Verwirklichung nahegebracht sei, und daß die Araber mit der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek nur übertrieben hatten. Jedes Volk hat seinen eigenen Geschmack. Was den Franzosen mit Recht gefällt, kann den Engländern und den Deutschen mit ebensoviel Recht mißfallen, und wiederum Engländern wie Deutschen mit verschiedenem Rechte. Jedes Volk muß seine eigene Bühne haben, forderte Lessing. Fremdes kennen lernen kann nur unter der Voraussetzung, daß man sich selbst schon kennt, und nur zu dem Zwecke geschehen, sich durch Vergleichung immer besser kennen zu lernen. Es ist das dieselbe Überlegung, aus der man nach Semlers Vorgang die Bibel aus dem hebräischen Nationalcharakter heraus interpretierte, und alles, was deutsch hieß, mit einem noch nicht erhörten Eifer hervorsuchte, um zu erfahren, was allem Deutschen gemeinsam sei.

So schien Deutschland dasselbe Los bevorzustehen, dem andere Völker, namentlich Frankreich, aber auch England, schon längst verfallen waren: sich unabhängig, aber beschränkt, selbstherrlich, aber engherzig in seine Wände einzuschließen und wie sie ein Narr auf eigene Hand zu werden. Aber davor bewahrte die Deutschen ihr besonderer Charakter, der nach Lessings Meinung darin bestand, keinen zu haben, nach J. E. Schlegels, fremde Klugheit zu sehen[3], nach Klopstocks,

[1] Dubos, Reflexions II, S. 300.

[2] So noch Friedrich d. Gr. in De la Litterature Allemande 1780, S. 79 f.

[3] Bremer Beiträge, Vorwort S. 7.

nicht stolz zu sein, sondern fremdes Verdienst zu ehren[4], und der schließlich zu einer Idee einer deutschen Weltliteratur führte.

So wenig also erstickte die neue Idee eines Nationalcharakters der Deutschen das Interesse für fremde Völker, daß sie dieses im Gegenteil vertiefte, uneigennütziger werden ließ, also umformte und über den bisherigen Kreis hinaus erweiterte. Wenn der Unterschied der Völker nicht mehr lediglich ein gradueller ist, sondern ein essentieller, so verdienen ja alle Völker Beachtung. Noch zog man diese Folgerung nicht so entschlossen wie demnächst Herder, und doch begann man sich schon für Rußland, den Orient, namentlich Arabien, für China und für die Indianer zu interessieren[5]. Übersetzen aber, bisher nur Mittel, Surrogate für einheimische Literatur zu schaffen, wurde nun zum Organ des zunächst noch rein aufklärerisch-polyhistorisch gefärbten Interesses für die Völker des Erdkreises. Der erste, der dies begriff, war sonderbarerweise ein Franzose: d'Alembert; nach ihm haben in Deutschland vor allem die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek versucht, durch diese neue würdigere Zielgebung die écrivains créateurs wieder für das Übersetzen zu gewinnen. Wir würden die Äußerungen d'Alemberts mit Stillschweigen übergehen, da ein Einfluß seinerseits auf die genannten Rezensenten ausdrücklich nicht nachzuweisen ist, hätte er nicht auf eine an sich bedeutungslose Schrift: Ludwigs von Heß Einleitung in die Übersetzungskunst und später auf die wichtigere Schrift I. I. Hottingers eingewirkt, und repräsentierte er nicht andererseits recht gut jenes »französische« Übersetzen, zu dem sich seit den 40er Jahren alles deutsche Übersetzen im Gegensatz befand.

In Frankreich gab es noch Männer, die, obgleich von nicht geringem Rufe, es doch nicht unter ihrer Würde hielten, sowohl selbst zu übersetzen wie über das Übersetzen zu schreiben. Dort hatte schon Batteux in seinem Cours des Belles-Lettres vom Jahre 1753 einen langen letzten Abschnitt »Principes de la

---

[4] Leipziger Musenalmanach auf 1770, S. 151 »Wir, und Sie«.

[5] So schon in der Anmuth. Gelehrsamk. V, 720; VI, VII, S. 946; IX, XI, XII.

Traduction«[6] aufgenommen, im einzelnen recht altmodisch (so die Recherches sur la difference des Langues, warum die französische Sprache der lateinischen en force und chaleur des Stiles nachstehe; oder gar die zwölf Regeln, was man alles möglichst so lassen soll beim Übersetzen, wie es im Originaltext steht[7]), dennoch belebt von einer ungewohnt hohen Meinung vom Übersetzen und gewürzt mit sinnigen psychologischen Beobachtungen[8].

In den zehn Jahren bis 1763, wo d'Alemberts Morceaux Choisis de Tacite traduit en François erscheinen, muß das Übersetzen, genau wie in Deutschland, beträchtlich an Ansehen verloren haben. Denn während Batteux an die Übersetzer noch strengere Forderungen stellt, als diese gewohnt waren, so kehrt sich d'Alembert schon gegen die Kritiker, die mehr verlangten, als sie verantworten könnten und wahrscheinlich nicht wüßten, wie verschieden die Sprachen überhaupt[9] und wie ungünstig zumal die französische fürs Übersetzen sei[10].

Dieser Unvollkommenheiten ungeachtet, gebühre den Übersetzern der zweite Rang im literarischen Reiche: gleich hinter den écrivains créateurs und noch vor den écrivains qui ont aussi bien écrit qu'on le peut faire sans génie[11].

Vorbedingung ist aber zweierlei: 1. daß die Übersetzer selbstbewußter werden und ihre alte Schüchternheit (timidité) überwinden[12]. Wie können sie verlangen, daß man ihnen Achtung bezeige, wenn sie sich selbst so gering achten. Es ist lächerlich, nur copistes zu sein, wo sie rivaux sein könnten und rivaux sein sollten. Es ist lächerlich, immer unter dem Original zu bleiben, als wäre es ein sacrilège s'ils l'embellissoient. »Le Traducteur trop souvent forcé de rester au-dessous de son Auteur, ne doit-il pas se mettre au-dessus quand il le peut?«[13] Es ist drittens lächerlich zu meinen, man müsse einen Autor ganz übersetzen »de l'un bout à l'autre«[14]: »Ce n'est

---

[6] Batteux, Cours des Belles-Lettres 1753, Bd. IV, S. 292—372.
[7] Z. B. S. 293. [8] S. 347 ff.
[9] d'Alembert, Morceaux Choisis de Tacite traduit en François, 1763, S. 9.
[10] S. 10. [11] S. 20. [12] S. 22. [13] S. 21 f. [14] S. 26.

pas pour nous faire connaître les défauts des Anciens qu'on les met en notre langue, c'est pour enrichir notre littérature de ce qu'ils ont fait d'excellent«[15]. Zumal in der Schule kommt es nicht darauf an, zu lernen »tout ce que les Anciens ont pensé, mais ce qu'ils ont pensé de mieux«.

Zweitens aber ist es nötig, daß man in den maßgebenden Kreisen einsieht: Die eigene Literatur, und wäre sie noch so reich und vollkommen, genügt nicht. Übersetzungen vermehren nicht allein die Zahl der guten Vorbilder: »elles aideront à connaître le Caractère des Écrivains, des Siècles et des Peuples; elles feront appercevoir les nuances qui distinguent le goût universel et absolu du goût national«[16]. Freilich dürfen dann die Übersetzungen nicht »regelmäßigen Schönen ohne Seele«[17] gleichen.

Das will sich beides nicht so recht zusammenreimen. Wie will man den Charakter eines Zeitalters aus einer Übersetzung kennen lernen, wenn der Übersetzer nach eigenem Gutdünken verschönert hat. Das konnten die Deutschen nicht verstehen. Sie waren gezwungen, das eine zu billigen und das andere zu verwerfen.

Bei d'Alembert ist natürlich kein Zweifel, daß er seiner Sache sicher war. Er hatte sich bei dem »Verschönern« nichts Schlimmes gedacht. Er wollte einer minder guten Stelle seines Autors den Glanz der übrigen mitteilen, keine beliebige Schminke, sondern die eigene Farbe des Autors. Das vertrug sich recht gut mit dem Charakter des Autors und seiner Umgebung. Es brachte ihn im Gegenteil noch reiner zum Ausdruck! d'Alembert war sich so wenig wie Dryden der Folgen seiner Ausdrucksweise bewußt. Daß man ihn in Deutschland für den eigentlichen Übeltäter und Erzketzer ausrief, der dem geschmäckelnden Übersetzen à la française die nötige Autorität verliehen hatte, das hatte er sich nicht träumen lassen.

Soviel ist also sicher, sein Versuch, das gesunkene Ansehen des Übersetzens dadurch zu heben, daß er dem Über-

---

[15] S. 27 f. [16] S. 26. [17] S. 11; cf. Dryden!

setzer empfahl, zu rivalisieren: mehr wie ein Autor denn wie ein Kopist zu verfahren, konnte in Deutschland keinen Beifall finden, wo gerade dieses eigenmächtige ungetreue Verfahren das ganze Übersetzen so verdächtig gemacht hatte.

Wir haben aus dem Jahre 1782, also fast ein Menschenalter später, eine kleine Schrift; »Einiges über die neuesten Übersetzerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland, insbesondere über den Bahrdtschen Tacitus.« Der Verfasser I. I. Hottinger unternimmt es darin, die d'Alembertschen Ansichten zu modernisieren. Was er im einzelnen sagt, gehört unter ein späteres Kapitel, wo von den Anpassungsversuchen der Durchschnittspraxis an die Lehren der neuen Zeit die Rede ist. Hier muß gesagt werden, daß er d'Alemberts großes Verdienst, um dessentwillen er eine vollständige Übersetzung jener Einleitung gibt, in diesem Hinweis auf den verschiedenen Zeit- und Nationalcharakter sieht. Was Hottinger aus diesem Gedanken gemacht hat, ist alles Mögliche und konnte auf die Dichter des jungen Subjektivismus seinen Eindruck nicht verfehlen. Vorerst freilich wurde der Nationalcharakter in Deutschland zum Schlagwort der mehr gelehrt denn poetisch gesinnten Männer des ausgehenden Individualismus, die sich um Nicolai scharten und in deren rationalistischer Ausgestaltung freilich für die Dichter der Geniezeit unbrauchbar und unsympathisch.

Obwohl auch die Berliner Schöngeister dem Zuge der Zeit folgen, die Vorliebe für originale Produktionen mitmachen und begünstigen und in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wie der Vorbericht vom Jahre 1765 sagt, »nur Schriften von einiger Wichtigkeit, sonderlich deutsche Originalschriften ausführlich recensiren, Schriften von minderer Wichtigkeit, und Übersetzungen aber nur kürzlich anzeigen« wollen[18], ja sogar wünschen, wie schon ähnlich die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, daß selbst »ein Wieland von Rechtswegen Shakespeare nicht hätte übersetzen sollen«[19],

[18] Allgemeine Deutsche Bibliothek 1765, Vorrede S. I.
[19] I, 1. S. 300.

so geht jenes Versprechen doch schon über das Durchschnittsinteresse jener Zeit hinaus und wird in Wirklichkeit noch durch ziemlich umfangreiche Besprechungen neuester Übersetzungen aus den Alten und Modernen weit übertroffen.

Auch die Allgemeine Deutsche Bibliothek täuscht sich gewiß nicht über die trostlosen Zustände des deutschen Übersetzens — hatte doch, wie wir sahen, niemand sie besser zu schildern gewußt als Nicolai selbst —, aber sie sieht die Gründe ein, und statt, wie noch Lessing in den Literaturbriefen, lediglich entrüstet zu sein, geht sie behutsamer vor und sucht zu erziehen. Im Ton äußerst konziliant und schonend, tröstend und ermutigend[20], ist sie doch klar und bestimmt in ihren Forderungen.

Oft vernehmen wir, wie bei Batteux und d'Alembert die Klage, daß es noch immer an guten Übersetzungen der Alten mangele. »Die Gelehrten übersetzten zu philologisch, die witzigen Köpfe aber nicht kritisch genug«[21] und doch könne »keine Bemühung der deutschen Gelehrsamkeit edler und patriotischer seyn als diejenige, die es übernimmt, die alten griechischen Schriftsteller in unsere Sprache überzutragen, um uns dadurch der herrlichen Schäze und Reichthümer des unsterblichen Griechenthums theilhaftig zu machen«[22]. Nur »wäre zu wünschen, daß die Gelehrten dann allemal reine und rechtschaffene Absichten haben möchten«[23]. »Will keiner von unsern großen Virtuosen die Arbeit (die Ilias zu übersetzen) allein übernehmen, so wünschten wir unsere besten Köpfe mit vereinigten Kräften an diesem Werke arbeiten zu sehen. Es sollte wohl nicht an vier und zwanzig Männern fehlen«[24]. Vor allem aber müssen die Verlegerunarten aufhören. »Gebe doch der Himmel, daß unsre künftigen Übersetzer eine ebenso zärtliche, gewissenhafte und treue Sorgfalt und Achtung für das Publikum tragen, als der Herr Übersetzer des Plinius für

[20] Vgl. z. B. IV, 2. S. 62 (rec. Heyne).
[21] Bibl. d. sch. Wiss. u. d. fr. Künste I, S. 137 ff.
[22] A. D. B. I, 1. S. 52. [23] Ebenda.
[24] I, 2. S. 35.

seinen Herrn Verleger trägt«[25]; »aber darauf lautet der Contrakt nicht«[26]!

Dann ist auch ihnen Drydens Klage geläufig, daß die schlechten Übersetzungen den letzten Rest von Ansehen der übersetzten Autoren beim Publikum untergraben, »zu den schalen Urteilen über Shakespeare und schalen Nachahmungen beitragen«[27] oder »unserm Publicum den Geschmack an der Dichtkunst der Alten völlig benehmen« und aus Anlaß einer merkwürdigen Übersetzung des Arminius von »Cronzeck« par Mr. Gottsched, Prof. de Leypsick wird gefragt, »ob der Übersetzer das Gedicht selbst oder die deutsche Nation bey den Ausländern habe lächerlich machen wollen?«[28]

Hier holen wir eine kluge Bemerkung d'Alemberts nach, daß nämlich das Publikum notwendig ungerecht sei gegen den Übersetzer der Alten, denn »le Traducteur nous paraît toujours, non au-dessous de l'idée que l'original nous donne de lui-même, mais au-dessous de celle que nous en avons«[29].

Trotzdem also glauben diese Rezensenten, daß sich durch vernünftige Kritik vieles bessern ließe, ja, daß gewiß bald »wir mit unsern Übersetzungen die Ausländer neidisch machen und es gar nicht zu bereuen Ursache haben, daß wir etwas später kommen«. »Bald werden sich die Franzosen nicht mehr rühmen können, daß sie allein die alten Schriftsteller in Übersetzungen aufweisen können«[30]. Wir werden ihnen den Rang streitig machen, ja ablaufen, indem wir bessere Übersetzungen liefern, »wenn unsre Übersetzer fortfahren, mit derjenigen Treue zu arbeiten, mit welcher einige angefangen haben«[31].

Deshalb sind sie ärgerlich auf den billigen Spott der »pedantischen Haarklauber«. »Uns hat allezeit ein Urtheil fehlerhaft zu seyn geschienen, wenn man sich mit einzelnen hin und wieder aufgelesenen Abweichungen, Unrichtigkeiten, Übereilungen usw. aufhält, und nach diesen die Vorstellung vom Ganzen zu machen suchet«[32]. »Wir sind von einem so

---

[25] II, 2. S. 144 f.; cf. II, 1. S. 122. [26] II, 2. S. 144.
[27] I, 1. S. 300. [28] I, 2. S. 274. [29] d'Alembert.
[30] A. D. B. II, 1. S. 210. [31] Ebenda. [32] II, S. 116.

pedantischen Vorwurf weit entfernt, dem Herrn Marquis d'Argens ein Verbrechen daraus zu machen, daß sein Original in der That griechisch und unverständlich für ihn gewesen ist, und daß er den Sinn desselben an den meisten Stellen auch aus der lateinischen Übersetzung nicht treu genug in das Französische übertragen hat«[33]. Und nur hin und wieder werden solche »kleine Versehen« überhaupt erwähnt, vornehmlich, wenn sie besonders komisch sind, wie daß Caesar »alle seine Verwandten (omnem suam familiam) bey zehn tausend Menschen versammelt«[34].

Diese Rezensenten sind in der Tat die einzigen in dieser Zeit, die die Theorie etwas gründlicher pflegen, und wenn diese Theorie im ganzen nachhinkt und mehr einer überholten als einer werdenden Zeit angehört, so ist es nicht ihre Schuld, sondern Schuld derer, die berufen gewesen wären, auch hier zu reformieren, die aber, Feinde des Übersetzens überhaupt, über wichtigeren Dingen dieses Kapitel vernachlässigten, also vor allem Lessing.

Wir würden aber diese Theorie falsch wiedergeben, wollten wir ausschließlich jenes Moment an ihr hervorheben, auf Grund dessen sie einer werdenden Zeit angehört. Ihre Hauptbegriffe bezieht sie aus früheren Zeiten, aus der Zeit der Sprachgesellschaften und aus der Zeit der frühen Aufklärung. Da ist zunächst das Deutschschreiben immer wieder nötig, besonders empfohlen zu werden, »besonders gegen die Herren, welche Französischdeutsch schreiben«[35]. Es wird ausdrücklich angezeigt: »Der Übersezer redet fast nirgend zürchisch«[36], ein ander Mal wird einem sonst vorzüglichen Übersetzer (von Beruf Gymnasialdirektor) empfohlen, künftighin doch mehr auf grammatische Genauigkeit im Deutschen zu sehen!«[37]; und »auch ein Ernesti sollte besseres Deutsch schreiben«[38].

---

[33] I, 1. S. 182 (Heyne).
[34] II, 2. S. 202 (Heyne).
[35] I, 1. S. 21.
[36] IV, 2. S. 83.
[37] II, 2. S. 204 (Heyne).
[38] IV, 2. S. 166 (Heyne); weitere Beispiele I, 1. S. 285; II, 1. S. 203; II, 1. S. 263; II, 1. S. 293; II, 1. S. 124 f.

Inzwischen ist jedoch aus dem guten Deutsch das schöne Deutsch geworden. Mauvillon hatte den Deutschen hier sehr ins Gewissen geredet und sein Vergleich zwischen Günthers Gedicht auf das Glück und Rousseaus Versen über denselben Gegenstand war allerdings wenig schmeichelhaft für den Geschmack der deutschen Sprache ausgefallen. »La langue Françoise est trop chaste pour souffrir des expressions pareilles à celles de Günther, sur-tout dans une Ode du genre sérieux et sublime. Quand nous voulons traiter des matières badines, nous avons une langue à part, qui est celle de Marot: mais en Allemand c'est tout pêlemêle, le sérieux avec le bouffon, le sublime avec le rampant, et le grave avec le burlesque. Toutes les expressions y sont également bonnes, et on n'y fait point ces distinctions de termes Prosaiques et de Poetiques. Souvent dans une douzaine de Vers aussi empoulés que ceux de Pindare, on trouvera un Proverbe du plus bas peuple«[39].

Das nahmen sich denn die Deutschen zu Herzen und diese Pöbelhaftigkeit auszutreiben, »Geschmack zu predigen«[40] machen sich die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zur Hauptaufgabe*. Galt es ehedem beim Übersetzen die deutsche Sprache zu bereichern, so gilt es jetzt, sie zu veredeln. »Allerdings sollen wir so übersetzen, wie der Autor sich ausgedrückt haben würde, wenn er bloß deutsch spräche«[41]. Allein »jede kultivierte Sprache fällt anders in das Gehör, wenn sie ein Bauer redet, anders wenn sich ein Schriftsteller, ein Redner, ein Mann von Stande, von Erziehung darinnen ausdrücket«.

Man weiß ohnedem, wie schon Bodmer und Klopstock bestrebt gewesen waren, eine besondere poetische Sprache

---

[39] Mauvillon S. 359 f. [40] I, 1. S. 20. [41] A. D. B. I, S. 21.

* Schon die Gottschedin hatte die derben Übersetzungen ungehörig gefunden[42], obgleich sie sich selbst solcher schuldig gemacht hat, wie überhaupt die Übersetzer der deutschen Schaubühne. Vgl. hierzu Erich Schmidts Beispiele[43]: Ce pied-plat = dieser nichtswürdige Kalbskopf, partout il s'insinue = die Bestie schmäuchelt sich allenthalben ein, l'emporter = vor dem Maule wegschnappen usw.

---

[42] Briefe 3, S. 157. [43] Erich Schmidt, Lessing I, S. 110.

auszubilden, so daß man für nötig befunden hatte, »Klopfstock ins Deutsche zu übersetzen« [44], und darum ist das Übersetzen von Poesie, auch wenn es in ungebundener Rede geschieht, soviel schwerer als das prosaischer Schriftsteller:

»Wenn der Prosaisten-übersetzer seine Feder geschärft hat, setzt er sich hin und übersetzt ohne eben viel Mühe. Unbekümmert um die feine Wahl der Wörter des ästhetischen Ausdrucks, welches alles ihm sein Original nicht zu verlangen scheint, geht er von Zeile zu Zeile fort, und die Seite ist herunter. Die Gesetze, die den Poeten-übersetzer fesseln, treffen ihn nicht. Er gibt sich nicht die Mühe, wie dieser, erst den oft schweren Text und denn die Commentare durch zu studiren, oder auf der Wagschale die Wörter zu wägen, ihre Stellung ängstlich zu suchen, noch mit der Wahl der poetischen Farbe, mit ihrer Mischung usw. Stunden lang zuzubringen. Er findet nie die hohe Begeisterung in seinem Autor, welche auszudrücken jenen die Federn und Nägel zu zerreißen zwingt; nein, keine dieser Dornen ritzt auf dem Wege seine Schenkel, er geht ruhig auf grünen Matten fort, und tritt er ja auf einen kleinen Kiesel, o so braucht er zur Wegwälzung desselben seine Schultern nicht. Ein Lamm oder eine Ziege zu würgen, braucht man kein Alcides zu seyn« [45].

Hatten die Übersetzer um 1700 die Wahl zwischen gebundener und ungebundener Übersetzung, je nachdem worin sie sich üben wollten, so ist dieser oberflächliche Unterschied den Übersetzern jetzt gleichgültig, wo man den feineren Unterschied der Stilarten kennt, wie es denn auch dem Publikum noch gleichviel ist, »ob man ihm den Homer in Reimen, in Hexametern, oder gar in Prose übersetzt«, wenn die Sprache nur nicht unnötig geschminkt erscheint, wie bei den Franzosen, andererseits aber auch nicht ins Pöbelhafte fällt [46].

Aber was hielt man da im Übereifer nicht alles für pöbelhaft. Wenn in einer Homer-Übersetzung vom Jahre 1754, die

---

[44] Anmuth. Gelehrsamk. II, S. 777.

[45] II, 1. S. 201; cf. VI, 1. S. 287.

[46] I, 2. S. 35 (Mendelssohn).

übrigens »von einer Gesellschaft gelehrter Leute bloß zum Behufe der allgemeinen Reisen veranstaltet worden, daher die Übersetzer auch den Homer bloß als einen Geschichts- und Reisebeschreiber angesehen und die beyden Heldengedichte in §§ eingetheilet haben«, Redensarten vorkommen wie diese, »ich müßte der verzagteste Kerl von der Welt sein« oder Ausdrücke wie »Weibesstück« und »naseweis«, so mag man immerhin dem Rezensenten zugeben: »Um die Schönheiten ihres Autors war es ihnen nicht zu thun«[47]. Allein, wenn man »Männer von Athen« sagt, statt »Athenienser«[48], würden wir das pöbelhaft finden, selbst wenn wir wissen, daß pöbelhaft damals weniger bedeutete als heute?

Nun wollten wir die Forderung, vornehm zu übersetzen, gern gelten lassen »überall da, wo es das Original auch ist«. Die ganze Betrachtung fiele für uns unter das Kapitel: Treue, nicht nur was den Inhalt, sondern auch was Form und Stil angeht. Aber der Gesichtpunkt der Formtreue kam doch erst in zweiter Linie in Frage.

So sehr man über unnötiges Verschönern herzog, zumal bei sonst schlechten Übersetzungen: »Durch diese Zusäze hat vermuthlich der Übersezer den Homer verschönern und mit seinem Lämpgen die Sonne erleuchten wollen«[49], so geriet man selbst in nicht geringe Verlegenheit, wenn Demosthenes oder Cicero in ihren Ausdrücken »unanständig und flegelhaft«[50] wurden. Aber man wurde doch wenigstens verlegen. Die Franzosen hätten nicht viel Umstände gemacht; denn sie spürten kein Verlangen: ihre eigene schöne Literatur durch Geschmacklosigkeiten zu »bereichern«[51]. Auch die deutschen Aufklärer der Frühzeit hätten solche Dinge, die, gemessen an ihrer moralischen Absicht, zum mindesten Adiaphora sein mußten, unbedenklich geopfert.

Jetzt gibt man sich nur noch selten mit so kategorischen Urteilen zufrieden: »Der Übersezer hat viele schmuzige Stellen

---

[47] I, 2. S. 36 (Mendelssohn).
[48] I, 1. S. 22.
[49] III, 2. S. 174 (Resewitz).
[50] I, 1. S. 28 (Heyne).
[51] d'Alembert S. 27.

verändert. Dies war auch recht!«[52]; jetzt scheut man vielmehr den Vorwurf, man übersetze à la française und, weil man denn doch zu selbstherrlich ist, um Gemeinheiten und Geschmacklosigkeiten, die man nicht gutheißt, zu dulden, also sucht man das eigenmächtige Verfahren zu rechtfertigen, und dabei stößt man auf eine wichtige Entdeckung, die für die historische Schulung und Absicht dieser Männer der letzten Ausgestaltung des Rationalismus bezeichnend ist.

Zuvor erledigen wir, was an ihnen ferner rückständig ist, und fügen zu dem Erbteile der Sprachpädagogen noch ihre zweite Vorbildung, die der Aufklärung. Neben dem korrekten und schönen Deutsch kommt es ihnen einzig und allein noch auf die Verständlichkeit an.

Man findet es zwar nicht gerade poetisch, wenn Ovid sich »vorgesezt die in so viele neue Gestalten verwandelten Körper zu besingen« oder wenn nach seiner Meinung »im hohlen Raume der Lüfte noch kein Erdball schwebte, den eigne Gewichte abwogen«: »Die Verwandlung der Körper in andere« und »der sich selbst im Gleichgewichte hielt«, wäre gewiß besser, doch »dergleichen ist doch alles von der Art, daß es nicht leicht das Verständniß der Erzählung hindert, und folglich die Übersetzung dem Künstler auf keine Weise unbrauchbar macht«, noch dazu, wenn der Übersetzer Ovids Metamorphosen als das beste mythologische Handbuch anspricht, an dem der deutsche Künstler seinen Geschmack bilden und eine Kenntnis der Götterlehre und mythologischer Erzählungen erwerben könne[53].

Es ist keine Entschuldigung, wenn der Autor bisweilen dunkel schreibt. Ein Übersetzer soll »nie unverständlicher als die Urkunde seyn, viel eher diese in solchen Fällen verbessern«[54]. »Wenn auch die Periode im Original selbst etwas verworren ist, so (— muß der Übersetzer die verworrene Schreibart aufhellen, hatte Venzky gesagt!) kämpfe der Übersetzer solange mit seinem Autor, bis er mit einer verständlichen

[52] III, 2. S. 150 (Heyne).
[53] IV, 2. S. 62 (Heyne).
[54] II, 1. 112 (Heyne).

und wohlzusammenhängenden Periode über ihn gleichsam gesiegt hat (Venzky: dann übertrifft die Übersetzung das Original selbst!)[55]. Kurz Herr Damm versteht das Griechische so wie ein uralter Scholiast, kann es aber keineswegs verständlich und schön übersetzen«[56].

Verständlich und schön! das ist die Formel, die aus diesem zwiefachen Einfluß entspringt. »Man nehme die großen Redner und Philosophen des Altertums, man wird sehen, was man wird zu kämpfen haben, wenn man sie in unsrer Sprache verständlich und schön reden lassen will«[57].

Und auch hier schießt man über das notwendige Maß hinaus. Bei Gelegenheit einer Übersetzung des Neuen Testaments, deren Verfasser (Damm) seine enge Anlehnung an den Stil des Originals selbst verteidigt hatte, versucht es der Rezensent, mit ihm an einigen Stellen »in die Wette zu übersetzen«[58] und liefert einen wasserklaren ungezwungenen, aber alles andere als wuchtigen und ehrwürdigen Text.

Es finden sich noch andere Reminiszenzen jener ersten, mehr moralischen und philosophischen Aufklärung, die uns Venzky repräsentierte.

Auf den nützlichen Inhalt kommt es an. Darum »kann eine Übersetzung, als eine Schrift überhaupt betrachtet, einen Wert haben, den sie als Übersetzung nicht hat, indem sie einem Leser von den in ihr enthaltenen Sachen einen hinlänglichen Begrif und Unterricht gibt«[59].

Und damit hängt es zusammen, daß noch einmal (übrigens zum letzten Male) ausführliche Anmerkungen, auch noch moralischer, mehr jedoch gelehrter Natur, gelobt und empfohlen werden, trotzdem — sie petit gedruckt werden. »Wozu nun die Anmerckungen? Wann sie noch nöthig sind, lediglich dazu, daß man den Leser durch eine kurze Erinnerung, auf verstekte Schönheiten der Rede, auf die Wahrheit eines Gedankens, den Werth einer Gesinnung usw. aufmerksam mache«[60].

---

[55] I, S, 59 (Grillo).
[56] I, 1. S. 62 (Grillo).
[57] II, 1. S. 201.
[58] III, 2. S. 190 ff. (Teller).
[59] II, 1. S. 116 (Heyne).
[60] III, 2. S. 189 (Teller).

Und an Eberts Young-Übersetzung werden besonders die Noten gelobt: »Sie enthalten Parallelstellen aus der Weltliteratur und beweisen seine Belesenheit. Vielleicht hätten sie besser auf die Schönheiten des Originals aufmerksam machen sollen«[61]. Das letztere hatte in reichlichem Maße schon Bodmer getan. Was er seiner prosaischen Übersetzung mit Recht nicht zutraute: daß sie seine Begeisterung für Milton auf den Leser übertrüge, das suchte er durch seine Anmerkungen nachzuholen, die bei ihm, wie einst bei Neukirch und nun bei Ebert, den Text oft bis zur halben Seite und weiter hinauf verdrängen. Irrtümer bei Realien: »bey Namen und dergleichen« sind selbstverständlich richtigzustellen, »theils im Texte selbst, theils in Anmerkungen«[62]. Wenn aber der Autor »falsche und verkehrte Prinzipia hegt«, so mag man ihn gleichwohl übersetzen, vorausgesetzt, »daß man seine Irrtümer nicht allein anzeigt, sondern ihn, wo er verkehrt spricht, kurz und gründlich widerlegt«[63]. Mendelssohns Unternehmen, in genauem Anschluß an Plato seine eigenen Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele zu entwickeln, kann als Extrem solcher »Mitteldinge zwischen Übersetzung und eigener Ausarbeitung«[64] gelten, die ebenso wie die Anti-Ovids, Anti-Macchiavelli so recht nur in einem Zeitalter der Aufklärung und allgemeiner gelehrter Abhängigkeit denkbar sind.

In allen diesen Punkten also stimmen die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek mit der älteren Aufklärung überein.

Inzwischen waren wir aber schon nahe daran, zu sagen, welche neue und letzte Ausgestaltung die Aufklärung in ihrem Kreise annimmt.

Wir sagten, ähnlich, wie einst die Praxis des Übersetzens, als sie dem Grundsatz möglichster Genauigkeit folgte, um 1670 etwa, da wo es damit nicht weiterging, zu ihrer eigenen Recht-

---

[61] III, 1. S. 200 (Resewitz); ähnlich Leipzig, Musenalmanach 1770, S. 123.
[62] II, 1. S. 304 (Kästner). [63] I, 1. S. 55 (Grillo).
[64] Vorrede zum Phädon 1767.

fertigung eine prinzipielle Verschiedenheit der Sprachen »entdeckte«, so entdeckte die neuerliche Praxis, die nicht so leichtfertig und gewissenlos weglassen und verändern wollte, bloß weil der Autor gegen ihren Geschmack verstieß, die Verschiedenheit der Völker und Zeiten in Ansehung des Geschmacks.

Gewiß: diese Einsicht hielt sich noch recht am Oberflächlichen, am Sensationellen, am Kuriosen. Von dem Durchschnittspublikum, das seinen Appetit auf neue und unerhörte Dinge durch die Lektüre von Abenteurer- und Reiseromanen befriedigte, unterschied man sich nur dadurch, daß man statt Ficta Facta verlangte; man wollte Vieles und Fremdes kennen lernen, man häufte Exempel auf Exempel, wie andere Zeiten und andere Völker über religiöse und sittliche Dinge so ganz anders gedacht hätten, man gefiel sich darin, durch Erzählung solcher Geschichtchen das Gefühl seiner in Vorurteilen befangenen Zuhörer zu verletzen (man denke an den zynischen Arzt in Humphrey Klinker); aber von einem ernsthaften Versuch, die Eigenart eines Volkes zu begreifen, wie es Herder verlangte, oder gar, wie Herder, nicht so sehr die intellektuelle als vielmehr die emotionale Physiognomie eines Volkes zu interpretieren, konnte in einer Zeit, deren historischer Sinn noch im Kuriositätensammeln Genüge fand, keine Rede sein. Was diese Zeit Neues bringt, ist erst eine mehr negative als positive, aber doch wichtige Reaktion gegen die bisherige Beschränktheit des Gesichtskreises und die Intoleranz gegen alles »Barbarische«.

In einer solchen Zeit war es z. B. »nicht zu verwundern, wenn von den Briefen des Herrn Clarke (die spanische Nation betreffend) zugleich zwo Übersetzungen erschienen, da Spanien bis auf unsere Zeiten noch zu den halb unbekandten Ländern von Europa gehöret«[65]. Da waren Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten, arabisch und deutsch, nebst Anmerkungen[66], gewiß zu begrüßen, und »die Ämsigkeit der Übersetzer, die die Wißbegierde der deutschen

[65] IV, 2. S. 180 (Schweckh).
[66] II, 1. S. 265 (Nicolai).

Leser nicht allein mit französischen und englischen Schriften, sondern endlich auch mit den Chinesern entgegenkommt, ist keineswegs zu tadeln: als eine Probe des chinesischen Genies betrachtet, müssen wir diesen Roman für ein Geschenk annehmen und in dieser Hinsicht ist er auch mehr wert als ein Dutzend Übersezungen von französischen Romanen, wenn diese auch nach chinesischem Geschmack wären: denn daran haben wir einen eben so großen Überfluß als Mangel an Originalen« [67].

Dieses aber war, wie wir wissen, der zweite Hauptgedanke d'Alemberts: Appercevoir le caractère des écrivains, des siècles et des peuples. Allein, was d'Alembert nur kurz angedeutet, so wahr es dem Charakter seiner Nation nicht lag, das wird nun auf deutschem Boden immer wiederholt und variiert, an keiner Stelle aber schöner als bei Gelegenheit gerade einer französischen Übersetzung der Iliade, die dem Rezensenten als Gegenbeispiel herhalten muß. Wir haben schon mehrmals von dieser an die 40 Seiten füllenden Rezension Gebrauch gemacht, hier verdient eine längere Stelle Erwähnung:

»... Votre Ilion encor peut sortir de la cendre! Ja, in der That Votre Ilion! möchte ein deutscher Leser ausrufen ... Gewiß: seine Nation will es so; sie wird diese Übersetzung gern lesen, aber sie findet nicht den Charakter und das besondere Genie des Originals. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Endzweck, den die Übersetzungen der Alten haben sollten. Wenn wir nur für Zeitvertreib und Amüsement sorgen wollen; so befielt uns die Klugheit, die Alten lieber zu bestehlen als zu übersetzen. Allein wir möchten auch gerne dieses höhere Vergnügen haben, den Geschmack und die Sitten verschiedener Zeiten wie nicht weniger die Gedanken erleuchteter Köpfe, die in denselben gelebt, miteinander zu vergleichen. Das Fremde und Ungewohnte, das wir an einem Alten oder Ausländer gewahr werden, kann uns nur alsdenn anstößig seyn, wenn wir alles auf uns beziehen, nur unsern Geschmack für wahr, und unsere Sitten für anständig halten,

[67] IV, 2. S. 97 f. (Musäus).

und für das Richtmaß aller Zeiten und Weltalter einsetzen wollen. Wenn wir aber mit etwas weniger Zuversicht, in die Untrüglichkeit unseres Geschmacks und die Anständigkeit unserer Sitten noch einigen Zweifel setzen und diesen durch solche Vergleichung verschiedener Zeiten und Völker aufklären wollen ...« Also auch das, was spät noch bei Goethe und Humboldt im Mittelpunkt der Ideen steht, geschieht hier im Namen der Aufklärung! »Nichts ist anständiger, nichts geselliger, nichts für den Geschmack und Sitten zuträglicher als diese Geschmeidigkeit, dahingegen der Eigendünkel ungesellig macht, und die Nationen den geraden Weg zur Barbarey zurück führet. In diesem Punkte ist zwischen Franzosen und Deutschen eine merkliche Verschiedenheit. Jene haben seit langer Zeit in ihrer Sprache Originalschriften genug die müßigen Stunden eines Liebhabers der Literatur anzufüllen, und ihren Geist auf eine so angenehme als nützliche Weise zu unterhalten. Daher bilden sie sich einzig und allein in ihrer Muttersprache, bekümmern sich wenig um das, was Ausländer gesagt und geschrieben, und erlangen zuletzt diesen eifersüchtigen Geschmack, der keinen neben sich leiden will; — Hingegen sind die Deutschen, die in den schönen Wissenschaften eine Zeitlang zurück geblieben, an ausländische Schriften und Übersetzungen gewöhnt worden. Unsere Großen wollen nur die Ausländer kennen. Der Haufen der Leser bestehet größtenteils aus eigentlichen Gelehrten, die ihren Geschmack durch die Alten gebildet. Der Überrest hat eine Menge Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen usw. gelesen, wodurch ihr Geschmack verträglicher und ihre Beurteilungskraft unparteylicher werden mußte. Daher ... daher ... daher ... und daher ist unser »Vorurteil« dem guten Geschmack zuträglicher, weil wir dadurch die Alten in ihrer wahren Gestalt kennen lernen«[68]. In diesem Sinne nun beginnt man auch, über das Fehlerhafte hinwegzusehen, wenn der Autor nur charakteristisch ist, wie etwa Plinius[69].

---

[68] I, 1. S. 13 ff.

[69] II, 1. S. 115 (Heyne).

Immer noch sind wir den Beweis schuldig. wieso die Entdeckung des verschiedenen Nationalgeschmackes zum guten Teil der Übersetzungspraxis zuzuschreiben ist.

Es bedurfte einer Rechtfertigung für das Auslassen und Abändern pöbelhafter und anstößiger Stellen. Davon ging man aus. Man verstieß gegen das Prinzip der Treue, offenbar! Und doch war dieses Prinzip den Deutschen so heilig, seit es »die Franzosen damit so genau nicht nehmen«. Wir sahen, wie selbst die geringsten Lohnübersetzer ihre Ehre gerettet zu haben glaubten, wenn sie weidlich auf ihre französischen Vorgänger geschimpft hatten.

Aber wie benahm man sich denn sprachlichen Eigenheiten Homers: seinen langen Epitheten oder den langen Perioden Ciceros gegenüber? Das war auch gegen deutschen Geschmack, und hier operierte man schon längst mit dem Satze, weil es hier am allerersten auffiel: Homers und Ciceros Zeitgenossen waren es so gewöhnt und erwarteten es nicht anders. Da soll man nun weder — wie das bisher geschah — alles Ungewöhnliche nach eigenem Geschmack ändern, noch aber auch — der Treue zuliebe — alles beibehalten, sondern nur soviel vom Fremden, als den Zeitgenossen selbst fremd daran war. Was ihnen selbst aber geläufig war, mußte dementsprechend in der Übersetzung durch heutzutage Geläufiges ersetzt werden. So »klingen Thomsons Beywörter einem deutschen Ohre unangenehm«, sind also zu ändern[70]. »,Da waren Berge für Wild' hat etwas so Mattes statt naif zu seyn, daß wenn es auch das griechische Idiom mit sich gebracht hätte, man es nicht hätte beybehalten müssen«[71]. Das könnte man nun für einen rhetorischen Kunstgriff ausgeben, wenn es das einzige Zeugnis wäre. Aber dann heißt es: »Die griechische Sprache ist einer Einfalt der Begriffe und der Einkleidung fähig welche in unserer Sprache ungeschmakt wird«[72]. Und von den Bindewörtern: »Soviel flüßendes sie in die lateinische und griechische Sprache hineinbringen, soviel schleppendes und

[70] II, 1. S. 263 (Nicolai). [71] III, 2. S. 146 (Heyne).
[72] III, 2. S. 149.

mattes veranlassen sie, bey einem gewissen häufigen Gebrauch in unserer Sprache«[73], und so geht es weiter.

So entschuldigte man Abweichungen vom Wortlaut mit dem Unterschied der Sprachen, die man gerade dann vor allem sozusagen auf den Generalnenner bringen mußte, wenn man bestrebt war, den individuellen Stil des Autors rein und deutlich auszudrücken.

Und nun zog man zu dieser Analyse der Sprache die inhaltliche Parallele. Man argumentierte so: Vielleicht ist die Rücksichtnahme auf den eigenen Geschmack, so unmöglich es scheinen will, doch mit dem Prinzip der Treue vereinbar! Treue wogegen denn? Gegen den Eindruck, den die Worte Ciceros auf den modernen Leser machen (die überdies »in der fremden Sprache viel weniger beleidigen als in der unsrigen«[74]) oder nicht vielmehr Treue gegen den Eindruck, den sie auf seine damaligen Zuhörer machten. Ist nicht jede Schrift ein Zwiegespräch, so wahr sie an ein bestimmtes Publikum gerichtet ist, und muß man nicht, wenn man sie übersetzt, das Publikum so gut wie den Autor mit übersetzen? Und sollte man nicht annehmen, daß die Römer in derlei Redensarten gar nichts fanden, mit welchen wir niedrige Begriffe zu verbinden pflegen? Wenn dem aber so war, so »ließ sich sehr darüber streiten, ob man Cicero so flegelhaft und unanständig übersetzen sollte, wie er war oder vielmehr uns scheint«[75], es war geradezu Pflicht, solche Partien proportional dem verschiedenen Volkscharakter abzuschwächen, es war Pflicht: zu ändern.

Diese Schlußfolgerung war einwandfrei, vorausgesetzt — und das ist nun wichtig! —, daß es dem Übersetzer denn doch eben mehr auf den Charakter des Autors, als auf den seines Volkes, seiner Zeit, seines Milieus ankam. Denn ihn war man bestrebt, klar herauszustellen, indem man alles, was er nicht eigentümlich. sondern gemeinsam mit seiner Nation besaß, für

---

[73] II, 1. S. 203 f.; cf. I, 1. S. 59.
[74] I, 2. S. 7.
[75] II, 1. S. 22 (Heyne).

den Leser um so gründlicher eliminierte, je gründlicher man es selbst eingesehen und beim Übersetzen abgetrennt hatte.

Und insofern blieb dieses Übersetzen doch bis zuletzt individualistisch. Hatte man früher gemeint, Cicero sei für seine Person wirklich so unflätig gewesen, wie er in seinen Schriften bisweilen erschien, so hatte sich jetzt dieser eine Begriff Cicero in individuelle und nationelle Elemente gespalten. Zum Teil nun infolge des dringenden Bedürfnisses, dem modernen Leser nicht zuviel zuzumuten, zum Teil aus anderen Gründen entschloß man sich, beim Individuellen zu bleiben und das Nationelle für sich zu behalten.

Von den Franzosen unterschied man sich also nur in zweierlei Hinsicht: 1. Daß dem deutschen Publikum von vornherein mehr zugemutet werden konnte, weil dieses einmal mit seinem Geschmack dem antiken von vornherein nicht gar so fernstand wie das französische, und dann durch historische und gelehrte Bildung ungewohnten Erscheinungen unbefangener gegenübertrat; im Grunde doch nur ein gradueller Unterschied. 2. Daß man das Dilemma überhaupt bemerkte, eingestand, den Knoten auflöste, statt ihn zu durchhauen, verlegen wurde und erst hinterher merkte, daß man, bei Lichte besehen, gar keinen Grund hatte, verlegen zu sein.

Indem man aber gerade die feineren Unterschiede der Völkerseelen retouchierte und den Leser fürs erste allenfalls nur die roheren Eigentümlichkeiten des Kostüms getreulich übermittelte, wurde die neue Erkenntnis nicht so wirksam fürs Übersetzen, als sie hätte werden können.

Gewiß war so schon viel gewonnen. Übersetzen brauchte die Konkurrenz der Originalliteratur nicht mehr zu fürchten. Befriedigten die Dichter Herz und Gemüt des Menschen, so kamen die Übersetzer seiner Neu- und Wißbegierde, und zwar einer recht realistischen Wißbegierde entgegen. Und damit hing es zusammen, daß diese Rationalisten mit ihrem Appell an die Dichter wenig Erfolg hatten. Unter ihren Auspizien wurde Übersetzen ein Geschäft der Gelehrten, die mit Schöngeistigkeit kokettierten. Wielands Shakespeare wurde abgelehnt,

aber als der belesene und gelehrte Professor Ebert Youngs Nachtgedanken in weitschweifige, aber schöne und verständliche Prosa übersetzte, da hieß es: »Noch niemand hat so gut den poetischen Schwung des Originals in Prosa versezt, oder ist so in den Geist des Originals eingedrungen. Mit Recht kann man ihn also zur Regel für unsere Übersezer machen und ihnen zurufen: Übersezet wie Ebert!« [76]

[76] III, 1. S. 198 (Resewitz).



§ 7.

Geniezeit.

Goethes Ausspruch: »Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch«, bewahrheitet sich auch in der Geschichte des Übersetzens.

Der Rezensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hatte von seinem Standpunkte aus nicht unrecht, wenn er meinte, »ohne Känntniß der englischen Sprache, der englischen Sitten, des englischen Humeurs kann man an dem größten Teil von Shakespeares Werken wenig Geschmack finden«[1]. Shakespeare bot den Individualisten zu wenig Individuelles, zu viel Ursprüngliches, Volksmäßiges, Nationelles, und dieses mochte im Urtext erträglich sein, wo man eher noch auf Fremdes und Sonderbares gefaßt war, inmitten der in deutscher Sprache vorhandenen Literatur war es zu fremdartig, und doch war das Individuelle so sehr mit dem fremden Nationellen verquickt, daß sich dieses beim Übersetzen schlechterdings nicht ausscheiden ließ.

Dazu äußert sich Goethe ebenfalls im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit wie folgt:

»Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Übersetzung Shakespeares mit dem Ausruf entgegen: von Rechtswegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben, so begreift sich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks

---

[1] A. D. B. 1765, S. 300.

zurück war, und daß junge Leute von wahrem Gefühl belebt, sich nach andern Leitsternen umzusehen hatten«[2].

Einer von diesen andern Leitsternen war, wie für Goethe so auch für das Übersetzen der nächsten Zeit, Herder, obwohl er selbst so wenig wie Goethe eigentlich ein Übersetzer heißen kann. Indessen hat er doch, ohne Wissen und Willen durch die Lehren der neuen subjektivistischen Weltanschauung unter anderem auch dem Übersetzen ganz neue und günstigere Bedingungen geschaffen, als sie je vorher vorhanden gewesen waren.

Seine Vorläufer sind Hamann und Gerstenberg. Gerstenberg ist insofern eine Übergangserscheinung auf dem Gebiete der Theorie, als er eine Strecke weit mit den Berliner Schöngeistern zusammengeht, dann aber einen entschieden anderen Weg einschlägt und sich zu Hamann und Herder bekennt.

Gleich den Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hält er es für nötig, den Gedanken der grundsätzlichen Verschiedenheit der Völker und Zeiten immer wieder zu betonen, gleich ihnen aber auch »kömmt es ihm nicht darauf allein an, ob das Original sorgfältig ausgedrückt sey, sondern insbesondere auch, ob die Übersetzung auf diejenigen, für die sie veranstaltet ist, ongefehr eben den Eindruck mache, den jenes auf die einheimischen Leser gemacht hat«[3].

Allein er unterscheidet. Er unterscheidet zwischen Übersetzungen für Ungelehrte und für Historisch-Interessierte. Nur bei jenen soll diese Gleichsetzung des ursprünglichen und des neuen Publikums angestrebt werden. Bei diesen verlangt er, daß nicht nur der Übersetzer selbst sich der nationalen Bedingtheiten seines Autors bewußt werde, sondern diese durch seine Übersetzungen auf die Leser übertrage.

»Die Übersetzung eines alten Schriftstellers ist hauptsächlich für Kunstverständige, die nicht bloß wissen wollen, was

---

[2] Weim. Ausg. 27, S. 92.

[3] Rezension von La Messie, Poeme en dix Chants; traduit de l'Allemand de M. Klopstock in der Hamburgischen Zeitung vom 10. August 1769. Gerstenbergs Schriften, DLD 1904, S. 244.

er gedacht, sondern wie er es gedacht; wie man überhaupt zu seiner Zeit gedacht und seine Gedanken gekleidet hat«[4].

Darum genügt es nicht, wenn er sich selbst »in die religiöse und philosophische Denkungsart seines Verfassers ganz hineinversetzt«, sondern er soll auch »den eigentümlichen Schwung und das besondere Gepräge seiner Gedanken, wenn beydes auch noch so weit von der heutigen Art abgehen sollte, so treu als möglich ausdrucken, und alle Züge derselben so sorgfältig in seine Übersetzung einweben; daß der Leser es empfinden kann: der Schriftsteller, den ich vor mir habe, ist aus der und der Zeit, er hat die Denkungsart, den Geschmack, diese Art des Genies, die Fehler oder Vollkommenheiten der Schreibart usw.«[5].

Das ist neu. Immer weiter rückt die Aufgabe des Übersetzers von der des originalen Dichters ab. Gleich wie dieser immer deutscher wird, um so fremder wird der Übersetzer. Ging er einst ins Ausland, und zwar ganz früher, nur um zu lernen, wie man schön schriebe, später im Zeitalter Gottscheds: um Anregung zu guten Gedanken oder solche Kenntnisse mitzubringen, die seinen Landsleuten gefallen konnten, so möchte er jetzt am liebsten, daß seine Landsleute mit ihm hinausgingen und das Fremde so sehen, wie es ist, so wie er es sieht: unausgewählt, unzubereitet.

Bezeichnend ist, bei welchen Gelegenheiten Gerstenberg diese neuen Gedanken vertritt: bei Gelegenheit einer Bibelübersetzung, wo man schon immer besonders vorsichtig und mit Überlegung zu Werke ging, und bei einer Übersetzung eines originalen Werkes der eigenen Nation in eine fremde Sprache: des Messias ins Französische.

Das hebräische Volk war von jeher naturgemäß dasjenige, wo der Unterschied der Nationen am ersten in die Augen springen mußte. Schon Luther hatte das bemerkt, und er hatte

---

[4] Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Der Fortsetzung erstes Stück 1770, DLD 1888. S. 299. Zur Verfasserfrage vgl. Einleitg. CXXIX.

[5] S. 298.

alles spezifisch Nationelle für beinahe ebenso schädlich gehalten wie die fremde Sprache überhaupt, weil es den Wert des Buches als Wort Gottes für die übrigen Völker beeinträchtige. Darum war auch er der erste gewesen, der, was seine Vorgänger und Zeitgenossen naiv und unbewußt taten, bewußt verfolgte: nämlich Verdeutschen, den Eindruck retten, und so ließ er den Engel reden, »wie er würde geredet haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen«[6].

Aber schon von der Hardt spielte mit dem Gedanken, »in der Übersetzung einem Verfasser seinen Mund, sein Gesichte, seinen Verstand, seine Stirn oder Gestalt, die er unter einer andern Himmelsgegend hatte, zu geben« und nannte das eine große Tugend und Geschicklichkeit[7].

Und gerade in Gerstenbergs Tagen »entwickelte sich, um noch einmal Goethes Worte zu brauchen, in der Bibelkritik jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Lokalitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen genauer zu studieren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte«[8].

Das erste Ergebnis war freilich die Bahrdtsche Übersetzung, wie wir sahen, Versetzung des allgemeingültigen Inhalts aus der orientalischen Wildnis in modernes Gefild. Gerstenberg aber verlangt, daß die Früchte dieses Studiums nicht nur Eigentum der Eingeweihten blieben, sondern auch der Übersetzung zugute kämen, indem er offenbar annahm, obgleich er nur von sich redet, daß auch weniger historisch denkende Menschen das Allgemein-Menschliche aus den jüdischen Verhältnissen zu entnehmen und für ihren Bedarf umzurechnen imstande wären.

»Alle Ausdrücke des Originals, welche den Geist und die Denkungsweise des biblischen Verfassers oder seines Volks oder seines Zeitalters karakterisiren, muß der Übersetzer buch-

---

[6] Im Sendschreiben vom Dolmetschen.

[7] Anfangsgründe der allgemeinen Schrifterklärung 15. Blatt. Zitiert bei Venzky, Crit. Beytr. 1734, S. 106.

[8] Weim. Ausg. 27, S. 97.

stäblich übertragen, wenn er treu seyn, und mich völlig in die Lage des Schriftstellers versetzen will[9] ... Desgleichen, alles was zum Styl des Verfassers gehört, aufs genaueste und wörtlich im Deutschen ausdrücken, damit man den Ton des Originals nicht verliere« [10]. Allein — und das unterscheidet ihn von seinen Nachfolgern — nicht die Idiotismen! »Ist der Übersetzer zu dreist, wenn er alle, die von solcher Art sind, als willkürliche Zeichen betrachtet, die er nicht ängstlich übersetzen soll, sobald sie undeutsch und unverständlich lauten würden?« Zum mindesten gehöre die wörtliche Übersetzung unter den Text und nicht in den Text[11].

Zum zweiten: die Übersetzung des Messias ins Französische. Mochte man sich immerhin bei dem relativen Eindruck begnügen, wenn es sich um ein fremdes Werk handelte, das man seinen eigenen Landsleuten vorsetzen wollte, so war man selbstverständlich empfindlicher bei einer eigenen Dichtung. Erstens wußte man hier vielmehr als sonst um den eigentümlichen nationellen Gehalt Bescheid, und dann wollte man diesen, auf den man so stolz war, gerade vor den Franzosen nicht preisgeben. Früher gewiß, da mochte man sich ihnen anpassen, wenn es galt, Friedrich den Großen zu gewinnen. Jetzt wollte man die Franzosen auf die Probe stellen, »ob nicht hie und da eine unverwöhnte Seele stecke (in dieser Nation, wo alles und sey es ein Grieche, erst à la françoise zugestutzt werden muß), der gerade daran am meisten gelegen wäre, den Fremden so mit allen seinen Sonderbarkeiten kennen zu lernen, wie er wirklich ist« [12].

Und hier geht er nun noch einen Schritt weiter, berührt sich mit Hamann und Herder und behauptet den Zusammenhang der Gedankenwelt eines Volkes mit seiner Sprache. Schon an dem bilderreichen Ausdruck merken wir, daß wir Neuland betreten.

»Zwar muß man auf der andern Seite erwägen, was es für Schwierigkeiten haben würde, Originalideen in eine so unoriginale

[9] Gerstenberg S. 305.
[10] S. 307.
[11] S. 307.
[12] S. 245.

Sprache, als die Französische ist, zu legen, was für ein Mann der seyn müßte, der sich getrauen wollte, ihr eine so große Gewalt anzutun. Denn: Sprachen sind ein Medium, durch welche die Gedanken sich in mehr oder weniger mannigfaltigen Farben brechen. Ein Franzose, der lange genug in Deutschland gelebt hätte, um deutsche Dichter in ihrer eigenen Sprache mit deutschem Geiste zu lesen, würde eine Idee in ihrer ganzen Klarheit und Richtigkeit empfinden, die sich, sobald er sie unverändert in seine Muttersprache übertrüge, in ein Meteor verwandeln würde, woran ihm alles ungewöhnlich und sonderbar dünken müßte« [13].

Den Anfang mit der Erkenntnis, »daß der wesentliche Unterschied der Sprachen gewiß einen tieferen Grund hat als die Tone der Wörter« hatte Bodmer gemacht, den seine mittelhochdeutschen Studien belehrten, daß es nicht nur ein gutes Deutsch gebe, außer welchem kein Heil sei, daß vielmehr jede Zeit und jedes Volk »einen verschiedenen Geschmack an den Fügungen und Wendungen der Wörter hat, die es nach eigenen Begriffen bestimmet und brauchet«. Und schon er hatte daraus den kühnen Schluß gezogen: »So muß sich aus der absonderlichen Eigenschaft und dem Genie einer Sprache nothwendig auf den Geist und die Gemüthsart einer Nation schließen lassen« [14]. Weitere Schritte taten Michaelis und Winckelmann. Jener in seiner einflußreichen Preisschrift, De l'Influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions 1759, dieser in der Geschichte der Kunst des Altertums 1764. Michaelis stützt den Vordersatz mit neuen Gründen, daß Gedanke und Wort in genauer Wechselwirkung stehen, Winckelmann deutet an, daß Denkart und Sprache unter gleichen Bedingungen stehen, gleichen Einflüssen des »Himmels«, d. h. des Klimas unterliegen [15].

Nun ist die Vielheit der Sprachen nicht mehr wie früher ein auffälliger Übelstand in der besten Welt, sie ist, so wahr

---

[13] S. 255.

[14] Chriemhilden Rache, und die Klage, 1757, Glossarium Spalte 62 f.

[15] Winckelmann, Gesch. d. Kunst d. Altert. 1764, Bd. I, S. 19 f.

es verschiedene Völker gibt und die Sprache der Ausdruck der Volksseele ist, mindestens ein notwendiges Übel, wenn nicht gar ein Glück; die babylonische Sprachverwirrung — ein Lieblingsthema der Zeit[16] — keine Notwehrhandlung Gottes gegen den Titanentrotz der Menschen, keine verdiente Strafe über die Empörer, vielmehr eine weise Einrichtung, ohne welche die Menschheit weit weniger differenziert und damit weit weniger entwickelt geworden wäre als sie es ist. Nun sind die Sprachen nicht mehr nur verschiedene Gewänder (so von Harsdörffer[17] bis Abbt »Der Lord [Shaftesbury] ist ein eigensinniger Engländer, der öfters kein deutsches Kleid annehmen will«[18]), die höchst zufällig und höchst überflüssigerweise den Menschen anhängen, so daß man diesen selbst nur schwer erkennt und versteht, sondern die Sprachen sind wie verschiedener Boden, aus dem die verschiedene Denkungsart, und zwar jedesmal eine bestimmte hervorwächst, und es ist ungeheuer schwer für den Übersetzer, »ja oft nicht möglich, die vollkommenen Gewächse des Genies aus ihrem Grunde zu heben und sie in den unsrigen zu verpflanzen«[19].

Soweit Gerstenberg. Was ihm als ersten bei besonders günstigen Fällen der Übersetzungspraxis aufgefallen ist, bei Hamann und Herder wird es zum Leitmotiv ihrer eigenartigen Gedankenwelt.

Hamann, der für seine Person dem Übersetzen fernesteht, sieht doch im Übersetzen den Punkt, wo alles Mystische der Sprache besonders sinnenfällig erscheint.

Da entdeckt man, wie eng fremde Sprache und fremdes Volk zusammenhängen, da entdeckt man die ungeheure Wandelbarkeit der Sprache und der Gedanken und Sprachenlernen (nach Gottsched eine eitle Polyhistorie — vgl. sein Bild eines wahren Polyhistors im Vorwort zum deutschen Bayle), Sprachenlernen und Übersetzen rücken aus den nüchternen Bezirken

---

[16] Mehrmals in der Anm. Gelehrsamk., bei Abbt, Hippel u. a.

[17] In der Vorrede seiner Diana-Übersetzung.

[18] Schriften III, S. 51.

[19] Merkwürdigkeiten S. 345 (Schönborn) 1770.

der Gelehrsamkeit und des Nützlichen mitten in die Empfindungswelt des menschlichen Herzens. »In der Sprache eines Volkes finden wir die Geschichte desselben«[20]. »Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muß seine Denkungsart wie ein Liebhaber zu bequemen wissen. Jede Sprache fordert eine Denkungsart und einen Geschmack, die ihr eigentümlich sind: daher prahlte Ennius mit einem dreifachen Herzen fast wie Montaigne mit seiner Seele von drei Stockwerken«[21].

Wertlos war nun ein Übersetzen, welches mehr schön als genau sein wollte. Genauigkeit, von ihr hängt alles ab. Auch wenn es nicht gelingt, ganz treu zu übersetzen, was schadet es, den meisten Gewinn hat doch der Übersetzer, und wenn er versucht, auch Unübersetzbares zu übersetzen, auch Idiotismen, »so sieht er dann, wie schwer es ist, die Figuren und Idiotismen einer Sprache in die andere überzutragen, und je mehr die Denkungsart der Völker verschieden ist, zu desto mehr Abweichungen und Ersetzungen oder Äquationen, daß ich so rede, ist er gezwungen«[22].

Und doch nicht nur die Mannigfaltigkeit des Menschlichen erlebt der Sprachenkenner wie der Übersetzer, auch die Einheit alles dessen, was Menschengesicht trägt, fühlt keiner so wie er; keiner so wie er, »daß allen Sprachen eine allgemeine zum Grunde liegt, Natur, deren Herr und Stifter ein Geist ist, der allenthalben und nirgends ist, dessen Sausen man hört, ohne zu wissen den terminum a quo und ad quem, weil er frei ist von allen Verhältnissen und Eigenschaften, im Bilde, im Worte, aber innerlich«[23], keiner erlebt so wie er »das Sacrament der Sprache als ein unlösbares Problem«[24]. Ist doch Reden selbst Übersetzen — »aus einer Engelssprache in eine Menschensprache, d. h. Gedanken in Worte — Sachen in Namen — Bilder in Zeichen«[25].

So großartig und ahnungsvoll im ganzen, hatten sich doch die neuen Ideen noch nicht zu bestimmten wirksamen Haupt-

---

[20–25] Zitiert bei Gildemeister, Hamann als Philolog, und Unger, Hamann und die deutsche Aufklärung.

gedanken zusammengezogen. Aber Herder nahm sie auf, bildete sie weiter, und bei ihm lassen sich nun klare Einzeltendenzen unterscheiden.

Auch Herder steht nicht von allem Anfange auf dem Standpunkt, den wir ihn später einnehmen sehen.

Wiewohl schon in den Rigaer Schriften den Charakter der Völker und Zeiten viel tiefer fassend als seine Berliner Zeitgenossen, und den engen Zusammenhang von Sprache und Denkart, namentlich in dem Kapitel die Idiotismen betreffend, ausführlich behandelnd, schwärmt er doch bisweilen wie jene für eine Überwindung der Charakterunterschiede, ja weit entfernt von einem unersättlichen Interesse für alle Völker, als dessen Ausdruck der kommenden Generation die »Stimmen der Völker« erschienen, weist er damals erst nur auf Volkslieder, und zwar vor allem germanische Volkslieder hin, auf außergermanische nur wie auf griechische und hebräische Urpoesie, nicht aus interesselosem Wohlgefallen, sondern um — auch er — nicht zwar durch Nachahmung, sondern durch Nacheiferung die deutsche Originalliteratur verjüngt zu sehen.

Also abermals lernen und durch Übersetzungen lernen! Er wünscht eine Homerübersetzung, aus Patriotismus, aus »Gefühl für unsere Muttersprache«[26], wäre es auch nur, um uns auf die Unzulänglichkeit unserer Sprache und Poesie aufmerksam zu machen[27]. Allein, für Herder führt kein allmählicher Weg, wie einst, von den fremden Originalen über Übersetzungen und Nachahmungen zu eigenen Originalen. Für die Sprachgesellschaften gehörten noch Übersetzungen als deutsche Sprachstücke zur deutschen Literatur, für Gottsched noch Nachahmungen, weil man dabei noch deutschen Witz entfalten konnte, für Herder weder jene noch diese, da weder jene noch diese Nationalgeist haben können.

Daher das Paradoxon: wir würden den Alten um so ähnlicher, je weniger wir sie kopierten[28] (vgl. Young, »Je weniger

[26] Herder, 1. Kritisch. Wäldchen, S. 186.
[27] Haym, Herder I, S. 152. [28] I, S. 150.

wir die Alten nachahmen, desto näher kommen wir ihnen, um sie erreichen zu können«)[29]. »Als poetische Heuristik wollen wir die Mythologie der Alten studieren, um selbst Erfinder zu werden«[30]. »Man raube fremden Völkern nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden«[31]. »Dann vergeht den Nachahmern das Nachahmen«[32]. So widerrät er das Übersetzen und Nachahmen selbst, wo es sich um einen ursprünglich so internationalen Literaturzweig wie die Wochenschriften handelt[33].

Also: aus »Patriotismus« für eine neue deutsche Originalliteratur wurde auch Herder zu einem Fürsprech des Übersetzens, aber aus Gründen ein weit weniger beredter Fürsprech als Opitz und Gottsched. Aus Übersetzungen das Erfinden nachahmen lehren, das hieß im Grunde doch: das Nachahmen überhaupt verleiden. Und so ist denn auch Herder der letzte, der aus diesem Grunde Übersetzungen empfohlen hat. Seitdem sind die Literaturen immer nationaler, ihr Abstand immer unüberbrückbarer geworden. Heutzutage hat das Nachahmen so gut wie keinen Wert mehr.

Von dieser Seite also konnte das Übersetzen durch Herder doch nur wenig gewinnen.

Großartig aber scheinen die Aussichten, wenn wir sehen, wie er, entzückt nicht mehr nur, wie einst Brockes, von der erfinderischen Natur im Tier- und Pflanzenreich, auch nicht mehr nur auf Kuriositäten neugierig, sondern begeistert von dem grandiosen Bild des Werdens und Vergehens der Völker, der immer wieder neuen Abwandlungen und Gestalten des Lebens, die Grenzen des Paris-Leipzig-Berliner Gesichtskreises rasch überschreitend, Hebräer, Ägypter, Russen, Letten, Kelten, Barden, Eskimos und Indianer nicht länger Barbaren sein läßt und erst an den letzten Grenzen der Menschheit mit seinem Interesse haltmacht.

---

[29] Zitiert bei Hettner I, S. 456. [30] Haym I, S. 163.
[31] Fragmente, 2. Sammlg. S. 238 = Suphan I, S. 274.
[32] Fragmente, 1. Sammlg. S. 57/58 (?) = Suphan I, S. 168/169.
[33] Haym I, S. 96.

The proper study of mankind is man. Dieses Popesche Wort[34], schon längst ein Gemeinplatz der Zeit, wurde so recht wirklich doch erst in zwei Männern: als Individualpsychologie bei Lavater und als Völkerpsychologie bei Herder, und beide nutzten dabei zu der einen Erkenntnis, daß es in der Welt überall nichts Gleiches gäbe, die andere, daß die äußere Physiognomie ein untrügliches Kennzeichen der inneren Seele sei: wie die Gesichtszüge beim Menschen, so Sitten, politische Zustände, Mythen, Religion, Geschmack, Poesie und Sprache bei Völkern.

In diesem Interesse für fremde Völkertypen war nichts mehr vom alten Eigennutz, der Vorbilder suchte oder sich beweisen wollte, wie man es selbst so herrlich weit gebracht[35], nichts mehr auch von schöngeistiger Abenteuerlust, der sogar die Chinesen Modesache waren: allem Spielerischen war gekündigt: selbst zu einer individuell bestimmten, aber auch beschränkten Nation herangereift, strebten die Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen, dennoch das Universum der Menschheit und nicht nur für das Wissen darum, sondern für Anschauung und Gefühl wiederherzustellen. Der Gegenstand war wissenschaftlich durch und durch; denn man hatte Respekt vor der Schöpfung, aber die Stimmung bei diesem Studium war von Grund aus poetisch. Und wie so auf der einen Seite Objektivität zur vornehmsten Tugend wurde an Stelle eigenmächtiger Phantasie, so wurde nun diese Wissenschaft von allem Menschlichen, wo es sich findet, Herzensangelegenheit gerade poetischer Gemüter.

Auf denn ihr alle, die ihr wie Herder versteht, euch in den

---

[34] In einem Briefe Nicolais an Merck vom 6. August 1773 (Mercks Briefwechsel S. 52): »Sie haben auch noch viel zu sehen in dem prächtigen und weitläufigen St. Petersburg; doch ich wenigstens habe für mich befunden, daß der Sinn des Sehens sich am ersten abnutzt, daß mir daher alle Paläste, Naturaliensammlungen, Kunstkammern und Bildersäle beinahe gleichgültig geworden sind, dahingegen öfters auf einem Dorfe die Unterhaltung mit einem bloßen Bauer neu und lehrreich seyn kann. The proper study of mankind is man so denken Sie vermuthlich eben wie ich.«

[35] A. D. B. 1765, I, 1. S. 52.

Geist fremder Zeiten, fremder Völker einzusinnen, »das Schöne zu kosten, wo es sich findet, in allen Zeiten und allen Völkern und allen Künsten und allen Arten des Geschmacks ... Eingeweihte ihr in die Geheimnisse aller Musen und aller Zeiten und aller Gedächtnisse und aller Werke; deren Sphäre, unendlich wie die Geschichte der Menschheit, alle Jahrhunderte einschließt und alle Produktionen«[36], befreit eure Landsleute aus dem Zufall ihrer Geburt, wie ihr euch befreitet, vermittelt ihnen das Fremde, wie immer ihr könnt, brecht ihre Vorurteile, heißt sie Sprachen lernen, nicht nur lateinisch und französisch, umschreibt, interpretiert, — übersetzt!

War nicht den Übersetzern ein neues großes Feld gewiesen, waren sie ferner, hingelenkt nicht auf diese oder jene Nation, sondern auf Morgen- und Abendland, alte und neue Welt, noch der Verleumdung ausgesetzt, als wollten sie die glücklich befreite deutsche Literatur abermals zinspflichtig machen, da sie doch vielmehr keiner Nation den Vorzug gaben, jede in ihrem Werte würdigten und erklärten: Abhängigkeit sei schlechterdings unmöglich?

Schon aber beginnen die Schwierigkeiten. Worin bestand doch, nach Herder, die Physiognomie der Völker? Gewiß auch in den bildenden Künsten, selbst in der Numismatik[37], und in der Prosaliteratur, vor allem aber in der Poesie und in der Sprache.

Erstens: in der Poesie. Denn sie ist, wie im unverfälschten Kindheitsalter eines Volkes seine einzige, so auch im Knaben- und Mannesalter noch seine wahre Sprache. Sie nur ist national, die Prosa un- oder international. Sie ist keine dem Altertum abgelernte Beschäftigung, sondern der beredteste Ausdruck der einfältigen Natur.

Nun aber ist es genugsam bekannt, wieviel schwerer gerade Poesie zu übersetzen ist als Prosa. Hält ja doch gerade Herder, ganz folgerichtig, ein Gedicht für um so besser, je schwerer es sich in eine andere Sprache übersetzen läßt. Kommt hinzu,

---

[36] Haym I. S. 252.
[37] I, S. 272.

daß ihm gerade Melodie, Rhythmus, Metrum: all die bisher so leichthin behandelten formalen Bestandteile eines Gedichtes vorzüglich wichtig sind als Träger des fremden Geistes. Er fordert »treues Erfassen und Festhalten des Tones, mit dem das fremde Lied in uns übertönet«[38]. Er schickt an Merck einige selbstübersetzte altenglische Balladen und schreibt dazu: »Sehen Sie nun, wie ich Sie befriedige. Aber bei Leibe horchen Sie nur auf Ton und nicht auf Worte: Sie müssen nur singen, nicht lesen«[39]. Es soll »jedes Liedchen, jede Zeile, soviel möglich in ihrem Duft, ihrer Farbe sein, nichts verschönert, verneut, verschmäckelt, soviel möglich nichts seinem Ort, seiner Zeit, seinem Lande entrissen werden«[40]. Und während die Harsdörffer im Grunde alle Metren gleichgeachtet hatten und es noch Moses Mendelssohn gleichgültig war, ob man Homer in Reimen, in Hexametern oder gar in Prose übersetzte[41], so bemerkt Herder, daß jeder Strophe, jedem Metrum ein bestimmter Geist innewohne, den man nur in seinem ihm eigentümlichen Gefäß aus einer Sprache in die andere übertragen könne[42].

Herder hatte diese Erkenntnis erst in den 70er Jahren gewonnen, wenigstens sind die in Weimar entstandenen Übersetzungen die ersten, die sich der metrischen Form anschließen[43]. Ursprünglich will er keine deutschen Hexameter, nun aber spricht er von einer Homer-Übersetzung, bei der er den Hexameter ungern vermissen würde[44]. Nun wollte er nach Schottland fahren, um »die celtische Lieder des Volks in ihrer ganzen Sprache und Ton des Landherzens wild singen zu hören, die jetzt in Hexametern und griechischen Sylbenmaaßen so sind, wie eine aufgemalte, bebalsamte Papierblume gegen jene lebendige

---

[38] Vorrede zum zweiten Teil der Volkslieder 1779, S. 35 = Suph. XXV, S. 333. [39] Mercks Briefwechsel S. 13, 1770.

[40] Lieder der Liebe 1778, S. 100 = Suph. VIII, S. 533.

[41] In der A. D. B. 1765, I, 2. S. 35.

[42] Seitdem entstehen die zahllosen Gedichte Schillers, Schlegels und anderer der Hexameter, das Distichon, das Sonett usw. betitelt.

[43] Haym II, S. 309.

[44] Mercks Briefwechsel S. 14, 1770.

schöne Tochter der Erde, die auf dem wilden Gebirge duftet[45]. Und eine hübsche Schilderung derselben Einsicht haben wir aus derselben Zeit von Wieland. Er übersetzte eines schönen Tages Pergolesis Stabat mater, und zwar »die alten mönchslateinischen Reime in gleichartige trochäische Stanzen, aber ohne Reime — und siehe, das Ding that nur einen mittelmäßigen Effekt. Wie ich nun einen feinen Schmecker habe, so merkte ich stracks, daß es bloß an Reimen fehlte, und daß in dergleichen Stücken sogar ein großer Theil des ψυχαγωγικοῦ oder Herzrührenden — ne vous déplaise — im Reime steckt. Sogleich beschloß ich die Probe im Werk zu machen; ich warf das Ding in der Nacht und diesen Morgen im Bette herum, setzte mich dann heute hin, und würgte solange daran, bis es gegen 1 Uhr fertig war«; nun erst war er zufrieden[46].

So hart nun diese Forderung an die Übersetzer war, »den Affekt auszudrücken, der in der Form liegt«, so schmeichelte sie doch dem Ehrgeiz der damaligen Dichter, die sich gerade wieder einmal mit der Findung neuer Formen beschäftigten und es darin bald zu einer gewissen Virtuosität brachten; ein Punkt mehr, die Dichter zum Übersetzen zu bequemen. So entstanden denn Ramlers Horaz im Metrum des Originals, so scharte sich um Wieland eine Gruppe von Übersetzern, die sich die schwierigen Silbenmaße der romanischen Literaturen zur Nachbildung erkoren. Sie alle mochten froh sein, sich auf Herder gegen den Vorwurf eitler Spielerei berufen zu können, immer hartnäckiger rangen sie darnach, alles was zur Form der fremden Dichtung gehörte, möglichst unverletzt herüberzubringen, um so als durch ein Zaubermittel, dessen Wirkung sie mehr glaubten als einsahen, den fremden Geist um so sicherer heraufzubeschwören.

Die Geschichte der Vossischen Übersetzung beweist das nur zu deutlich. Hatte Voß sich bei der ersten Ausgabe der Odyssee an möglichst flüssigen Hexametern genügen lassen und doch schon durch seine strenge Nachahmung sprachlicher

---

[45] Haym I, S. 152.

[46] Mercks Briefwechsel S. 158, 1779.

Eigentümlichkeiten manche »ungeschmeidigere« Leser beleidigt, so wurde er immer schroffer in diesem Bestreben und ahmte später womöglich den Bau jedes einzelnen Hexameters getreulich nach und machte Schule.

Erst spät sah man ein, daß man denn doch wohl übertrieb, und daß es hier wie auch in der Sprache und überhaupt in allem Ausdruck neben geistig Bedingtem auch materiell Zufälliges geben möchte. Diesen Verlauf schildert ein Rezensent der Heidelberger Jahrbücher von 1808, also in einer Zeit, wo man anfing, die ganze Bewegung geschichtlich zu überblicken, mit folgenden Worten:

»Vor Zeiten war es Sitte, die Form eines poetischen Kunstwerks für nichts zu achten; man erlaubte sich Formen mit Formen zu vertauschen, und jede beliebige war die Rechte. Und wenn auch jemand durch Zufall oder durch einen dunkelen Antrieb geleitet, die Form des Originals beibehielt, so wurde diese ganz bestimmt verunstaltet. Daß dadurch der Geist des Kunstwerks einbüßte, versteht sich von selber, aber man glaubte außerdem noch im Ernst, das Original verschönern zu müssen. Diese Zeiten sind vorüber; jetzt hat die Verirrung sich eine andere Bahn gesucht; unsere Übersetzerlinge haben sich von der *lockeren* Observanz zu der *strengen* hinübergewandt. Aufmerksam gemacht auf die Spracheigenheiten, auf Wortbildungen und Gedankenfolge, auf die metrischen Regeln u. dgl. greifen sie ihren Autor von Seiten der Form an und suchen jede Eigentümlichkeit, die sie mehr mit dem Auge auffassen als mit dem Gefühle, so gut es gehen will, nachzubilden. — Hier kann es nicht fehlen, daß oft das Unwesentliche mit dem Wesentlichen verwechselt, und das bloß *Zufällige* für ein notwendiges Bedürfnis angesehen wird — und solcher, mehr künstlich als künstlerisch nachgebildeter Übersetzungen besitzen wir schon mehrere«[47].

Kein Zweifel also: dem Satz, daß die Poesie eines Volkes am meisten lohne, übersetzt zu werden, vorausgesetzt nur, daß

---

[47] Heidelberger Jahrbücher 1808, S. 246 ff.

außer dem individuellen Gehalt dem nationellen[48] und außer dem Sinn dem Affekt als dem wahrhaft Poetischen Genüge geleistet werde, diesem Satz ließ sich Folge leisten, hier war, wenn auch schwer, doch noch durchzukommen, ja hier lag gerade, wie wir sahen, ein Ansporn für dichterisch veranlagte Gemüter, sich des Übersetzens anzunehmen, und das war das Schönste, was demselben widerfahren konnte.

Zweitens aber hatte Herder betont, darin Gerstenbergs und Hamanns Gedanken weiterentwickelnd: das Charakteristischste eines Volkes ist seine Sprache. »La langue c'est nation«[49]. Auch er hat sich an diesem Gedanken noch mehr berauscht, als daß er ihn wie endlich W. v. Humboldt entwickelt und bewiesen hätte. Dennoch überträgt er schon seine historische Denkweise auch auf die Sprache, indem er Sprachstufen unterscheidet, wendet sich wie gegen das Idealschöne, so auch gegen die Idealsprache, wenn er sagt: »Jede Nation hat ein eigenes Vorratshaus ihrer zu Zeichen gewordenen Gedanken«[50], wenn er sagt: »Der Genius der Sprache ist auch der Genius von der Literatur einer Nation«[51] oder »Das Wort erzeugt den Gedanken, Empfindung bildet den Ausdruck«[52], er denkt über die Idiotismen, die noch Gerstenberg verachtete, wie Hamann, der »in ihnen vor allem den Eigensinn einer Sprache, die Richtung ihrer Denkart wahrzunehmen vermeinte[53], wenn er sagt: »Idiotismen sind Schönheiten, die uns kein Nachbar durch Übersetzen entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind . . . Wichtig für den S p r a c h w e i s e n: Er wird das Genie der Sprache mit dem der Nation zusammenhalten und daran einen Hauptgesichts-

---

[48] Daher eben die Vorliebe für unindividuelle Volkspoesie.

[49] Vgl. Hippel, Lebensläufe I, S. 47. »Mein Vater hielt viel auf wörtliche Übersetzungen in Sprachen, die noch leben. Hieraus, pflegte er zu sagen, lernt man eine Nation auf ein Haar kennen, und die feinste Politik und Weltkenntniß ist hier verborgen. D i e s i s t d i e C h i f f e r z u d e n G e h e i m n i s s e n d e r V ö l k e r. Auch sieht man aus der Sprache, ob's im Land kalt oder warm, neblicht oder klar sey.«

[50] Haym I, S. 186.

[51] Fragmente I, S. 20.

[52] Fragmente III, S. 50 ff.

[53] Versuch über eine akademische Frage II, S. 157 ff.

punkt zur Charakteristik ganzer Völker sowohl wie einzelner Schriftsteller haben«[54].

Im Ursprung der Sprache hat Herder Ansichten entwickelt, die seine Lehre, wenn auch nicht unwiderleglich, so doch einleuchtend machen können. Denn so sagt er, Gott hat zu Babel die Sprachen nicht beliebig unter die Völker verteilt, sondern aus einer Ursprache sind auf natürlichem Wege durch Trennung und Feindschaft der sich vermehrenden Menschheit infolge verschiedener Auswahl unter synonymischen Ausdrücken die Nationalsprachen entstanden, und sind, was sie heute sind, dank dem Einflusse der besonderen Denkart aller derer, die sie gesprochen haben. »So wie das menschliche Geschlecht unmöglich eine Heerde bleiben konnte: so konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen«[55]. Die Sprache versinnbildlicht also geradezu alle Unterschiede der Menschheit[56] bis in die feinsten Nuancen; ja diesen kühnen Gedanken übertreibt Herder bis zu dem Satze: »So wenig als zween Menschen ganz von Einerlei Gestalt und Gesichtszügen: so wenig kann es zwo Sprachen im Munde zweener Menschen geben, die doch nur Eine Sprache wären«[57]. Hier war die Parallelität von Physiognomie und Sprache auf die Spitze getrieben. Batteux hatte gesagt: »Les langues sont comme les hommes, qui ont une essence commune qui les unit et des proprietez qui les separent«[58]. Herder betonte einseitig die Besonderheiten der Menschen wie der Sprachen und vergaß oder unterschlug zum mindesten, daß die Sprache zweier Menschen, ihrem Wesen als Kommunikationsmittel gemäß, immer ähnlicher ist als ihre Physiognomie (wofür dann freilich die Übergänge von Nation zu Nation bei der Sprache viel abrupter sind als bei anderen Eigenschaften der Menschen).

Aber Übertreibung oder nicht: So enthusiastisch sich die

[54] Haym I, S. 142.

[55] Abhandlung über den Ursprung der Sprache S. 187 = Suph. V, S. 123.

[56] Über den Fleiß in mehreren Gelehrten Sprachen = Suph. I, S. 1 ff.

[57] Ursprung der Sprache S. 188 = Suph. V, S. 124.

[58] Cours des Balles-Lettres Bd. IV, S. 347.

Übersetzer darnach als Wiedervereiniger der getrennten Menschheit, als Erfüller jenes Zweckes, den die Differenzierung hatte, fühlen mußten, so mußte doch hinfort alles Übersetzen gänzlich unmöglich scheinen, so unmöglich, wie einem Menschen ein anderes Gesicht geben, wenn wirklich die Sprache so eng wie dieses mit dem Menschen zusammenhing. Sitten, Melodie, Metrum übersetzen, schon das war schwer genug. Aber die fremde Sprache übersetzen, d. h. die Idiotismen, die nonsensical minutiae: alles das, was der Willkür und dem Augenmerk des Autors entzogen, um so verräterischer für den Geist seiner Nation ist — hier war Übersetzen am Ende seiner Weisheit angelangt, das war ein Widerspruch in sich, und solchen empfindlichen Wünschen mußte es sich versagen.

Herder hat sich die Folgen, die seine Sätze, wenn man sie wörtlich nahm, fürs Übersetzen haben konnten, kaum überlegt. Zwar spricht er wohl davon: Homer, Äschylus und Sophokles seien unübersetzbar, weil sie einer andern Sprachstufe angehörten als das moderne Deutsch. Bald doch wünscht er Homer zu übersetzen und übersetzt tatsächlich Poesien der Hebräer, die doch ebenfalls auf einer andern Sprachstufe stehen. Er, als Beginner einer neuen Zeit, hatte noch nicht das genügende Interesse für eine solche Kleinigkeit, wie es das Übersetzen immerhin ist, um das ganze neue universalhistorische Pathos darauf zu verwenden, die andern aber, Zeitgenossen und Nachkommen, wollten entweder lieber unvollkommen übersetzen als gar nicht: so die Romantiker, oder machten in der Tat den Versuch, wieweit es wohl möglich sei, auch die Sprache zu übersetzen: so vor allem Schleiermacher.

Wie danach die neuen Übersetzungen gerieten, liegt teils im Gesagten beschlossen, teils tritt es so recht erst bei den Übersetzungen der Romantiker zutage, so daß wir es dort nachholen werden.

Eins aber halten wir fest: wie einst die Aufklärung, so hatte Herders Völkerpsychologie dem Übersetzen mitten in einer Zeit nationalen Selbstgefühls eine Funktion erteilt, wichtig genug, um die Konkurrenz der originalen Literatur zu bestehen.

Fragen wir nun, ob das Erhoffte eintrat, ob unter soviel günstigeren Umständen endlich die führenden Talente ihren Frieden mit dem Übersetzen machten, so werden wir enttäuscht.

Nur langsam und äußerst schüchtern bequemten sie sich herbei. Wo sind denn wohl die vielen großen Übersetzungen Gerstenbergs, Hamanns, Herders, der Göttinger und des gesamten Sturm und Drangs?

Charakteristisch ist eine Gewohnheit, die wir besonders bei Herder und Goethe beobachten: eignen Übersetzungen nicht gleichen Rang mit originalen Stücken zuzuerkennen, sie nicht um ihrer selbst willen zu veröffentlichen, sondern sie unter irgendeinem Vorwande, in irgendeinem größeren Zusammenhang unterzubringen: als »Proben« zur Ebräischen Poesie, oder in einem Romane als Einlage wie die Ossian-Partie im Werther, die Hamlet-Stelle im Wilhelm Meister und die übersetzten Novellen in den Wanderjahren.

Ahnlich ist es, wenn man in eigene Zeitschriften oder in die guter Freunde lieber Übersetzungen als eigene Sachen einschickt und dabei selten unterläßt, ausdrücklich hinzuzufügen: Diese Übersetzung war ein »bloßer Einfall«, den ich bei der und der Gelegenheit hatte. Oder man beruft sich — um solches Spielwerk[59] zu entschuldigen — im Scherz auf Thomasius, der einst Xenophons Denkwürdigkeiten zu deutsch dolmetschte, »wenn er sich des Theetranks bediente«[60]. Die eigenen Sachen sind einem im Grunde zu gut, um auf diesen Markttischen der Literatur ausgelegt zu werden. Übersetzungen dagegen sind dafür gerade gut genug. Sie beanspruchen nicht so sehr Gleichgesinnte, nicht so eindringliche Lektüre, keine nachhaltige Wirkung.

Indessen spielt hier noch etwas anderes mit. Übersetzungen sind nicht so persönlich. Gerade in den Journalen hielt sich am längsten der schöngeistigdilettierende Ton, bis die Horen, die Propyläen und das Athenäum hierin Wandel schufen. Man verlangte leichte Lektüre, und dafür schienen Übersetzungen

[59] Die Musen, 1813, S. 100. [60] S. 98.

besser geeignet zu sein. Sie waren unverfänglicher, man gab sich nicht preis, man predigte nicht, sondern betete mit der Gemeinde; was besonders dann viel angenehmer war, wenn die Gemeinde, wie so oft damals, zum großen Teil aus guten Freunden bestand.

Gerade die zunehmende Geselligkeit der Dichter gab den besten Boden her, das Übersetzen zu betreiben. Gemeinsame Schwärmerei für einen großen Dichter mußte peinlich werden, wenn sie sich wie Klopstock gegenüber in Zeremonien und Anbetung erschöpfte. Wieviel angenehmer, wenn, war der Angebetete zufällig ein Ausländer, sie sich in Tätigkeit umsetzen ließ, die sich noch dazu, was beim originalen Schaffen schier unmöglich war, gemeinsam betreiben ließ.

Hier konnte man auch, wenn man wollte, die eigenen Kräfte an anderen messen. Hier ließ sich nicht allein mit dem fremden Autor, sondern auch untereinander rivalisieren. Hier konnte der Dichter, sonst ganz auf das schwankende Urteil der Menge und auf das noch unsicherere und trügerischere Selbsturteil angewiesen, den allgemein menschlichen Trieb nach meßbaren Höchstleistungen befriedigen, der sich früher in der Lösung angeblich unlösbarer Probleme wie der Quadratura circuli, in der Erfindung unmöglicher Dinge wie des Goldmachens der Alchimisten, später aber in der Bezwingung von Berggipfeln und heute in sportlicher und technischen Rekorden kundgibt.

Wie oft versuchten die Zeitgenossen damals nicht, den angeblich unübersetzbaren Pindar zu bezwingen, und übersetzten einen schon oft übersetzten Autor gerade darum, um es noch besser zu machen, darum, weil es anerkanntermaßen schwer war, da man »sich eigentlich vor einem Ufer scheuen müßte, an dem so schimpflich gescheitert worden« [61], während sich noch ein Rezensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek wunderte, daß von Älians vermischten Geschichten noch keine

---

[61] F. G. A. 1772; vgl. Dt. Museum 1777: »Wie gewagt meint Unternehmen ist und wie leicht sichs auf einem bisher fast noch unbeschifften Meere scheitern läßt.«

Übersetzung vorhanden sei, »da doch kein Schriftsteller leichter zu übersetzen sein könne«[62].

Kurz und gut: Übersetzen war nicht Lebenszweck, sondern Nebenberuf, Spiel, das man auf Spaziergängen, vorm Schlafengehen[63] oder im Bade[64], wo einem zum ernsteren Arbeiten Bücher und Ruhe fehlten, betrieb.

Unergiebig genug war noch der Anteil der dichterischen Genies an der neuen Übersetzungspraxis, und, weil eine fruchtbare Theorie nur unter dem Eindruck einer kräftigen Praxis gedeihen mag, sei diese nun wirklich vorhanden, wie für die Romantiker, oder lebendig vorgestellt, wie für die Allgemeine Deutsche Bibliothek, so kann man sich denken; auch die Theorie fiel vorerst nur spärlich aus.

Entweder man machte es wie Hamann und Herder und reflektierte nicht sowohl aufs Übersetzen als auf Menschheit und Sprache überhaupt, die sich »wie ein Proteus (Herders Schlagwort!) auf der runden Oberfläche der Erde verwandelt«[65] und bediente sich des Übersetzens mehr nur zur Illustration. Oder man beschrieb die subjektiven Gefühle beim Übersetzen, und hierin leistete diese Zeit, an sich schon zur Selbstbeobachtung aufgelegt, nun gar in Beziehung auf einen neuen Gegenstand allerdings Erstaunliches.

Wir wollen hier früher Erwähntes nicht wiederholen, wie Hamanns Vergleich dessen, der in einer fremden Sprache schreibt, mit einem fügsamen Liebhaber. Goethe sagt von einem solchen: »Er ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt«, und Humboldt: man ist soviel mehrmal Mensch, als man fremde Sprachen redet.

Unzählig sind aber gar die Gleichnisse, mit denen man der seltsamen Natur des Übersetzens habhaft werden will. Oder ist es nicht seltsam, daß man selbst, obgleich man vielleicht kein Wort Englisch kann, in Tausenden von Exemplaren zu der englischen Nation spricht, in England »naturalisiert«

---

[62] A. D. B. 1765, S. 216. [63] Haym II, S. 304.
[64] Die Musen, 1813, S. 98.
[65] Ursprung der Sprache S. 192 = Suph. V, S. 127.

wird, wie Wieland sagt[66]. Ist es nicht seltsam, daß Römer und Griechen, ja Hebräer und Araber, die es sich gewiß nicht hätten träumen lassen, sich gleicher Ausdrücke, gleicher Sprache bedienen, wie wir Nachgeborenen; uns mitten in »unserer Häuslichkeit überraschen«, als trennte sie weder Raum noch Zeit von uns.

Wiederum ist der Übersetzer selbst eine sonderbare Natur: Er gebärdet sich wie einer, der all die Dinge, die er sagt, aus sich selbst hervorbringt, und doch reproduziert er nur. Aber bloß reproduziert er doch wieder nicht, so etwa wie einer ein Gemälde kopiert. Sondern immer fügt er von seinem Eigenen hinzu. Eine Übersetzung ist immer das offenbarste Produkt der Vermischung zweier geistiger Größen. Der Übersetzer ist unter den Händlern, den Vermittlern der einzige, der seine Ware fast ebensogut kennen muß wie der Produzent selbst; nur der Schauspieler allenfalls darf sich mit ihm vergleichen und muß sich ebenso hüten, das Fremde allzu tölpisch-teutsch und die griechischen Helden mit Haarbeutel und Galanteriedegen vorzustellen.

Und dann ist es doch seltsam, daß der Übersetzer sich so selbstverständlich und ungestraft am Eigentum eines fremden Volks vergreift, dessen Schätze hebt und seinem eigenen Volke freigebig mitteilt, wodurch dennoch das fremde Volk nicht das geringste verliert.

Alles dies und noch viel mehr beschäftigte jene Zeit aufs höchste, die überhaupt nicht müde wurde, die Zwitternatur der literarischen Welt durch immer sonderbarere und gewagtere Gleichnisse zu begreifen.

Und nun zum ersten Male, kann man sagen, fand man am Übersetzen, von allem Mitteilungseifer, allen Erwägungen, wie nützlich und notwendig es sei, abgesehen, innerliches Vergnügen, sah man in der Tätigkeit des Übersetzens selbst etwas Erhebendes und Befreiendes für den ganzen Menschen. Das war die Zeit, in der jener Anonymus hätte leben sollen, der in

---

[66] Brief an Eschenburg vom 25. März 1784. Zitiert in Schnorrs Archiv XIII, S. 505.

dem Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit, umringt von verschrobener Scholastik, einfältig schön sagte: »Was schön ist, gefällt: und was einem gefällt, reizet zur Nachahmung. Eine Übersetzung aber ist nichts anderes als eine Nachahmung eines Dichters in einer anderen Sprache«[67].

Darüber hinaus blieb eine wirklich vollständige Einordnung des Übersetzens in die neue Weltanschauung den Romantikern vorbehalten.

[67] Anmuth. Gelehrsamk. VI, S. 534 (1756).



§ 8.

Deutscher Universalismus.

Wenn die Geschichte des Übersetzens eine allgemeine Bedeutung haben kann, so ist es die, daß sich in ihr die gefühlsmäßigen Wechselbeziehungen der Nationen als geistige Größen deutlicher aussprechen, als es sonst aus dem unfaßbaren Wesen dieser Wechselbeziehungen der Fall sein kann.

Für die deutsche Geschichte im 18. Jahrhundert kommt hinzu, daß die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Völkern fast ausschließlich geistiger Art waren, einmal weil Deutschland, politisch noch ungeeint, ein nationales Einheitsbewußtsein nur als Kulturvolk entwickelt hatte, also überhaupt nur in diesem Punkte mit andern Völkern irgendwie verkehren konnte, ob es nun Nachahmung, Abhängigkeit, Wettbewerb oder Unterwerfung war, und dann, weil es fühlte, daß, wenn irgendwo, so seine Stärke keinesfalls auf politischem Gebiete, sondern vielmehr auf geistig-literarischem zu suchen war, also daß Herder zur Erziehung des politisch-nationalen Sinnes wünschte, daß die Geschichte der deutschen Literatur geschrieben würde.

Während Frankreich und England sich allmählich aus der idealen Sphäre des kulturellen Wettbewerbs, der sich aus den Tagen der Renaissance herschrieb, fast total zu einem wirtschaftlich-militärischen Kampf um die Vorherrschaft in Europa bekehrt hatten, hielt Deutschland standhaft bei den alten Idealen aus, ja es mochte glauben, jetzt, wo die andern nachließen, diese nicht nur endlich einzuholen, sondern zu übertreffen. »Nicht in die politische Welt verschleudre du Glauben und

Liebe« [1], riefen die Romantiker, und der Inhalt eines ungedruckten Gedichts von Schiller aus dem Jahre 1800 ist: »das Reich der Deutschen ist nicht von dieser Welt« [2], und als die Hoffnung, Friedrich der Große möchte der König sein, der doch vielleicht ein irdisches deutsches Reich begründe, erst durch das Scheitern des Fürstenbundes begraben und endlich mit dem Jahre 1806 aller Traum von weltlicher Herrschaft der Deutschen zerstört war, da trösteten sie sich, wie sich einst die Juden über die Zerstörung Jerusalems mochten getröstet haben, und dachten im geheimen und verkündete öffentlich: die scheinbar Unterlegenen waren in Wahrheit noch immer die Sieger. Die Griechen traten ihre Weltherrschaft mit der Einnahme Korinths an und die Gallier triumphierten über die Römer. Wie schwer ist es doch den Romantikern und überhaupt der Generation von 1810 geworden, solchen überirdischen Gedanken zu entsagen und weltliche Feinde mit weltlichen Waffen zu schlagen.

Vergegenwärtigen wir uns die bisher durchlaufenen Stadien dieser geistigen Beziehung zum Ausland, wie sie sich in der Art und Weise des Übersetzens widerspiegelte.

Aus einem selbstgenügsamen Leben in den Jahrhunderten des Mittelalters waren die Völkerschaften Europas durch die Nachricht von der Antike aufgerüttelt worden. Voll verlangender Beutelust wallfahrteten sie in jene goldene Zeit, und während die übrigen Völker beutebeladen in die Heimat kehrten, blieben die deutschen Humanisten draußen, verleugneten ihr Volk und verlernten ihre Muttersprache.

Dann aber, durch die Wahrnehmung, wie viel besser sich die zurückgekehrten, vor allem die Franzosen, befanden, zur Selbstbesinnung gebracht, suchten sie gleich ihnen, von den alten Völkern unmittelbar oder nach dem Vorgang der Franzosen zu lernen. Es war eine Periode respektvoller Schülerschaft zur eigenen Bildung.

Der große Krieg warf sie an diesem Ziele einheimischen Schaffens wieder weit zurück. Das neue Bürgertum anderer-

[1] Athenäum. [2] Bei Meinecke, Weltbürgertum.

seits verlangte nach geistiger Nahrung. Da wird Deutschland zum wirtschaftlichen Hinterland der westlichen Völker auch in geistiger Beziehung. Unter dem Deckmantel des geistigen Kommunismus beginnt eine muntere unverfrorene Einfuhr in das leere Land, eine geistige Peuplierung.

Dann überkam die Deutschen das Gefühl, solche Ausnutzung fremder Völker, solche Unselbständigkeit sei würdelos und zu überwinden.

Seitdem gehen zwei Bewegungen nebeneinander her, die eine, für uns durch die Schöngeister um Nicolai vertreten, will die faktisch unumgängliche Abhängigkeit durch innere Freiheit, durch Theorie überwinden. Ihr höchstes Ziel ist, die Welt beherrschen, indem man sie kennt: das Gesamtbewußtsein der Menschheit zu sein.

Die andere tritt allerdings den Unabhängigkeitskampf an; sie versucht alles, was man bisher von außen bezog, aus eigenen Mitteln zu leisten. Wichtiger als die Kenntnis fremden Eigentums ist ihr eigener selbständiger Besitz. Diese Bewegung wird getragen von der ganzen Generation der führenden dichterischen Talente, die die deutsche Originalliteratur schufen.

Nun war Herder gekommen. Persönlich mehr der inneren Unabhängigkeit durch Theorie zugetan, von dieser Seite also jenen rationalistischen Schöngeistern verwandt, ob er gleich inhaltlich ihnen entgegengesetzt und geradezu der geistige Führer der gleich ihm subjektivistischen Dichtergeneration, wollte er von allem literarischen Schaffen zum größeren Ruhme der Nation wenig wissen. Er wollte »in dem großen ungejäteten Garten der Nation auch die Torheit der nationalen Selbstüberhebung ausrotten«[3].

Dieses also ist der eine Gegensatz Herders zu den Dichtern, und was wir suchten; der eine Grund, warum diese nicht so freudig, wie man erwarten sollte, seinen Menschheitsenthusiasmus aufnahmen und durch Übersetzen betätigten.

Sie waren von Jugend auf Mehrer des deutschen poetischen

---

[3] Ebenda.

Reichs gewesen und blieben es meist, solange sie wirkten und schafften.

Hand in Hand damit ging ihre einseitige Verehrung aller Originalen. Hier kamen sie sich immerhin auf halbem Wege entgegen, indem auch Herder alle Nachahmungen verabscheute und die Übersetzungen so originaltreu wie möglich machen wollte und sie selbst, allmählich im Besitz eigener Originale, wieder Interesse für fremde Originale, nicht als Vorbilder, nicht als verwendbares Material, sondern als reine Originale, als Ihresgleichen gewannen.

Erst nachdem die deutsche Literatur selbst ein besonderes Ganzes geworden war, knüpfte sie wieder mit dem Ausland an.

Und darum ist diese neue Periode, die Generation der Romantik kein Kosmopolitismus, sondern Imperialismus; kein Weltbürgertum, sondern Weltherrschaft; kein Zentrifugalismus, sondern Expansion; kein horror vacui, sondern eine geistige Übervölkerung: »der Deutsche bleibt sich selbst getreu, auch wenn er in einer fremden Sprache redet«, sagte Goethe, und die Romantiker blieben deutsch, auch wo sie übersetzten.

Mit diesem letzten Stadium haben wir es jetzt noch nicht zu tun; vielmehr liegt es uns ob, den Standpunkt kurz vorher: in den Tagen, da Herder wirkte, zu zeichnen.

Wir sahen, wie der Unabhängigkeitskampf damit begann, die Grenzen zu schließen: den Import zurückzudämmen. Man trat der herrschenden Meinung, das Fremde sei allemal besser, auch was geistige Erzeugnisse anbetrifft (zum Unterschied von heute), entschieden entgegen. Man suchte das Publikum aufzuklären, wie schlecht die Menge der englischen Romane[4] und der französischen Lustspiele[5] sei, und immer heißt es: »Dieses Buch, dieser Roman, dieses Lustspiel verdiente nicht, übersetzt zu werden«[6], bis mal einer die Reihe unterbricht, indem er hinzusetzt: »Doch vielleicht wird dadurch das Vorurteil widerleget, daß alle Romane der Engländer vortrefflich sind: weil sie einige gute geliefert haben«[7].

---

[4] A. D. B., F. G. A.

[5] A. D. B.

[6] A. D. B.

[7] A. D. B.

Das wichtigste Ereignis in dieser Reihe ist die Bibliothek elender Skribenten, in welcher auch die deutschen Übersetzer vor schlechten englischen Büchern gewarnt werden sollten.

Ferner spielte man schon vorhandene, aber nur vergessene deutsche Literatur gegen ausländische aus; man suchte jedem Übersetzer zu beweisen, daß er da etwas übersetzt habe, was »wir schon haben«[8], oder ob er Hofmannswaldau so wenig kenne, daß er »Heroiden zur Nachahmung des Ovid« übersetzt habe.

Damit hängt es zusammen, daß man die Übersetzer auf die alte deutsche Literatur verwies, auf die schwäbische Schule, die Volksepen, auf Edda und Skaldenpoesie.

Bald betrieb man diese Ausgrabungen im großen Stile und begrüßte das Nibelungenlied als die deutsche Ilias, und dachte daran, nicht nur des Imports aus dem zeitgenössischen Ausland, sondern auch der doch viel weniger fatalen Abhängigkeit von antiker Mythologie entraten zu können.

Gleichzeitig begann man die Ausfuhr eigener Literatur ins Ausland zu befördern. Es ist schon gesagt worden, daß eine Übersetzung eines deutschen Produktes »in irgendeine der berühmten Sprachen« für etwas galt, »woran unsere Nation selbst teilnimmt«[9], wie man froh war, beweisen zu können, »daß die Franzosen unsere besten Dichter nachahmen, und daß selbst dasjenige Volk, das ehemals ganz allein Genie zu haben wähnte, unserer Nation oft Gerechtigkeit widerfahren läßt«[10]. »Wer hätte noch vor zwanzig Jahren gedacht, erstlich, daß ein Deutscher so artige, lachende Gedichte schreiben: zweitens, daß ein Franzose von ihm lerne, drittens, daß er's nicht recht lernen und gegen den Deutschen ein Stümper in der Feinheit und Artigkeit der Gedanken und der Sprache bleiben, und endlich viertens, daß der Franzose den Deutschen so wörtlich nachahmen würde!« »Jedenfalls interessiert es Deutschland gewiß, sich von den Franzosen, unseren ehemaligen Meistern,

---

[8] A. D. B. [9] Gerstenberg 1769 a. a. O. S. 244.

[10] Deutsches Museum. Etwas Niederschlagendes für die Gallomanie 1778, S. 135.

nachgeahmt zu sehen.« Allein man bemerkte sehr bald, daß der deutschen Nation nicht jede Übersetzung zum Vorteil gereichen konnte; daß es ihr vielmehr, »schon bloß um ihrer Ehre willen, nicht gleichgültig sein kann, ob sie gut oder schlecht ausgefallen ist«[11]. Darum, und weil die Ausländer oft wohl die Lust zum Übersetzen, aber nicht die nötige Kenntnis des Deutschen besaßen: »Mit dem Studium der deutschen Sprache will es noch in England nicht recht fort. Winstanley fand nicht mehr als zwei, die sie zu lernen verlangten«; aus diesen Gründen glaubte man, die Ausfuhr selbst in die Hand nehmen zu müssen und übersetzte fleißig deutsche Sachen in die berühmten Sprachen.

So ist schon von einer französischen Übersetzung des Schönaichischen Arminius die Rede gewesen, die Gottsched zum mindesten veranlaßt haben soll[12].

Okely, ein Jugendfreund Schleiermachers, hält dafür: »Kant muß nun bald in England wenigstens Priestley'n bekannt werden« und will sich darum »mit der Zeit an eine Übersetzung wagen«[13].

Wenn dieses »verkehrte« Übersetzen, wie man es nennen könnte, uns Heutigen seltsam genug erscheinen muß, so ist es doch auch damals nicht nur ein Ausfluß übertriebenen Propagandaeifers gewesen, sondern galt wirklich für eine fast gleichberechtigte Art des Übersetzens.

Zur Zeit Opitzens war es ganz geläufig, daß man aus dem Deutschen etwas ins Lateinische übersetzte, aber in Wirklichkeit war ja das Lateinische die bekanntere und das Deutsche die unbekanntere Sprache. Das war also eigentlich gar kein »verkehrtes Übersetzen«. Und in gewissem Grade gilt das auch späterhin noch vom Übersetzen ins Französische.

Andererseits, weil gerade davon die Rede ist, hatte das verkehrte Übersetzen auch seine nicht zu leugnenden Vorzüge, namentlich bei Büchern, wo es zuerst auf den Inhalt ankam, also im Falle Kant. So bestand weniger Gefahr, daß die Exakt-

[11] Gerstenberg a. a. O. S. 244. [12] S. 80.
[13] Dilthey, Schleiermachers Leben in Briefen.

heit dem »guten Englisch« geopfert wurde, und doch war das Englisch, was der Deutsche schrieb, zwar gewiß oft wider den Sprachgebrauch, aber doch verständlich.

Ja man hört zuweilen diesen Satz: Man solle ein fremdes Buch so ins Einheimische übersetzen, wie es der Autor selbst in dieser ihm ungewohnten Sprache geschrieben hätte.

Schon d'Alembert machte darüber folgende geistreiche Anmerkung:

»On se trouve quelquefois avec des étrangers de beaucoup d'esprit, qui parlent facilement et hardiment notre langue; en conversant ils pensent en leur langue, et traduisent dans la nôtre et nous regrettons souvent que les termes énergiques et singuliers qu'ils emploient ne soient point autorisées par l'usage. La conversation de ces étrangers est l'image d'une bonne traduction. L'original doit y parler notre langue, non avec cette timidité superstitieuse, qu'on a pour sa langue naturelle, mais avec cette noble liberté, qui fait emprunter quelques traits d'une langue pour en embellir légérement une autre.

Alors la traduction aura toutes les qualités qui doivent la rendre estimable; l'air facile et naturel, l'empreinte du génie de l'original et en même temps ce goût de terroir que la teinture étrangere doit lui donner.«

Auch diesen Gedanken nahm Hottinger, sein Apostel in Deutschland, auf: »Man höre einen deutschen Mann von Genie deutsch sprechen, und einen Engländer oder Franzosen stammeln; die letzteren werden freylich meist reden, wie Kinder, aber mitunter werden ihnen häufige Wendungen und Züge entfallen, um die der geistvollste Deutsche sie beneiden mögte.«

Das Resultat solcher Erwägungen ist schließlich die Übersetzersprache Schleiermachers. Dort also führen wir den angesponnenen Faden weiter.

Nicht immer jedoch verließ man sich ganz auf die eigenen Kräfte. So gut wie man beim Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche am besten einen Franzosen des richtigen Verständnisses wegen zu Rate zog und selbst nur eigentlich den zweiten Vorgang, aus dem das Übersetzen besteht, über-

nahm: das Ausdrücken, das Reproduzieren, so mochte man umgekehrt beim Übersetzen in eine fremde Sprache für den guten französischen oder englischen Ausdruck sich mit einem Franzosen oder Engländer zusammentun.

Ein solcher Fall liegt bei der Übersetzung des Messias ins Französische vor, von der Gerstenberg sprach. Er erzählt da:

»Die Veranlassung dieser Übersetzung haben wir einem würdigen Deutschen, Herrn Professor Junker in Paris zu danken. Herr Junker hatte gleich Anfangs, da er als Professor der deutschen Sprache an die Ecole militaire berufen ward, den Entschluß gefaßt, die Franzosen mit der deutschen Literatur, und insbesondere mit der Messiade bekannter zu machen. Weil er aber fühlte, daß ohne den vereinigten Fleiß eines Deutschen und eines Franzosen diese Arbeit nimmermehr mit gutem Erfolg unternommen werden könnte, so warf er zuerst seine Augen auf den Herrn d'Antelmy, einen seiner Collegen, der eine gute Kenntnis der schönen Wissenschaften besitzt. Dieser fand gleich an seinem Vorschlage Geschmack: allein er mußte erst Deutsch lernen. Das geschah: sie lasen Herrn Lessings Fabeln und Abhandlungen über die Fabel mit so gutem Fortgang, daß er bereits 1714 die Übersetzung derselben ans Licht stellen konnte. Wie es möglich sey, daß sie bei der gänzlichen Unwissenheit des Übersetzens in der deutschen Sprache einen so vorzüglichen Wert habe erreichen können, müssen wir der eigenen Vermutung der Leser überlassen, die ohne Zweifel nicht anstehn wird, Herrn Junkers großen Eifer und Talente das vornehmste Verdienst dabey zuzueignen«[14].

Wenig Jahre später und man findet auch diese aufdringliche Vertriebsweise der deutschen Literatur durch eigene Händler unvornehm und unverträglich mit der neuen Stellung der deutschen Literatur.

1777 lesen wir in dem Auszug aus einem Briefe aus Oxford:

---

[14] Gerstenberg a. a. O. S. 246.

»Ein neuer deutscher Übersetzer hat sich gezeigt, John Seifert, der Gellerts Metallurgie ins Englische gebracht. Wie gefällig sind wir Deutsche doch, daß wir den Ausländern auch unsre Bücher übersetzen« [15].

So wie man selbst bemüht war, ausländische Dichter im Original zu lesen, ein Ehrgeiz, den übrigens Friedrich der Große, F. A. Wolf, auch Herder [16] und später Goethe verlachten, so glaubte man dasselbe von den Ausländern verlangen zu können.

Avès-vous lû Klopstock dans sa langue? fragt ein Deutscher einen Franzosen. Mais c'est traduit!

Vous ne l'avés donc pas lû. — On ne juge pas de Raphael par une mauvaise estampe [17].

In den achtziger und neunziger Jahren schwelgt man in dem Gefühl der Unabhängigkeit.

Stolbergs Homer wird im Deutschen Museum begrüßt mit einem Hymnus auf die neue schönere Zeit, in welcher Philosophie und Dichtung männlich und von Frankreich unabhängig werden [18], und Schiller hegte ähnliche Gedanken, als Goethe der guten Sache untreu wurde und den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Allein Schiller verstand die neue Zeit nicht recht, wenn er überhaupt eine neue Abhängigkeit befürchten konnte. In den äußeren Merkmalen einer solchen nicht unähnlich, in ihrem Wesen jedoch gerade entgegengesetzt, begann um die Ende des Jahrhunderts die schon von der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ersehnte, von Herder vorbereitete, aber erst auf Grund einer eigenen nationalen Dichtung möglich gewordene literarische Weltherrschaft der Deutschen, mit ihr des Übersetzens bisher letzte und höchste Blüte.

---

[15] Deutsches Museum 1777, I, 576.

[16] Mercks Briefwechsel.

[17] Dt. Mus. 1776, II, 21.

[18] Dt. Mus. 1776, I, 256.



§ 9.

Hottinger, Maaß, Campbell, Tytler.

Leider müssen wir, kurz vor dem Eintritt in das goldene Zeitalter deutschen Übersetzens, einhalten und einiger Männer zweiten Ranges gedenken, die in ihrer Art als Übergangserscheinungen interessant sind.

Es ist ja selbstverständlich: d'Alembert und die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek waren nicht die letzten, die sich prinzipiell und normativ mit der Übersetzungspraxis beschäftigten. So wenig wie mit Herder die Aufklärung überhaupt verstummte, so wenig hörte das Übersetzen im Sinne der Aufklärung mit einem Mal auf, und nach wie vor suchte man der Alltagspraxis von seiten der Theorie beizukommen, um so mehr als die neue Weltanschauung sich noch nicht so weit spezialisiert hatte.

Herder für seine Person hatte nur ganz allgemeine Gedanken übers Übersetzen geäußert, ja viel eher das Übersetzen benutzt, um seine Gesamtdenkart zu illustrieren, als umgekehrt durch diese dem Übersetzen zu helfen.

Und was man bei ihm mit mangelndem Interesse oder mangelnder Zeit erklären könnte, das beweist sich am Beispiel der Romantiker überhaupt als neuerdings unmöglich. Die Romantiker lehnten jede rationelle Maßregelung des Übersetzens ab; ihre Theorien sind noch viel weniger normativ und praktisch und gehen noch viel mehr ins Abstrakte und Spekulative als die Theorie Herders.

Und so mußte es von vornherein ein Irrtum und ein Rückfall sein, wenn Männer, die, innerlich den neuen Ideen zugeneigt,

sich zur Praxis herabließen und diese im neuen Sinne eindringlich bearbeiten wollten.

Mindestens auf den ersten Blick müssen ihre Traktate auch darum altmodisch scheinen, weil sie, gezwungen, sich mit altmodischen Anschauungen auseinanderzusetzen, mit Begriffen operieren müssen, die vom neuen Standpunkt aus sinnlos erscheinen, eine Sprache führen müssen, die sie selbst leicht verführt, der Tradition mehr Rechte zuzugestehen, als ihnen selbst lieb sein kann.

Der Praxis mochte es immerhin zugute kommen. Denn was konnte ein von Haus aus noch so tüchtiger Übersetzer mit Herders weltfremden Sätzen anfangen, wenn er nicht eben Herder selber war. Und hat doch selbst Herder seine Theorie nur höchst unvollkommen in die Tat umzusetzen gewußt, hat lieber nachgeahmt, »um andern Mut zum Übersetzen zu machen«.

Es ist eben nicht zu leugnen, die Praxis kommt stets hinterher, und der alte Baum zeitigt oft gerade dann die besten Früchte, wenn schon der neue gepflanzt ist.

Und so finden wir denn die vortrefflichsten Praktiken der alten Schule in den achtziger und neunziger Jahren, wo die neue Generation der Romantik heranwuchs und zum Teil schon tätig war.

Da ist zunächst J. J. Hottinger, Philolog von Beruf, der 1782 die kleine Schrift: »Einiges über die neuesten Übersezerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland ins Besondere über den Bahrdtschen Tacitus« veröffentlichte, in der er anhangsweise jene Einleitung d'Alemberts zu dessen Tacitus in deutscher Übersetzung wiedergab.

Schon der Titel belehrt uns, auf welch niedriges Niveau er sich herabgelassen hat, um seinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben. So klingt es wie ein Zitat aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, wenn er über die Übersetzungswut als über eine Mode spottet: »Einst waren es Heldengedichte, dann anakreontische Oden, dann Barden- und Minnelieder,

dann Romane, nun sind es die Alten«[1], oder man denkt auch wohl an die Literaturbriefe, wenn Hottinger ausbricht gegen die »in seinen Augen fürchterliche Sündflut von Übersetzungen, die die Lustgefilde, in welchen Deutschland den Musen Griechenlands und Roms Tempel und Altäre geweiht hat, mit Schlamm und Kieseln zu überführen droht«[2].

Er behauptet, »daß die meisten Übersetzer die Aufmerksamkeit auf die Schriften der Alten, die ein großer König in unsern Tagen erregt hat, zu niedriger Gewinnsucht mißbrauchen. Tief müsse es jeder Freund des Vaterlandes und der Wissenschaften schmerzen, wenn er die edelste Beschäftigung zu eigennütziger Tagelöhnerarbeit herabgewürdigt, und die unkundige Menge gespielt sieht, zumal wenn man unter den Taschenspielern auch Männer von Verdienst und Talenten erblickt«[3].

Allein zum Unterschied von jenen Erzfeinden allen Übersetzens schränkt er sein Verdammungsurteil auf die schlechten Übersetzer ein und versucht, ganz wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek, seine bessere Einsicht in das Wesen einer guten Übersetzung allen strebsamen Anfängern zum Besten mitzuteilen.

Es erinnert fast wörtlich an eine Rezension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wenn er anfängt:

»Ich finde überall vielen Mißverstand und Kurzsichtigkeit bey dem Übersetzungseifer unsrer Tagen. Man hat einmal gehört, daß gute Übersetzungen zumal der Alten ein wichtiges Geschenk für die Sprache und Literatur jeder Nation seyen und husch: fährt man über das Ding her, und kann des Dollmetschens nimmer satt haben ... Wenn sich doch die guten Leute von einen der Sachen kundigen Manne erst sagen ließen, worinn denn die so gerühmten Vorteile dieser Übersetzungen bestehen«[4].

Soll der gemeine Mann, der »leyder weder latein noch griechisch versteht, in diesen schönen Büchern Stoff zu er-

---

[1] S. 6. [2] S. 7. [3] S. 11. [4] S. 67.

baulichen Betrachtungen, und gesunde Nahrung für seine dürre Seele finden? Oder sollen die sogenannten Weltleute an ihnen Kopf und Herz nach griechischem und römischem Schnitt und Maße bilden und dehnen?« [5]

Auch diese Fragestellung, den Nutzen des Übersetzens betreffend, ist gänzlich unmodern, lag indessen einem Philologen und angesichts der Übersetzungswut, die sich auf den Nutzen berief, nahe genug.

Weiter verschmäht auch er es als mikrologischen pedantisme, Unerhebliches zu rügen [6], kämpft statt dessen, wie wir es schon öfters fanden, gegen den Aberglauben an, der viel zum Verfall des Übersetzens beigetragen hatte: Übersetzen sei leicht.

Leicht war allerdings ein Übersetzen, das sich das Ziel so niedrig steckte, nur den wichtigsten Inhalt überzutragen, in einer Zeit, wo das Übersetzen durch die deutsche Sprache nicht mehr wie früher aufgehalten wurde.

Aber inzwischen waren die Anforderungen ans Übersetzen bedeutend strenger geworden, und doch »sind wir Deutschen nicht von dem närrischen Wahne zurückgekommen, daß Übersetzen ein sehr leichtes Geschäft sey. Das Gegenteil ward von unsern besten Köpfen oft gesagt und bewiesen, aber wer kehrt sich daran?« [7]

Nun schildert er, wie auch die Allgemeine Deutsche Bibliothek gerne tat, verschiedene Gruppen von schlechten Übersetzern:

»Entweder sind es Pedanten, die ohne alles Gefühl für wahre Schönheit, ihr Original, wovon sie nichts als die herrlichen Phrasen entzücken kann, auf die erbärmlichste Weise mißhandeln, bis Saft und Kraft auf den letzten Tropfen ausgepreßt, der Geist unter der Marter verschwunden ist, und ein totes Aaß vor uns liegt, woran der Kenner allenfalls noch den harmonischen Gliederbau bewundern mag; oder sind es Knaben, die, für den Heldengang ihres Originals durchaus zu klein geschaffen, um es zu erreichen, die lächerlichsten Luftsprünge

[5] S. 67 f. [6] S. 23. [7] S. 37.

tun, rufen, wo ihr Held spricht, heulen, wo er ruft, wo er mit der Hand ausholt, mit allen Vieren drein springen; und seinen Manövern, wovon sie nichts verstehen, ein beliebiges de leur façon substituiren, kurz, Griechen und Römer sind, wie der Affe Mensch ist«[8].

Endlich ist es nicht neu, wenn er verlangt, daß der Übersetzer beide Sprachen seiner Schriftsteller versteht, diesen gut gewählt hat[9] und das Ganze auf Ton, Manier und Kolorit studiert[10].

Neu dagegen — wenigstens noch nicht so bestimmt ausgesprochen — ist die Durchführung der Herderischen Überzeugung und Begeisterung für die Mannigfaltigkeit der Weltgeschichte innerhalb der Übersetzungstheorie.

Dieser neue Standpunkt führt bei Hottinger zu starken Zweifeln, ob Übersetzen überhaupt möglich sei. Denn nicht die fremde Sprache ist das einzige Fremde an einem ausausländischen Original, sondern Völker und Zeiten sind untereinander total »heterokosmisch«[11], und der Unterschied der Sprache ist nur ein äußeres Anzeichen des tieferen Unterschieds der Völker so wie auf der Landkarte die verschiedene Farbentönung der Länder und Erdteile.

Darum, so nützlich Übersetzungen für den Anfänger im Studium des Altertums etwa sein mögen, können sie doch für ein wirkliches Studium nicht genügen: Dazu gehört vielmehr eine gründliche Vertiefung in den fremden Zeitcharakter und die Kenntnis der fremden Sprache selbst[12].

Früher, etwa zu Zeiten Opitzens, wäre dieses offenbarer Philologendünkel gewesen, Hottinger beweist in einem Anhang, daß er seine guten Gründe hatte. In diesem Anhang kritisiert er die üblichen Regeln fürs Übersetzen und stellt seine eigene dagegen.

Da heiße es immer, man solle nicht die Worte, sondern den Sinn, den Geist des Schriftstellers wiedergeben. Hottinger aber sagt: der Geist des Schriftstellers liegt gerade in den Worten:

---

[8] S. 38. [9] S. 46. [10] S. 10. [11] S. 85. [12] S. 67 ff.

»Zum Geist des Schriftstellers gehören nicht nur Gedanken und Empfindungen, sondern vorzüglich Modifizierungen und Schattierungen derselben. Und Modifizierungen und Schattierungen, wo liegen sie, wenn nicht in den Worten?« [13]

Zweitens habe man immer gesagt, man solle die Individualität des Autors porträtieren und alle Züge nationellen und temporären Charakters auslöschen. Diese Züge gehören aber zum Porträt.

»Der klassische Schriftsteller ist nicht nur Mann von Genie, sondern auch Zeitgenosse und Bürger. Diesen Anstrich seines Charakters soll der Übersetzer nicht tilgen. Denn das Charakteristische des Zeitalters und der Nation ist mir vorzüglich wichtig« [14].

Hier ist der Punkt, wo er sich, scheinbar anknüpfend an die alte Individualitätstheorie, entschieden zur neuen Völkerpsychologie bekennt.

Damit aber haben alle jene Versuche, die Weltgeschichte zu nivellieren, um die reinen Individuen besser miteinander vergleichen zu können, wie sie in Deutschland namentlich Wieland nach dem Vorbild der Franzosen gemacht hatte, indem er zum Beispiel deutsche Etikette im Altertum einführte und das antike »du« durch »Sie« ersetzte (schon Gottsched hatte sich dagegen geäußert), in seinen Augen allen Wert verloren.

»Daß nichts von allem, was Sitten, Gebräuche und Nationalton betrift, in moderne Form umgegossen werden dürfe, versteht sich wol von selbst. Der Grieche und Lateiner darf in Athen und Rom nicht wie in Deutschland, vor den Comitien nicht wie auf der Landsgemeine der Schweizerischen Cantone, noch auf der Kurie wie der Bürgermeister einer deutschen Reichsstadt sprechen. Was ihn umgibt ist römisch und griechisch« [15].

Und von hier aus kommt er als erster, d'Alembert als Vorläufer abgerechnet, zur klaren und deutlichen Forderung einer

---

[13] S. 81 f. [14] S. 85 f. [15] S. 104.

Übersetzersprache, wie sie nicht einmal Herder erhoben hatte. Der Anfang war gemacht, als man nach einer Periode prinzipiell totaler Eindeutschungen wieder wenigstens die Eigennamen in Ruhe ließ, denn »was local ist, hat seine eigne Benennung mehr als sein Wort, das aus einer Sprache in die andre nicht übersetzt, sondern übergetragen werden kann und muß«[16].

Aber noch die Allgemeine Deutsche Bibliothek hatte gutes Deutsch zur Hauptsache gemacht und die Übergehung sprachlicher Besonderheiten eben mit der Begründung entschuldigt: das sei nichts Individuelles.

Je mehr man nun das Heterokosmische, wie Hottinger sagt[17], gerade für vorzüglich wichtig hielt und zugleich den engsten Zusammenhang sprachlicher und nationeller Eigentümlichkeiten behauptete, um so böser war es um den Kredit eines Übersetzers bestellt, der gerade auf den wichtigsten Komplex der Fremden grundsätzlich verzichtete.

Was blieb da noch übrig, als zu versuchen, mit deutschem Wortmaterial die fremde Sprache, wo es nötig war, nachzubilden, also neben dem Nationaldeutsch mehrere Übersetzerdeutsch, für jede Sprache ein anderes, zuzugestehen.

Darum soll man ruhig auch Idiotismen und fremde Bilder übertragen, denn »Reinigkeit und strenge Regelmäßigkeit der Sprache haben wenig Wert, wenn sie das Charakteristische des Schriftstellers und seiner Sprache hinwegspülen«[18].

Dieses Übersetzerdeutsch ist nicht zu verwechseln mit der oft geäußerten Ansicht, daß ein Hauptvorteil des Übersetzens in der Bereicherung der deutschen Sprache zu suchen sei. Wenigstens war dies zu Hottingers Zeiten nicht mehr zu verwechseln. Sprachbereicherung heißt: schlummernde Möglichkeiten einer Sprache wecken, deutschen Begriffen und deutschen Gefühlen, die längst vorhanden, aber noch nicht bewußt gewesen sind, eigene Namen geben, und kein Zweifel, daß die fremden Sprachen als Vorbilder dienen konnten.

---

[16] S. 90. [17] S. 67. [18] S. 94.

Ein Übersetzerdeutsch dagegen hat den Zweck, fremden Geist mit Worten wiedergeben, die einem deutschen Leser nicht unverständlicher sind als dem Kenner der fremden Sprache der Geist des fremden Volks. Früher hätte man, hätte man überhaupt im Übersetzen derlei Nüancen der fremden Nation beobachtet, zu diesem Zwecke einfach die fremden Worte selbst übernommen und ihnen eine deutsche Endung gegeben und so für das Übersetzen französischer Sachen allerdings ein Übersetzerdeutsch zur Hand gehabt. Aber das empfahl sich nicht, weil man die gute Absicht des Übersetzens mit dem Ungeschick früherer Übersetzer verwechselt hätte, die kein Deutsch konnten oder sich nicht die Mühe des Eindeutschens nahmen. Und dann war es auf jeden Fall Knechtschaft, Abhängigkeit; abgesehen davon, daß es Kenntnis dieser Fremdworte beim Publikum voraussetzte. Jetzt machte man umgekehrt aus deutschen Worten fremde dadurch, daß man sie in Zusammenhängen auftreten ließ, wo es der Genius der deutschen Sprache, soweit er Ausdruck nationaldeutschen Wesens war, verbot. Und das war im Gegenteil Expansion, das formale Seitenstück zu der beginnenden imperialistischen Tendenz der deutschen Literatur überhaupt.

Wegen dieser Errungenschaft, wäre sie auch die einzige bei ihm, verdiente Hottinger, zu den Schülern Herders und zu den Vorläufern Schleiermachers gerechnet zu werden.

Jetzt müssen wir noch einmal und zum letztenmal einen Blick nach England werfen, wo im Jahre 1791 Übersetzen das unerhörte Glück hatte, Gegenstand einer Vorlesung in der Royal Academy zu Edinburg zu werden. Tytler, ein Jurist und Geschichtschreiber, las on the Principles of Translation und veröffentlichte seine Abhandlung ein Jahr darauf als ziemlich umfangreiches Essay, jedenfalls die längste Äußerung, die in der ganzen jahrhundertelangen Debatte fiel. Sie wurde 1793 ins Deutsche übersetzt und erschien, durch deutsche Beispiele bereichert, unter dem Titel »Löbels Grundsätze der Kunst zu übersetzen«.

Kurz vorher hatte Campbell, der Übersetzer der Evangelien, im ersten Bande seines Werkes unter anderen preliminary dissertations auch über the chief things to be attended to in translating gehandelt und im wesentlichen dieselben Gedanken geäußert wie Tytler, nur natürlich viel gedrängter und kürzer.

Er wie Tytler bedienen sich des anscheinend stehend gewordenen Eingangs von der angeblichen Leichtigkeit des Übersetzens: To translate well is, however, in my opinion, a task of more difficulty than is commonly imagined. Mit Redensarten wie treu und frei übersetzen ist wenig gesagt. Man verbindet damit keine bestimmten Vorstellungen und a good translation ought to have both these qualities, sondern dreierlei ist es, was der Übersetzer zu leisten hat:

1. to give a just representation of the sense of the original (the most essential);
2. to convey into his version (as much as possible, in a consistency with the genius of his language) the author's spirit and manner, the very character of his style;
3. that the version have, at least, so far the quality of an original performance, as to appear natural und easy.

Dieses Dreierlei bleibt weit zurück hinter dem, was Gerstenberg schon vom Übersetzen auch der Bibel verlangte, und man ist noch mehr enttäuscht, wenn man hört, daß der dritte Punkt nicht aus dem Begriffe einer guten Übersetzung an sich fließt, die unter andern Eigenschaften des Originals auch die aufweisen muß, daß es ein Original ist, sondern nur aus der Erwägung, daß dann der Inhalt leichter zu verstehen sei.

»That a writing be perspicuous in any language, much depends on the observance of propriety; and the beauty of the work (at least as far as purity is concerned) contributes not a little to its utility. What is well written, or well said, is always more attended to, better understood, and longer remembered, than what is improperly, weakly or awkwardly expressed.«

Gut sind dagegen in dem Kapitel »The Causes of the Differences in Languages« die Bemerkungen über die Wechselbeziehung von Volk und Sprache:

Verständig ist sogleich im Eingang die Warnung, nicht aus Kleinigkeiten in der Flexion usw. auf den Geist der Nation schließen zu wollen.

»There are others, which more intimately affect its spirit. These serve much more to characterise both the language and the people who speak it. Indeed, the knowledge of one of these has a great effect in advancing the knowledge of the other. We may say, with the greatest justice, that as, on the one hand, the real character of a nation will not be thoroughly understood by one who is a perfect stranger to their tongue; so on the other, the exact import of many of the words and combinations of words, made use of in the language, will never be perfectly comprehended by one who knows nothing of the character of the people, who is totally unacquainted with their history, religion, law, polity, arts, manners and customs.«

Und während die einseitige Betonung des innerlichen Unterschieds der Sprachen, wie bei Herder, entweder zur gänzlichen Verzweiflung an der Möglichkeit des Übersetzens oder aber, wie bei Hottinger, zu einer Einschränkung des Gebrauchs von Übersetzungen auf die Schule und auf Anfänger oder endlich drittens zur Zulassung einer Übersetzersprache führte, so war es gut und nützlich, wenn sich mal einer die Mühe nahm, konkret zu werden, und die Sprachen in Ansehung des »Unterschieds« analysierte.

Dazu kam es in Deutschland nicht, und darum war es nötig, dieses hier fehlende Stück der Entwicklung an ausländischen Beispielen zu illustrieren.

Campbell unterscheidet:

1. words tho which there are other words perfectly corresponding in other languages;
2. words which but imperfectly correspond to any of the words of other languages;
3. words to which there is nothing in some other language in any degree corresponding.

Zur ersten Gruppe rechnet er wesentlich alle Konkreta, die dem allgemein menschlichen Bewußtseinshorizont angehören; zur zweiten wesentlich die Abstrakta und zur dritten nationale Eigentümlichkeiten: Maße, Gewichte, Ritus, Titel, und wehrt sich ebenso wie Hottinger gegen die Nivellierung des Nationellen, wenn er the Dutch translator of Cesar's Commentars als warnendes Beispiel hinstellt, who always rendered consul burgomaster a. s. o. freilich mit der oberflächlichen Begründung: A version of this kind would appear ridiculous.

Allerdings konnte Tytler fürchten, man könnte ihn des Plagiats zeihen, obwohl er, wie er behauptet, Campbells Dissertation erst nach dem Erscheinen der ersten Auflage seines Essays kennen lernte.

Nun ist diese Übereinstimmung für ihn a circumstance which, independently of that satisfaction which always arises from finding our opinions warranted by the concurring judgement of persons of distinguished ingenuity and taste, affords a strong presumption that those opinions are founded in nature and in common sense[19].

Freilich, so sehr er auch mit Campbell zu denselben Thesen kommt, so ist doch ein Unterschied da. Campbell theoretisierte angesichts einer ganz bestimmten Aufgabe, nämlich die Bibel dem englischen Volke zugänglich zu machen; er verallgemeinerte also auf alles Übersetzen, was er in seinem Falle für richtig fand. Bei Tytler dagegen ist jede Rücksicht auf dieses oder jenes Publikum, überhaupt die Frage, was denn Übersetzen eigentlich sei, wem, wann und wozu es von Vorteil sei, relativ nebensächlich. Für ihn ist Übersetzen eine Kunstgattung wie jede andere auch, mit einer eigenen Definition und daraus herzuleitenden eigenen Regeln.

Nur ganz am Anfang, wo er sich wundert, daß so important a department of literatur has been so little the object of cultivation[20], daß there has been so little done towards the

---

[19] S. 3 Anm. 1. [20] S. 1.

improvement of this art, by investigating its laws, or unfolding its principles [21], spricht er von den Vorteilen guter Übersetzungen als opening to us all the stores of ancient knowledge, and creating a free intercourse of science and of literature between all modern nations [22], also in ziemlich allgemeinen Wendungen.

Vielmehr stellt er obenan diese Beschreibung einer guten Übersetzung: I would describe a good translation to be, That, in which the merit of the original work is so completely transfused into another language, as to be as distinctly apprehended, and as strongly felt, by a native of the country to which that language belongs, as it is by those who speak the language of the original work [23].

Daraus folgen diese drei Regeln:

1. That the Translation should give a complete transcript of the ideas of the original work.
2. That the Style and manner of writing should be of the same character with that of the original.
3. That the Translation should have all the ease of original composition [24] —

also ganz ähnlich denen von Campbell, nur daß bei ihm die dritte, wenngleich ebenfalls minder wichtig als die zweite und namentlich als die erste, ebenso notwendig wie diese aus dem Begriff »Übersetzen« folgt und nicht, wie bei Campbell, aus Nützlichkeitsgründen hinzugefügt ist.

Das ganze Essay zeichnet sich — um es vorwegzunehmen — durch konkrete Anschauung und verständiges Maßhalten und Abwägen aus. Es wird weniger paradox gefordert als bei den Deutschen, sondern an Beispielen und Gegenbeispielen die Grenzen aufgedeckt, wo liberty in licentiousness übergeht, und wo sich guter Geschmack und Mißbrauch einer Regel scheiden.

Indessen so trefflich Tytler innerhalb seines Horizonts urteilt, so paßt seine Schrift schon deswegen nicht in die neue

---

[21] S. 3. [22] S. 2 f.
[23] S. 8 f. [24] S. 9.

Zeit, als dieser Horizont entsetzlich eng ist. Er beachtet ausschließlich französische und englische Übersetzungen der Griechen und Römer und der berühmten Modernen, als da sind Tasso, Cervantes, Shakespeare, La Fontaine und einige mehr. Dazu legt er eine besondere Vorliebe für neulateinische Übersetzungen moderner Schriftsteller an den Tag. Er kennt den Unterschied der Nationen, er will auch das Charakteristische der Zeiten und Völker gewahrt wissen[25], aber er hat doch mehr ein schöngeistiges, ästhetisches als ein völkerpsychologisches, welthistorisches Interesse an seinem Gegenstande.

Auch mit der Objektivität ist es bei ihm schlecht bestellt. Er lobt es, wie einst d'Alembert, wenn der Übersetzer mit seinem Autor rivalisiert. Und dies ist der Punkt, wo sein deutscher Übersetzer nicht mitgeht. Er kennt die Einwände, die man dagegen erhoben hat, aber er bedauert, wenn Roscommon sagt:

»Your author always will the best advise;
Fall when he falls, and when he rises, rise«[26].

Er fordert dagegen vom Übersetzer: »never to suffer his original to fall. He must maintain with him a perpetual contest of genius; he must attend him in his highest flights, and soar, if he can, beyond him: and when he perceives, at any time, a diminuation of his powers, when he sees a drooping wing, he must raise him on his own pinions«[26], und darum lobt er Pope überall da, wo er die Schwächen und Fehler Homers ganz vorzüglich: nämlich aus dem Geiste Homers ausgebessert hat.

Auch er zieht noch den trügerischen Satz:

An ordinary translator sinks under the energy of his original, the man of genius frequently rises above it[28].

Er ist glücklich, diese Meinung, for which he has been blamed by some critics, durch eine Autorität wie Franklin gestützt zu sehen, der in seinen Poem on Translation sagt:

---

[25] S. 211 ff. [26] S. 45. [27] S. 45 f. [28] S. 27.

Unless an author like a mistress warms
How shall we hide his faults, or taste his charms?
How all his modest, latent beauties find;
How trace each loveliness feature of the mind;
Soften each blemish, and each grace improve,
And treat him with the dignity of love?[29]

Diese Zeugnisse verdienen ausdrücklich angeführt zu werden, weil man sonst schwerlich glaubt, daß eine solche Idee so lebenskräftig war, daß sie allen geklärteren Anschauungen Trotz bot. Ja, bei Novalis sogar erlebt sie noch eine letzte Auferstehung, und dort wird sich zeigen, daß ihr vielleicht nicht bloßes Besserwissen und Bessermachenwollen, sondern eine recht sinnige Idee zugrunde lag.

Was ihn dennoch berechtigt, nicht allein zu den besten und sorgfältigsten Theoretikern überhaupt, sondern auch zur neuen Schule gezählt zu werden (abgesehen davon, daß er offenbar das Neue kannte, obgleich er sich nicht darauf einließ), ist das nachdrückliche Interesse für Stilunterschiede. Während noch die Allgemeine Deutsche Bibliothek eine besondere Schwäche für den schönen schwungvollen poetischen Stil besaß, sind ihm alle Stilarten gleich wichtig, und wunderlich genug erscheint es ihm, wie man jemals allen Ernstes Poesie in Prosa und Prosa in Poesie habe übersetzen können. Es verrate doch einen armseligen Geist, wenn man behauptet habe, ein Gedicht müsse auch dann noch poetisch bleiben, wenn man ihm Rhythmus und Strophenbau entzöge[30].

Aber er beweist auch hier seinen guten Geschmack, indem er die Nachäffung fremder Versmaße als übertriebene Spielerei verwirft.

Endlich verdient als Kuriosität erwähnt zu werden, daß Tytler, obgleich er selbst ein paar Jahre darauf Schillers Räuber übersetzte, seitenlang Spanisch und Italienisch zitiert, aber mit keinem Worte deutscher Dichtung oder deutschen Übersetzens gedenkt, als hätte nicht schon Voßens Homer,

---

[29] S. 46¹. [30] S. 111.

Wielands Shakespeare und Horaz und manche anderen zum mindesten doch interessanten deutschen Übersetzungen vorgelegen.

Und alles in allem lehrt uns dieser Exkurs im Ausland, daß jetzt Deutschland an Gedankentiefe selbst innerhalb eines so spröden Gebiets wie der Theorie des Übersetzens den andern voran war, und daß, was in England Fortschritt hieß und Epoche machte, zu gleicher Zeit in Deutschland letzte Reminiszenz einer überwundenen Zeit war.

Ein solcher Nachzügler und Gesinnungsgenosse Campbells und Tytlers war Prof. Maaß in Halle.

Es ist bezeichnend für das geringe Interesse, das die führenden Geister in Deutschland gegenüber dem Übersetzen aufbrachten, daß selbst der einzige enzyklopädisch veranlagte Kopf in dieser Zeit, Sulzer, in seiner Theorie der schönen Künste das Übersetzen ignorierte.

Erst im Nachtrag von 1795 findet es einen bescheidenen Platz innerhalb eines Artikels:

Geist eines Schriftstellers, Lektüre, Übersetzung[31]. Der Verfasser, eben der genannte Maaß, hatte schon früher einmal in der Theorie selbst über Parodieren und Travestieren gehandelt[32], ein Interesse für die verschiedenen Beziehungen der Schriftsteller untereinander, wie es übrigens auch Tytler durchgehends zur Schau trug.

In dem Artikel, der uns näher angeht, schildert er mit herderscher Beredsamkeit, wie verschieden die Menschen sind; daß der nämliche Hauptgedanke in hundert verschiedenen Köpfen ebenso viele verschiedene Gestalten erhält, mindestens so verschieden wie die Gesichtszüge der ähnlichsten Geschwister[33].

Woraus erhelle, wie viel dazu gehört, wenn man ohne

---

[31] Charakter der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft von Gelehrten. Dritten Bandes zweites Stück. Leipzig 1795, S. 221—236.

[32] Zweiten Bandes erstes Stück S. 41, 1793. [33] S. 222.

Vermessenheit sagen will, daß man den eigentümlichen Geist von Schriftstellern kenne[34].

Das ist aber auch fast das einzige, was modern klingt; im übrigen hat er nichts von der andächtigen Stimmung angesichts des Pantheons der Menschheit, sondern denselben nüchternen Bildungsfanatismus, wie er uns von der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, aber nicht einmal in so krasser rationalistischer Form wie hier, vertraut genug ist.

»Welches kann der letzte Zweck seyn, den wir bey dem Studium alter und neuer Schriftsteller erreichen wollen? Kein anderer, als die Bildung unsres eignen Geistes, des Verstandes vor allen Dingen (!), und dann der übrigen Seelenkräfte«[35].

»Wer nun bey dem Studium einzelner weniger oder sehr gleichartiger Schriftsteller stehen bleibt, der wird von dem ernstlichsten Fleiße doch nur eine sehr einseitige Ausbildung seiner Geisteskräfte einärnten«[36].

Darum ist es ratsam, auch ausländische Schriftsteller bei der Wahl der Lektüre zu berücksichtigen. Will man sie im Original lesen — er disponiert vorzüglich! —, so muß man die Sprache lernen. »Das ist für den Denker wenig interessant.« »Das einzige Interesse, was ihn dabey fesseln kann, ist die Beobachtung des sogenannten Genius der Sprache, welcher nichts anders ist — wenigstens für Maaß — als der Inbegriff der ihr eigentümlichen Regeln. Diese Beobachtung und die Nachforschung nach den Gründen jener Regeln, führen auf wichtige und interessante psychologische Entdeckungen, insbesondere über den Einfluß, den die gesamten äußerlichen Verhältnisse eines Volkes auf den jedesmaligen Zustand seines Geistes, und hierdurch mittelbar auf die Bildung seiner Sprache hatten«[37].

Soweit nicht neu; nun aber fällt zum erstenmal eine Bemerkung, die nachher immer wieder besonders gern gemacht worden ist, besonders von Humboldt:

---

[34] S. 225. [35] S. 225. [36] S. 227. [37] S. 228 f.

»Da überdem die Beschaffenheit der Sprache auf die Geisteskultur wieder zurückwirkt (wenigstens bey der folgenden Generation), zwischen beyden also eine unaufhörliche Wechselwirkung stattfindet; so lassen sich, durch gehörig angestellte Vergleichungen, Resultate herausbringen, die für die Geschichte des menschlichen Verstandes, sofern dieselbe in der Geschichte eines einzelnen Volks in concreto vorgestellt werden kann, sehr wichtig und belehrend, für den Denker also von sehr großem Werte sind«[38].

Aber den Lesern einer Übersetzung kann und soll davon nichts zugute kommen. Übersetzungen sollen so sein, als gäbe es weder sprachliche noch nationelle Unterschiede. Hier bleibt also Maaß selbst hinter Hottinger und Tytler zurück. Er huldigt durchaus der Nivellierungsmanier der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wenn er sich auch als Übersetzer genau so gut wie diese jener Unterschiede bewußt ist.

»Eine Übersetzung soll die Stelle der übersezten Schriftsteller vertreten, und man verlangt durch die Lectüre derselben, wo möglich, eben den Nuzen einzuärnten, den uns der übersezte Schriftsteller selbst gewähren würde. Sie muß folglich so beschaffen seyn, daß das Studium derselben zur Bildung unsrer Geisteskräfte (durch Belehrung, edles, geistreiches Vergnügen usf. je nachdem das Werk von verschiedener Art ist) wo möglich eben so viel beytrage wie das Werk selbst«[39].

Daraus folgen die drei Hauptregeln einer guten Überzetzung, die so wörtlich mit denen von Tytler und Campbell übereinstimmen, daß man geneigt ist, sie diesen zuzuschreiben, wenn man bei einem Artikel in einer Enzyklopädie genau so wie bei einem Aufsatz in einem Kompendium sicher wäre, daß die darin enthaltenen Gedanken nicht aus viel früherer Zeit stammen und also leicht das Gegenteil der Fall sein könnte: daß nämlich Campbell und Tytler aus Maaß geschöpft hätten. Was aber um so weniger wahrscheinlich ist, da Tytler nicht einmal nach seiner Aussage seinen Landsmann Campbell benutzt hat: diese Disposition also offenbar in der Luft lag.

[38] S. 229. [39] S. 230.

Man weiß zum voraus, wem von den beiden Engländern in dem einzigen Punkte, wo diese differieren: in der Wertung des »easy«, Maaß sich anschließen wird. Seine verstandesmäßige Auffassung aller Literatur treibt ihn natürlich wie Campbell dazu, in der Flüssigkeit und Schönheit einer Komposition lediglich eine Erleichterung des Verständnisses zu erblicken.

»Das Vergnügen bey der Lektüre eines Werks fesselt die Aufmerksamkeit; erleichtert also die Schwierigkeiten, die bey dem Studium desselben schon obwalten, und reizt zur Anstrengung der Kräfte um sie zu überwinden. Durch Schönheit wird also eine Übersetzung geschickter zur Beförderung der Geisteskultur mitwirken (welches der Gesichtpunkt ist, den wir beständig vor Augen haben müssen)«[40].

Man sieht also, »daß das Geschäft eine gute Übersezung zu machen — auch dieser Passus fehlt bei Maaß nicht — weder so leicht ist, als es manchem Büchermacher zu seyn scheinen mag, noch auch so wenig ehrenvoll, als es in den Augen des Publicums unter den Händen so vieler unberufener Arbeiter zu werden droht (1795 etwas post festum!) noch auch endlich so verdienstlos und unnütz, als es dem Pedantismus mancher Philologen (z. B. Hottinger) zu glauben oder zu sagen beliebt«[41].

»Eine aufmerksame und ernstliche Erwägung jener drei Forderungen würde vielmehr das Selbstvertrauen, daß man eine gute Übersetzung machen könne, welches vielen so wenig zu kosten scheint, merklich erschüttern, und vielleicht die Anzahl der Übersetzer, aber nicht die Anzahl der verdienstvollen Schriftsteller vermindern«[42].

---

[40] S. 235. [41] S. 230. [42] S. 236.



§ 10.

Romantik.

Oft genug war es nunmehr gesagt worden: nur die Dichter können übersetzen, aber wie wir sahen: sie wollten nicht. Die alte Generation, von Natur produktiv veranlagt, gerade darum, dem Zug der Zeit gemäß, zu freier angesehener und führender Stellung gelangt, hatte keine Ursache, umzusatteln, und hielt einseitig und tapfer diejenige Tätigkeit durch, in der sie nun einmal durch Übung und Gewohnheit Meister geworden waren.

Nun wuchs — um 1790 — eine neue Generation heran, die sich vom ersten Tage an in der verzweiflungsvollen Lage von Epigonen befand. Ehrgeizige Jünglinge, traten sie in eine Welt, in der sich Ruhm und Größe allein durch dichterische Leistungen erwerben ließen, und sahen sich so, wohl oder übel, produktiv oder unproduktiv, in die dichterische Laufbahn gedrängt. Hier aber stand ihnen eine schier unüberwindliche Konkurrenz aus der jüngsten Vergangenheit im Wege. Durch emsiges Studium der vorhandenen Produktionen glaubten sie anfangs, was jene mehr zufällig und unbewußt geleistet hatten, absichtsvoll und bewußt nicht nur zu erreichen, sondern womöglich zu übertreffen. Das aber schlug fehl, und enttäuscht sahen sie sich um nach einem Arbeitsfelde, wo sie ihre Talente sowohl ihrer eigenen Natur gemäßer als auch unbeirrter und weniger entmutigt durch andere, die ihnen zuvorgekommen waren, bewähren konnten, und da ergab sich den meisten unter ihnen, obgleich auch ihnen des Vorurteil gegen das

»Übersetzertalent« nicht fremd war[1], außer literarischer Kritik, Ästhetik und Literarhistorie: Übersetzen.

Alle Bedenken, die bisher dagegen bestanden, waren hinweggeräumt. Daß es — unter veränderten und verschärften Anforderungen — nicht mehr leicht war, hatte man ja wohl allgemein einsehen gelernt. Daß es nicht mehr ehrenrührig war, hatte der Beifall, den man Voß und Wieland gespendet, genügend kundgetan. Auch unnational war es nicht, seit man durch eigene nationale Leistungen seinen Rang unter den Literaturen Europas behauptete. Ja nicht einmal unoriginal war es zu nennen, da es vielmehr feststand: daß jede Übersetzung zugleich eine bedeutende individuelle Leistung sein konnte und, sollte sie gut sein, sein mußte.

Alle diese veränderten Anschauungen wurden nicht nur ausgenutzt von den neuen Übersetzern, sondern durch ihr eigenes Verhalten bewiesen, ausgebaut und noch stärker befestigt. Zum erstenmal gibt es Leistungen der Praxis, die keine Geschichte der deutschen Nationalliteratur konsequent genug ist, ganz zu übergehen, und mit allen Mitteln sucht die neue Theorie den günstigen Zeitpunkt zu nutzen und den Ruhm des Übersetzens, höchst geschickt verteidigt, in alle Welt zu künden.

Und nun traf es sich, daß diese neue Generation die Romantiker waren, daß also höchst günstige Zeitumstände Männer vorfanden, die, nach Temperament und Charakter allein schon hinreichend zum Übersetzen prädisponiert waren.

Man braucht das nicht aus ihren Leistungen abzulesen, braucht sie nicht an ihren Früchten zu erkennen: hier seien nur zwei romantische Eigenschaften erwähnt, die zugleich Eigenschaften eines geschickten Übersetzers sind.

1. Ihre Lust zu fremden und zur Entfremdung gewohnten Dingen.

Ihre Sehnsucht, ins Weite zu wandern: mit der Seele entschwundene Zeiten und ferne Länder zu suchen, das hieß ins

[1] Friedrich an A. W. Schlegel, zitiert bei Dilthey, Schleiermacher S. 209.

literarische Gebiet übersetzt: fremde Schriftsteller mindestens selbst zu lesen und zu kennen; und Gemeines, Alltägliches in neuer Gestalt, in befremdlichem Lichte wiederzufinden, das ließ sich sonst nur durch künstliche Distanz in der Vorstellung, innerhalb der Literatur aber ganz wirklich durch den Schleier der fremden Sprache erreichen[2].

2. Die Sucht, die eigene Individualität, vorübergehend oder für immer, loszuwerden und behend in andere Gestalten zu schlüpfen, sich einzufühlen, mimische Künste zu treiben, war ein Weg; mit der realen Ordnung der Dinge nach eigenem Belieben umzuspringen, die äußere Form der Kunstwerke, Sprache mit Sprache zu tauschen, übersetzen ein anderer.

Außerdem waren sie Subjektivisten und führten aus, was Herder entworfen hatte. Mit ihm teilten sie die Vorliebe für Poesie, die aus dem Herzen des Volks kam, und die sie außer im deutschen Mittelalter in fremden Ländern fanden.

Hier, wo sie ein klar umrissenes Ideal vor Augen hatten, beseelte sie ein Mitteilungseifer, nicht geringer als der aus den Tagen der Aufklärung, obwohl sie sonst gar nicht um jeden Preis populär zu sein sich bestrebten.

Wo Übersetzen so zum erstenmal Lebensinhalt wurde, da sollte man nun denken, müßte man, wo man nur hinhörte: in Journalen, ästhetischen Schriften, Briefwechseln und Zeitromanen von nichts anderem hören als von neuen Regeln, Formulierungen und geistreichen Einfällen, wie zu übersetzen sei. Dagegen ist von vornherein zu sagen: Prinzipienlehren von der Gründlichkeit Tytlers hat die Romantik trotz der großen Praxis nicht geliefert. Und hier wird einem klar, daß das nicht am speziell romantischen Charakter, sondern am frühen Subjektivismus überhaupt lag. Herder brachte es nicht darum zu keinem konkret gefaßten System einer Theorie, weil ihm das Übersetzen zu fern gerückt gewesen wäre, oder weil er, Begründer der neuen Weltanschauung, sich noch nicht auf Details

---

[2] Das non plus ultra dieser Entfremdungssucht ist Goethes Freude an Übersetzungen seiner eigenen Dichtungen. Vgl. die Sammlung seiner Äußerungen hierüber in »Goethe und die deutsche Sprache«.

einlassen konnte, sondern weil vieles, was für den Rationalismus der Rationalisierung nicht nur fähig war, sondern auch bedurfte, um überhaupt dazusein und zu wirken, für das neue Geschlecht zu tief begründet war, um ans Licht gehoben, zu zart, um begriffen, geschweige denn ausgesprochen zu werden.

Doch es ist wirklich nicht nötig, jede Erscheinung auf die Grundstimmung eines Zeitalters zurückzuführen; oft kann man darüber andere besondere Ursachen leicht übersehen: mindestens kommt hier hinzu, daß man des Lehrmeisterns und Regelgebens müde war, zumal wenn man im Grund seines Herzens aristokratisch gesinnt war wie die besten der Romantiker; vielmehr war man's zufrieden, wenn man selbst ungestört durch das Dreinreden anderer seinen eigenen und, wie man glaubte, richtigen Weg ging; man verbittet sich solche naseweise Anweisungen, wie sie z. B. »ein ziemlich Unwürdiger einst geben wollte, wie ein geistvoller Hellene von einem geistvollen Deutschen zu übersetzen seye«[3], und begnügt sich an der Zustimmung und der freiwilligen Gefolgschaft gleichgesinnter Freunde.

Das sind vielleicht die Gründe, warum A. W. Schlegel seinen Plan, der eben doch in der Luft lag: eine Theorie des Übersetzens zu schreiben, immer wieder verschob und nie ausführte[4].

Das sind die Gründe, warum alles, was an Erörterungen dieses Themas dennoch herauskam, reine Spekulation wurde, die der realen Praxis so fern wie möglich bleibt und sich vorsätzlich aller Rezepte und Vorschriften für Mindereinsichtige enthält.

Hier wäre der Punkt, wo eine Beobachtung der Praxis ergänzend eingreifen könnte; aus den Äußerungen über die Praxis lassen sich eigentlich nur zwei ganz allgemeine Imperative erkennen.

1. Das Gebot selbstverständlicher Unterordnung der eigenen Individualität unter die des freiwillig gewählten Autors.

---

[3] Boeckh in der Rezension von Schleiermachers Plato-Übersetzung.

[4] Indische Bibliothek 2, 256.

Frühere hatten sich etwas darauf zugute getan, wenn sie »ihren Autor mit allen seinen Fehlern übersetzten«, und Wieland hatte sich in Paradoxen gefallen wie: »dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler eine Art von Schönheiten sind«[5]. Jetzt läßt man überhaupt alles Kunstrichtern bleiben; wem man sich einmal durch einen Akt freier Wahl hingegeben hat, dem bleibt man in allen Stücken treu und macht nicht viel Redens davon. Ja, bei Coleridge steigert sich diese Unterwürfigkeit zu einem Verzicht auf jedes unbefangene Urteil. Er sagt bei Gelegenheit seiner Wallenstein-Übersetzung: A translator stands connected with the original author by a certain law of subordination which makes it more decorous to point out excellencies than defects; indeed he is not likely to be a fair judge of either[6].

In Deutschland kam es so weit nicht. Hier wurde auf dem Wege der Subordination der höchstmögliche Grad von Treue, von Objektivität erreicht. Hatte wiederum noch Wieland seinen eigenen Geschmack mitreden lassen, danach schon nur ihm Sympathisches ausgewählt und dieses noch mehr sich sympathisch gemacht, so stellten die Schlegel, Schleiermacher, Gries, Soltau u. a. die Bilder ihrer Autoren, so, wie sie waren mitten in die Welt des deutschen Geschmacks hinein, in der Hoffnung, daß dieser, und daß »die Bühne sich nach ihnen recke, nicht umgekehrt«[7], und wenn es trotzdem einmal geschah, so geschah es nicht eigenem Besserwissen oder dem eigensinnigen Geschmack des Publikums zuliebe, sondern nur gezwungen und provisorisch als notwendiges Mittel, um allzu ungewohnte Erscheinungen dem deutschen Leser etwas plausibler zu machen[8].

Jetzt also erst, nach rund hundert Jahren, war Drydens Forderung an die Übersetzer, Porträts zu gestalten, in Deutschland und damit überhaupt anerkannt und tätig befolgt.

---

[5] Zitiert bei Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. Leipzig 1870, S. 96. [6] In der Vorrede.

[7] Schleiermacher in der Rezension von Schillers Macbeth.

[8] Vgl. hierüber Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist.

Und doch war zugleich die Stimmung dieser Porträtmaler eine andere geworden. Sie übersetzten nicht mehr aus bloßer Neugier, nicht mehr nur, um möglichst viel kennen zu lernen, wie die Allgemeine Deutsche Bibliothek, und wie es Maaß wollten; diese philiströse Kennermiene, dieses gnädige Kenntnisnehmen war ihnen höchst zuwider und peinlich.

Die Allgemeine Deutsche Bibliothek hatte »die große Bewunderung, die ein Übersetzer für sein Modell hegt, so nützlich sie ist, seine Gedult zu unterhalten, im Grunde recht lächerlich gefunden«; die Romantiker schämten sich dessen nicht, sondern priesen es als die wahre Bedingung, in der die beste Garantie für gutes Übersetzen liegt. Schleiermacher will Plato übersetzen, »denn er begeistert mich; ich bin von Verehrung des Plato, seit ich ihn kenne, unaussprechlich tief durchdrungen«[9], und auch A. W. Schlegel, ob er gleich das Übersetzen ins Große organisieren will, will doch nur alles »Vortreffliche« übersetzen[10].

Allein, wie wird man »seinem« Autor am besten gerecht? Mit bloßer Schwärmerei ist wenig getan. Diese hatte ja im Gegenteil bisher viel eher zu leichtfertigem Verschönern verführt. Hier geht man auf den Spuren Herders, nur daß, was diesem originalen Geist Überwindung kostete und nie ganz gelang, diesen Verwandlungskünstlern das Leben selber ist: Einfühlung, Einfühlung in der Kritik (auch schon Herder, A. W. Schlegels Wilhelm Meister), Einfühlung beim Übersetzen: seinen Autor besser verstehen, als er sich selbst verstand (Kant), die Idee in den Geist der Autoren zurücklenken (Herder), Einfühlung, wie sie erfordert wird und dazu reizt, zu ergänzen, seien es Plastiken, Dome, Epen (vgl. Goethes Achilleis).

2. Schon früh vernehmen wir die Klage, daß die Übersetzer, wenn sie nur einigermaßen beider Sprachen mächtig sind, es nicht für nötig halten, ihr Original sonderlich zu studieren. Anfangs heißt es, man müsse verlangen, daß sie eine genaue Kenntnis der darin abgehandelten Sachen besäßen.

---

[9] Briefe. [10] Ebenda.

Lessing klagte, daß die Übersetzer selten imstande wären, ihrem Autor nachzudenken; die Allgemeine Deutsche Bibliothek forderte, beim Übersetzen solle man sich ausdrücklich in die Situation des Autors versetzen, sich seine räumliche und zeitliche Umgebung sowie sein besonderes Publikum gegenwärtig halten. 1777 hieß es im Deutschen Museum: »Ist der Autor ein Dichter, so muß, wer ihn übersetzen will, wenigstens einigermaßen mit ihm zu sympathesieren im Stand seyn, muß seinen Mann verstehen, aber auch fühlen können — muß selbst wenigstens ein Quentchen Dichtergeist oder doch Dichterempfindung besitzen«.

Daraus entsprang aber, angesichts der auffallenden Verschiedenheit der Menschen, das Gebot, daß man nur solche Autoren sich zum Übersetzen wähle, die einem selbst möglichst kongenial seien (Tytler u. a.). So war am ehesten noch, jedenfalls besser als durch Befolgung von Regeln, eine genügende Übereinstimmung gewährleistet, was wenigstens individuelle Porträtähnlichkeit anging. Denn bei der Treue gegen nationelle Besonderheit versagte dieser gute Rat; Übersetzer und Autor, mochten sie als Individuen allenfalls einander ähnlich sein, in ihrer Eigenschaft als Volksvertreter waren sie ja immer verschieden, wenn sie und ihre Autoren nicht wie Gottsched und Schönaich oder Junker und Klopstock ausnahmsweise einem Volke angehörten.

Nun war man selbstverständlich über nichts so sehr erbost, als wenn einer sich anmaßte, jeden beliebigen Autor übersetzen zu wollen. Das war es ja vorzüglich gewesen, was Hottinger so in Harnisch brachte, daß Bartsch innerhalb weniger Jahre alle griechischen und römischen klassischen Geschichtschreiber hatte übersetzen wollen.

»Lassen Sie uns für die Ehre unsrer Nation wünschen und hoffen, hatte er ausgerufen, daß so unerhörte, und so über alle Massen unsinnige Ankündigungen wie diese unter den Ausländern nie kund werden.«

Und nun bei den Romantikern schien das alles wieder vergessen. Wir hörten schon: A. W. Schlegel wollte ein für

allemal alles Vortreffliche übersetzen, und das war keine eitle Prahlerei: tatsächlich übersetzte er geradezu serienweise eine Literatur nach der anderen; andere taten es ihm nach: Schleiermacher wollte, wenn Plato erst vollendet sei, gemeinsam mit ihm die alten Dichter übersetzen.

Und dennoch war dieses kein unsinniges Renommieren. Sie glaubten von sich rühmen zu können, da sie sonst keine außerordentlichen Genies wären, besäßen sie doch eben dies große Talent, in jedwede Ausbildung des universalen Geistes sich hineinzufühlen, alle Rollen zu übernehmen, die der große Dichter Himmels und der Erden jemals geschaffen.

Darin bestand ihre Stärke, darauf waren sie stolz. Kann man schon sowieso nicht sagen, daß Übersetzen ihnen gänzliche nationale Selbstverleugnung bedeutete, da sie, wenn auch keine eigenen Werke, doch Goethe und die übrige Nationalliteratur im Rücken hatten, also daß sie ihrem deutschen Namen nichts vergaben, wenn sie sich herbeiließen, für das Ausland zu schwärmen, so wurde, was sonst noch nach Abhängigkeit ausgesehen hätte, durch die gleichmäßige Behandlung aller fremden Völker in das innere Gefühl tatsächlicher Freiheit verwandelt.

Wir würden allzusehr abschweifen, wollten wir hier schon statt, wo sie recht eigentlich hingehören: bei Besprechung von Goethes Stellung zum Übersetzen, die Belege bringen, die dieses Herrschaftsgefühl dieser Übersetzer zum Ausdruck bringen.

Wollen wir aber fortfahren in der Aufzählung der Grundtriebe romantischen Übersetzens, so sind wir mit den positiven schon am Ende.

Außer dem Grundsatz völliger Subordination unter Verzicht auf alle eigenen Zutaten und dem anderen einfühlungsmäßiger Erfassung des fremden Geistes, der doch auch Mensch ist, gibt es nur den dritten negativen: »Darüber hinaus ist jeder sein eigner Herr; freier Spielraum für das beste Vermögen des Einzelnen.«

Die Ansicht, daß Übersetzungen zum guten Teil individuelle Leistungen des Übersetzens seien, findet sich ausgedrückt in

dem gegen früher veränderten Rechtsgefühl, nach welchem eine Übersetzung nicht mehr als Nachdruck, nicht mehr als bloße neue Aufmachung einer fremden Schrift, sondern als eigenes Fabrikat zu betrachten sei.

Solche Stimmen werden laut um 1784, häufig aber erst in den neunziger Jahren. Nun ist nicht nur eine Übersetzung ein vom Original »ganz unterschiedenes Individuum«, das eher wie eine neue Bearbeitung, denn wie eine bloße Edition etwa in einer Sammlung zu behandeln ist, sondern auch jede neue Übersetzung hat mit einer voraufgegangenen nichts zu tun, es sei denn, wenn diese nur »zum Grunde gelegt und nur einzelne Ausdrücke oder Stellen abgeändert sind«.

Sonst aber macht »jeder eine Übersetzung nach eigener Kenntniß, und tut in eines andern Übersetzers Eigentum keinen Eingriff«. »Jedem Gelehrten steht es frey, ein Werk in fremder Sprache von neuem zu übersetzen, wenn es auch schon zwanzigmal übersetzt wäre.« »Neue Übersetzungen eines schon übersetzten Buches sind kein Nachdruck. Jedermann hat das Recht, jedwedes erlaubte Buch in jedwede Sprache, die er versteht, zu übersetzen.«

Denn, so sagen die Romantiker, jeder hat seine Weise, zu übersetzen, und es gibt nicht eine, die nun maßgebend wäre, und außer der keine andere bestehen könnte. Es handelt sich nicht darum allein, daß man besser oder schlechter übersetze als andere, man will durch eine eigene neue Übersetzung schon vorhandene andere gar nicht mehr überflüssig machen, man sucht sich nur einen eigenen neuen Weg, um zu demselben Ziel einer gültigen Übersetzung zu kommen, zu dem andere auf ihre eigene nicht minder gute Manier gekommen sind.

Wieland hat weiter keine Intention, als »den Horaz auf seine Weise zu verteutschen« [11]. Schleiermacher und Friedrich Schlegel wollen ruhig den Cratylos zweimal übersetzen, denn »meine Art zu übersetzen ist, wie Schlegel schreibt, immer verschieden genug, um an jenem desperaten Bruchstück besonders

---

[11] Mercks Briefwechsel.

noch ein neues Experiment machen zu können, nach dem Deinigen« [12].

So vereinigen die Romantiker die größten Gegensätze: Sie vergaßen beim Übersetzer alles, was deutsch in ihnen war, und doch buchten sie jede Übersetzung als Gewinn für den deutschen Namen; und sie verloren sich ganz an ihren Autor, nahmen eine »peinliche Knechtschaft« auf sich [13], und doch behaupteten sie dessen Wiederbelebung und Übertragung ins Deutsche als ihre allereigenste Tat.

Nun kommt es nicht mehr vor, daß der Übersetzer auf dem Titel bescheiden hinter dem berühmten Autor zurücktritt, etwa gar anonym bleibt, wie das noch in den siebziger Jahren das Gewöhnliche war, man hofft im stillen, daß dem Übersetzer nicht weniger wie dem Originalschriftsteller die Nachwelt Kränze flicht; berechtigten einen dazu doch die Erfahrungen, die man bei der Mitwelt machte. Nicht mehr nur als Trabant eines Höheren kam der Name des Übersetzers in aller Mund — so etwa, wie bisweilen der Name des Schiffseigners zugleich mit dem Namen des Helden genannt zu werden pflegt, den er übers Meer führte —, sondern allein in seiner Eigenschaft als hervorragender Übersetzer.

»Zwei Männer sind es, welche Deutschland als seine vorzüglichsten Übersetzer ehren muß: Voß für die alte, Schlegel für die moderne Welt.«

Eine Enttäuschung freilich brachte dieses eigenwillige, eigensinnige Übersetzen mit sich: daß darüber oft die besten Freunde aneinander gerieten.

Es traf sich nämlich eigentümlich, daß gerade die Romantiker von allem gemeinsamen Arbeiten und Tätigsein so starke Stücke hielten. Man weiß, wie sie immer wieder das Symphilosophieren empfahlen, und so wollten sie ihre Freundschaft auch in gemeinsames Übersetzen umsetzen.

Allein so groß auch jedesmal die Vorfreude war, jedesmal merkte man bald, wie sehr man in der Art des Übersetzens

[12] Schleiermachers Briefe.

[13] A. W. Schlegel, Ind. Bibl. 2, 254.

auseinanderging, mochte man im übrigen noch so sehr zusammenstimmen. Das nächste war dann, daß man das Original unter sich aufteilte, so daß jeder in seinem Teile frei verfahren konnte; trotzdem blieben noch genug Reibungsflächen übrig, und wenn man schon das einmal begonnene Unternehmen bis zu Ende führte, so wollte man doch zuletzt so bald nichts wieder miteinander zu tun haben.

So hatte Schlegel mit Bürger zusammen den Sommernachtstraum übersetzen wollen. Wie er später daran zurückdenkt, weiß er nicht, wie ihm so etwas hatte in den Sinn kommen können. Denn es hätte »einen schreienden Kontrast gegeben«[14].

Dann hat er den ganzen Shakespeare gemeinsam mit Tieck übersetzt, aber bis zuletzt auf strenge Scheidung der Stücke gesehen. Als dann nach Jahren Tieck sich Eingriffe in die Schlegelschen Übersetzungen erlaubte, schrieb dieser entrüstet in einem Briefe an Reimer, indem er sich Tiecks eigener Worte bediente:

»Jeder hat seine eigene Manier, seine Art, die Sprache und den Vers zu brauchen. Änderungen können Fehler und Mißverständnisse tilgen, aber nicht Kolorit, Sprache und das Wesen der Arbeit selbst zu bedeutend ändern, wenn nicht zu großer Widerstreit und Ungleichheit in dem Werke selbst entstehen soll«[15].

So empfindlich war man noch nie gewesen. Man hatte oft genug im 18. Jahrhundert gemeinsam übersetzt, sich auch darüber veruneinigt, aber wo es vorkam, sich allenfalls beklagt, daß der andere schlecht übersetze, nicht aber, daß er in seiner Weise gleich gut, nur ganz anders verfahre.

Noch nie hätte es genügt, um eine Übersetzung lächerlich zu machen, daß man nachwies, sie habe mehrere Urheber. Aber so spottet Schlegel über die »Übersetzerfamilie Voß«: »Selbvierte haben die den Shakespeare übersetzt«[16].

---

[14] A. W. v. Schlegels sämtliche Werke. Herausgeg. von Eduard Böcking 1846, II, 215.

[15] Ebenda VII, 283 = Vorrede zum III. Theil.

[16] Ebenda.

Nicht so ganz hierher gehört die Geschichte des Bündnisses zwischen Schleiermacher und Friedrich Schlegel zur Übersetzung Platos. Denn dieses Unternehmen scheiterte hauptsächlich an der offenbaren Schwerfälligkeit Schlegels.

Dieses Beispiel ist aber in anderer Hinsicht instruktiv. Nachdem wir erörtert haben, auf wie wenig bestimmte Normen, die doch allgemeingültig für alles Übersetzen gewesen wären, die Romantiker sich einigen konnten oder wollten, bleibt es übrig, ehe wir uns zur Betrachtung ihrer praxisfremden Spekulation wenden, zuzusehen, wie sie sich angesichts eines einzelnen konkreten Falles benahmen.

Hierüber erfahren wir einiges aus dem Briefwechsel, der sich auf den Schleiermacherschen Plato bezieht.

Schleiermacher teilt seinen Freunden sein Vorhaben mit. Er möchte mit seiner Übersetzung dem so sehr verehrten Plato »einen würdigen Dank bringen« und hofft, sich »so einige reelle Verdienste zu erwerben, wenn anders nicht meine Vorstellungen von Plato, von der Kritik und vom Übersetzen ganz unrichtig sind«. Oft wird ihm vor dem Übersetzen »ganz bange, wenn er an alle die philologischen Schwierigkeiten denkt«: »Die Übersetzung wird mitunter unendlich schwer seyn.« Jener philologischen Schwierigkeiten wegen wendet er sich an Heindorf, mit dem er oft des Abends den griechischen Text durchspricht. Vorhandene Übersetzungen hinzuzuziehen, scheint ihm nicht unbedingt erforderlich. Wenigstens fragt er erst Schlegel: »Werden wir nicht auch den Klenkerschen Plato und was sonst an Übersetzungen existiert, bei der Hand haben müssen?«. Dann schreibt er an Schlegel: »Wahrscheinlich wirst Du eher ein Specimen von Übersetzung anfertigen können als ich, und aus dieser Gelegenheit läßt sich dann am allerbesten und anschaulichsten nach allen Seiten hin über das Übersetzen und die ganze Behandlung sich erklären«, weiter: »dann haben wir noch viel über die Übersetzungstheorie abzumachen.« Schleiermacher schickt zuerst eine Probe. »Bist Du über den Charakter der Übersetzung im Ganzen in meinen Grundsäzen, so ändere, wo es nötig scheint, im Ausdruck ohne erst zu fragen. Sollte

Dir aber eine andere Idee vorschweben, so wird es wol zum Besten des gemeinschaftlichen heiligen Werkes nötig, daß wir uns ohne Rücksicht auf diese oder eine andere Weise erst hierüber verständigen.« Schlegel meldet zurück: »Statt Griechen, Griechenland habe ich durchgängig Hellenen, Hellas gesezt. Ich vergleiche Schritt für Schritt. Ich finde Sprache und Nachbildung gut und vortrefflich, bin ganz in Deinen Grundsäzen, und bin fast nur bei den Wortspielen angestoßen. Das mit Wahn- und Wahrsagekunst ist freilich sehr hart.« Ein andermal: »An der Übersezung habe ich nur zwei kleine Aussezungen für die Zukunft. Erstens finde ich einige Ausdrücke zu familiär, z. B. ‚Tausend!' oder ‚Versteht nicht das bitterste' für οὐδὲ σμικρόν; — ‚liebes Herz' für φίλη κεφαλή — 2. finde ich in Rücksicht des Costüms keine völlige Sicherheit in einigen Kleinigkeiten, z. B. ‚Beim Hund' ist mir bis zur größten Härte buchstäblich.« Dann meint er, daß Schleiermacher »aus Furcht vor Hellenismen oft weniger concis ist, als er sonst gewiß sein würde«, fragt: »Getraust Du dir den Kratylos zu übersetzen? Es wäre doch störend, wenn man ihn weglassen müßte. Wenn Du es aber nicht kannst, so kann es niemand. Ich halte diese Aufgabe recht eigentlich für Dich geschaffen. Bei der Ableitung aus dem Skythischen sollte ich meinen, müßten auch die hellenischen Worte selbst beibehalten werden, sonst aber deutsche Wortableitung an die Stelle gesezt. Das ist freilich eine Unübereinstimmung, aber es kömmt doch überhaupt nur darauf an, ein Bild von dem Werke zu geben, das in der Reihe nach meinem Gefühl durchaus nicht fehlen darf.«

So ist denn Schleiermacher auch wirklich verfahren. Diese Sprachspielerei mag ihm sehr gelegen haben, daß er sie sich nicht hat versagen können. Denn in Wirklichkeit ist sie ganz gegen seine Grundsätze und wirkt beim Lesen recht kindlich. Der französische Plato-Übersetzer Cousin bemerkt dazu:

Partout où il ne s'agit pas de noms propres, Schleiermacher a osé substituer des équivalens, pris dans la langue allemande, en imitant les dérivations imaginées par Platon. Quand même la langue française nous eût offert les mêmes

facilités, nous n'aurions pas cru devoir nous livrer à ce travail fort inutile; car, malgré toutes ces substitutions plus ou moins heureuses, le Cratyle ne peut être compris, dans le détail de ses étymologies, que par un lecteur qui a une certaine connaissance du grec.

Mai 1803 wird Schlegel wankelmütig. »Das Übersezen ist wohl eigentlich nicht sehr meine Stärke. Ich habe keine rechte Neigung dazu; ich sehe dies besonders daraus, daß es vornämlich die Schwierigkeit und auch die Rücksicht auf einen materiellen Sachcommentar ist, was sie bestimmt.« »Mit meiner Übersezung des Phädon bin ich so ganz unzufrieden, daß ich sie schon manchmal wieder habe wegwerfen wollen.«

Er gibt es auf, und Schleiermacher schreibt im ersten Augenblick an Reimer: »Es war meine angenehmste literarische Hoffnung. Sie gehe hin zu den übrigen.«

Dann aber faßt er sich und führt die Aufgabe allein weiter und zu Ende. Er vergegenwärtigt sich sein Publikum. »Eigentlich ist die Anzahl der Liebhaber der Philosophie jetzt wol sehr groß, und die Anzahl derer unter ihnen, die den Plato mit Annehmlichkeiten lesen können, im Original sehr klein. Auch kann man auf philologische Leser rechnen, welche nicht eigentlich von der Philosophie Profession machen.«

A. W. Schlegel nimmt sich seiner an: »Wollen Sie mir Ihre Übersezungen des Plato vor dem Druck mitteilen, weil doch vier Augen in den Möglichkeiten der Annäherung und den Feinheiten der Sprache mehr sehen als zwey, so will ich ihnen die größte Aufmerksamkeit widmen.« »Hüten Sie sich vor Dunkelheiten.« Und Schleiermacher tröstet sich: »Mehr Einheit wird wenigstens in das Ganze kommen, dadurch daß Friedrich abtritt.«

Sein Freund Spalding urteilt: »Im allgemeinen bin ich mit dem Ton Ihrer Übersezung sehr zufrieden, und meine Frau und mein Bruder waren es bei einigem Vorlesen auch. Ihre Grundsätze wegen Anschmiegung ans Original und Vermeidung des Prunkhaften scheinen mir die wahren, wobei ich jedoch keine Consequenz zum Nachteil des Vossischen Homer kann gelten

lassen.« Denn wie A. W. Schlegel einmal bei anderer Gelegenheit sagt: »Alles, selbst der Begriff der Treue bestimmt sich nach der Natur des Werks, womit man es zu tun hat, und nach dem Verhältnis der beiden Sprachen.«

Nun erscheint der erste Band. Es laufen Kritiken ein. Schleiermacher ist ärgerlich besonders über eine, in der es heißt, daß an manchen Stellen »Plato nicht sichtbar wäre«. Und nun kommt seine erste prinzipielle Äußerung, nach dem alles Vorhergehende doch nur unverbindliche, unzusammenhängende Einfälle und Ratschläge waren:

»Bei dem meisten, was die Sprache in der Übersezung betrifft, scheint er (der Rezensent) mir zu wenig auf das Ganze gesehen zu haben. Ich war oft auf seinen Gedanken und mußte wieder herunter, weil mir immer der ganze Platon vor Augen schwebte, den er so ganz nicht einmal kennt. Der Einfluß dieser Betrachtung erstreckt sich nicht etwa nur auf die philosophischen Kunstwörter, sondern auch auf die Konversationssprache und auf Alles. Ich will mich anheischig machen, wie ich überseze, nicht nur Alles in dem Grade von Gleichförmigkeit durchzuführen wie es im Plato selbst ist und alle Verschiedenheiten anzugeben, die bey ihm statt finden, sondern auch alle Dialogistes zu übersezen und das Eigentümliche ihrer Sphäre dabei zu beobachten.« Und in demselben Sinne über das Gastmahl: »Das Gastmahl war mir die schwierigste Aufgabe. Man macht hier gewiß mehr als anderwärts die Forderung, die Süßigkeit und Anmut des Originals in der Übersezung erreicht zu sehen, sollte das auch hie und da auf Kosten der Treue geschehn, ich aber war, was diesen lezten Punkt betrifft, an die Analogie des Ganzen gebunden. Es sind gewiß noch viele Härten und Unannehmlichkeiten in der Übersezung.«

Diese Briefstellen bedürfen keines oder eines sehr ausführlichen Kommentars. Jedenfalls ist klar, wie sehr man Abstraktionen scheute. Nur an der Hand eines bestimmten Falles wünscht, rät, warnt, fordert man und äußert sich über Grundsätze. Man hält es aber für unangebracht, sie zu begründen oder aus einem obersten Begriff des Übersetzens zu deduzieren. Man vertraut

einander, solange man weiß, daß es jedem heiliger Ernst um die Sache ist. Ja, dies ist der Generaleindruck beim Überlesen dieser Briefe: ein Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein, zu dem sich wohl noch nie Übersetzer aufgeschwungen hatten. Das war wirklich keine bloße Beschäftigung zur Erholung in Mußestunden, kein bloßes schöngeistiges Dilettieren mehr.

Was aber für die Theorie des Übersetzens aus diesen Briefen zu gewinnen ist, wird besser als hier im nächsten Kapitel bei Betrachtung von Schleiermachers spekulativen Ansichten nachgeholt.



§ 11.

Novalis, Schleiermacher, Humboldt, Goethe.

Nun schicken wir uns an, für den Stand der allgemeinen Theorie des Übersetzens in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts die Meinung von solchen Romantikern oder Zeitgenossen der Romantiker einzuholen, die eine solche allgemeine Theorie ausgebildet haben. Es sind dies Männer, die verhältnismäßig der Praxis fern genug standen, um ohne zuviel Rücksicht auf praktische Bedürfnisse das Wesen und die Beziehungen des Übersetzens nach außen zu beschauen. Wir müßten nach dem, was wir bei Hamann und bei Herder erfahren haben, und wenn wir bedenken, wieviel mehr noch als bei jenen die Ideen der Romantiker ins Vage, Unangeschaute und Unverbindliche sich verloren, mit gutem Grunde fürchten, eine gänzliche Verflüchtigung eines an sich schon zu Wortspielen, Aperçus und überraschenden Abstraktionen so verführerischen Begriffes, wie der des Übersetzens ist, zu erleben.

Allein hier macht sich der gegenwiegende Einfluß der inzwischen geleisteten Übersetzerarbeit und ihrer lebendig gegenwärtigen Produktionen, deren Gödecke nicht weniger als 718 aufzählt[1], wohltuend geltend. Den einzigen Novalis etwa ausgenommen, führen diese Theoretiker durchgehends eine verhältnismäßig klare und anschauliche Sprache, bleiben der Erde näher trotz aller Tendenz zum Abstrahieren. Und die Wirkung ist, daß es nicht zu einem enthusiastischen Jonglieren mit Worten, sondern zu einem Subsummieren vorhandener Phäno-

---

[1] VII, 580 ff.

mene unter übersichtliche Oberbegriffe und zu einer Totalanschauung des Übersetzens als zwischenmenschlicher Relation kommt, jenes mehr bei Schleiermacher und Humboldt, dieses bei Goethe.

Nehmen wir den auch zeitlich Frühesten: Novalis, und seine aufs Übersetzen bezüglichen Aphorismen voraus, die sich im Blütenstaub unter Nr. 68 finden[2].

Man ist höchst verwundert über Novalis, wenn man an seine Worte herantritt und dabei unter »Übersetzen« wesentlich an das Übersetzen aus einer Sprache in die andere denkt.

Solche Übersetzungen tut Novalis als grammatische Übersetzungen mit wenig Worten ab: »Grammatische Übersetzungen sind die Übersetzungen im gewöhnlichen Sinne. Sie erfordern sehr viel Gelehrsamkeit, — aber nur diskursive Fähigkeiten«[3].

Wichtiger sind die verändernden Übersetzungen. Sie beruhen auf der Voraussetzung, daß der Dichter ein und dieselbe Idee ebensogut hätte anders darstellen können, als er sie wirklich dargestellt hat. »Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können«[4]. Unter diesen verschiedenen Möglichkeiten der Objektivierung gibt es nun solche, die der Individualität des Übersetzers mehr gelegen sind als andere; so deute ich mir's, wenn Novalis fortfährt: »Er muß der Dichter des Dichters sein und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können«[5]. Natürlich liegt die Gefahr nahe, daß ein solcher Übersetzer allenfalls die Idee festhält, dennoch eine Gestaltung wählt, auf die der Dichter selber nie verfallen wäre, weil sie seiner Individualität nicht gemäß sein konnte. Darum streifen »solche Übersetzungen leicht in die Travestie — wie Bürgers Homer in Jamben, Popens Homer, die französischen

---

[2] 1798, dazu Athenäum I, 2, p. 78.

[3] Blütenstaub 68 (16 f.) in Novalis' Schriften. Ausgabe von Heilborn. 2. Teil 1. Hälfte 1901.

[4] Ebenda. [5] Ebenda.

Übersetzungen insgesammt«[6]. Solche Übersetzungen setzen eben völlige Einswerdung mit dem Autor voraus. Und »nur dann zeig ich, daß ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann; wenn ich ihn ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannigfach verändern kann«[7]. Ein solcher Übersetzer befindet sich dem Original und der Übersetzung gegenüber in genau demselben Verhältnis wie der Dichter selbst zu diesen beiden Objektivierungen einer vorgestellten Idee. Der Unterschied zwischen Dichter und Übersetzer ist nur ein zufälliger. »In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen«[8]. Jeder einzelne Mensch ist eine von vielen möglichen Übersetzungen eines jeden anderen. Gott ist Autor und Übersetzer zugleich, der die Idee Menschheit immer wieder verkörpert. Jeder Dichter, der neue Menschen schafft, wie sie Gott selbst geschaffen haben könnte, ist ein verändernder Übersetzer. Jeder, der das Bild des Menschen karikiert oder sonstwie entstellt, travestiert.

Drittens gibt es mythische Übersetzungen. Gleichwie ein Übersetzer von der tatsächlichen Realitätsform einer bestimmten Idee, wie sie von einem bestimmten Bewußtsein vorgestellt wird, abstrahieren und ihr neuerdings unbeschadet sowohl der Idee als auch unbeschadet der Individualität des Dichters eine neue Realitätsform verleihen kann, so kann er noch einen Schritt weiter gehen und auch noch von der Bedingtheit der Idee gerade durch diese bestimmte individuelle Bewußtheit absehen. »Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerckes dar. Sie geben uns nicht das wirckliche Kunstwerck, sondern das Ideal desselben«[9]. Aber sind solche Übersetzungen möglich? »Noch existirt, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwercken trifft man aber helle Spuren davon. Die griechische Mythologie ist

[6] Ebenda.
[7] S. 8 = Athen. I, 2, 78.
[8] Blütenstaub.
[9] Ebenda.

zum Theil eine solche Übersetzung einer Nationalreligion«[10]. Denn deren Autor ist die griechische Nation. Von ihr wird abstrahiert. »Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythus«[11].

Der unendliche unbestimmte, aber bestimmbare universale Geist strebt nach Bestimmtheit, nach Realität; er sucht und findet tausend und abertausend Wege. Übersetzen aber heißt willkürlich dieses Spiel stören und noch bunter machen; ihn nämlich auf Wege leiten und Gestalten annehmen lassen, auf die er von selbst nicht kam.

So weit Novalis. Was machen nun wir damit?

Wir können uns nicht enthalten, vor aller Nutzbarmachung in unserem Sinne, festzustellen, daß dieses sicher zu dem Herrlichsten und Tiefgründigsten gehört, was je über Übersetzen gesagt worden ist.

Dann aber fragen wir, wie Novalis wohl das Übersetzen aus einer Sprache in die andere bezeichnen würde. Denn grammatisches Übersetzen ist es doch gewiß nicht, seit Herder uns belehrt hat, daß die Sprachen nicht bloße Summen verschiedener grammatischer Regeln sind, sondern verschiedene Realisierungen einer Ursprache, deren Schöpfer ein Geist ist, und daß alles Reden in irgendeiner Sprache, wie Hamann sagte, Übersetzen ist aus einer Engelsprache in eine Menschensprache. Es ist auch nicht nur veränderndes Übersetzen, da es feststeht, daß der Autor selbst, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nie und nimmer darauf verfallen wäre, wenn er schon eine andere ihm adäquate Ausgestaltung seiner Vorstellung einer bestimmten Idee wählen wollte, eine andere Sprache zu wählen. Nein, wir müssen von ihm und müssen weiter von seiner ganzen Nation, von der er ja selbst wieder nur eine Bestimmtheit ist, abstrahieren, und müssen um so näher auf den Genius der Menschheit zurückgehen, je fremder die Sprache des Übersetzers der Sprache des Dichters selbst ist, wollen wir die Idee, die dieser gestaltet, unverändert in unserer eigenen Sprache

---

[10] Blütenstaub. [11] Ebenda.

neugestalten. Es ist also auch kein mythologisches Übersetzen, denn die jeweilige Idee wird ja nicht nur von ihrer tatsächlichen Bestimmtheit erlöst, sondern es wird ihr eine neue Bestimmtheit gegeben. Jetzt wird uns vieles klar. Dieses Übersetzen ist nur möglich, wenn die betreffende Idee den betreffenden beiden Nationen und also ihren Sprachen gemeinsam ist. Dann ist es aber überhaupt das einzig mögliche Übersetzen zwischen zwei Sprachen. Denn alles andere Übersetzen will Ideen umformen, die nur für Autoren gerade dieser Sprache existierten und in eine andere Sprache nicht übersetzt, sondern nur travestiert werden können. Nun ist aber jenes einzig mögliche Übersetzen in vielen Fällen unnötig, da nämlich, wo die Idee den Weg außer in die fremde auch schon in die eigene Sprache fand, da sie es ja konnte. Darum war ja das Übersetzen, wie es die Aufklärung liebte, nur ein Surrogat, solange die betreffenden Ideen in der eigenen Sprache noch nicht objektiviert waren. Seit Herder hatte das Interesse gewechselt: Jetzt wollte man Ideen übersetzen, die nie und nimmer den Weg in die eigene Sprache hätten finden können, weil sie erst mit und in der fremden Sprache entstanden waren. Dieses Übersetzen aber konnte nie so gelingen wie jenes, mußte Stückwerk bleiben. Wir brechen hier ab, weil wir diesen Diskurs mit Schleiermachers Hilfe fortführen werden.

Hier erinnern wir uns des weiteren, daß wir schon einmal auf Novalis angespielt haben, als von Verschönern die Rede war. Vielleicht nämlich hätte Novalis diese Manipulation in sein System aufgenommen. Die Tytler u. a. kannten ja zweierlei Verschönern, ein fälschendes, das sie verwarfen, und ein im gewissen Sinne berichtigendes, das sie guthießen.

Berichtigend war dieses ja insofern, als diese Verschönerer versprachen, nur im Sinne des Autors selbst zu verbessern da, wo er die Mangelhaftigkeit der Diktion selbst zugegeben hätte. Das war denn also, nach der Terminologie von Novalis, ein veränderndes Übersetzen, ein Abstrahieren von der zufälligen Form, aber beileibe kein Travestieren. Aber selbst dann, wenn man verschönerte, so daß man nie die Zustimmung des Autors

bekommen hätte, dann konnte man sein Übersetzen mit Berufung auf Novalis mythologisch nennen. Denn man erlöste die Idee aus der Enge eines bestimmten Bewußtseins und versuchte ihr ungetrübtes Bild wiederherzustellen. Hätten nicht Eigensinn und Eitelkeit bei diesen Übersetzern das Verfahren des Verschönerns, des Idealisierens verdächtigt, so hätte es recht gut als eine gleichberechtigte Manier neben der anderen nicht auf Wiedergabe der Ideen, sondern auf Porträtieren der Träger dieser Ideen gerichteten anerkannt werden können.

Aus einem anderen, aber nicht minder aussichtsreichen Gesichtspunkt sucht Schleiermacher ein Totalbild des Übersetzens zu geben.

Seine Abhandlung »Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens« ist auf deutschem Boden das Umfangreichste, überhaupt aber das Vorzüglichste, was bis auf den heutigen Tag diesen Gegenstand betrifft.

Tytler hatte sein Essay einer Royal Academy vorgetragen. Schleiermacher hatte seine Abhandlung in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 24. Januar 1813 vorgelesen [12].

Wir beginnen mit einem Exkurs, den Schleiermacher mit seiner Überschrift zu verantworten hat. »Verschiedene Methoden«, so hatte man früher nicht gesagt. Venzky hatte das Bild eines »geschickten Übersetzers« entworfen, und immer suchte man die beste und einzig richtige Art des Übersetzens auf. Ich erinnere an Maaß, Campbell, Tytler. Wenn man wirklich mehrere Methoden aufzählte, so galt es, die anderen als verfehlt hinzustellen, und doch kamen schon früh Unterscheidungen in Gang, die auf der Einsicht beruhten, daß man sich und sein Publikum doch in verschiedene Verhältnisse zu einem fremden Autor bringen könne.

Sie entstehen meist so: die allgemein gültigen Regeln für alles Übersetzen werden immer präziser und strenger. Indem

[12] Friedrich Schleiermachers sämtliche Werke. Dritte Abtheilung, Zur Philosophie, Zweiter Band. Berlin 1838, S. 207 ff.

man aber entdeckt, daß auch Übersetzungen, die gegen diese Regeln verstoßen, nicht ohne Wert, noch ohne besonderen Reiz sind, bequemt man sich, zuzugeben, daß jene verschärften Regeln, sollen sie nicht wieder abgeschwächt werden, auf gewisse Arten des Übersetzens einzuschränken seien.

So spaltete sich aus den Kontroversen zwischen Götz und Gleim[18] schon seit dem Jahre 1766 der Begriff des »Nachbildens« (Nachdichtens, Nachahmens) als einer anderen gleichberechtigten Manier, mit einem Autor zu verfahren, ab.

So unterschied Batteux 1753 zwischen Übersetzungen qui tiennent lieu, und solchen, die von vornherein nichts weiter wollen, als aider à en comprendre le sens (z. B. prosaische Paraphrasen der Dichter).

Ebenso wurden Übersetzungen wissenschaftlicher Bücher von der neuen Forderung des Charakterbewahrens und der beauté zugunsten der älteren der Sachrichtigkeit losgesprochen.

Schleiermachers Unterscheidungen haben dagegen mit solchen praktischen Erwägungen von Gesetzgebern nichts zu tun. Er beherrscht seinen Gegenstand und teilt rein nach logischen, aus der Natur der Sache fließenden Prinzipien ein

Alles Reden hat entweder den Zweck, das Bewußtsein des Angeredeten oder sein Gemüt zu beeinflussen, ihm entweder eine Tatsache oder einen Eindruck mitzuteilen, jenes ist z. B. die Aufgabe der Wissenschaft, dieses die der Kunst. Alles Mitteilen heißt aber nur Aufmerksammachen, Unbewußtes bewußt, Unempfundenes empfunden machen. Es setzt also bei dem Angeredeten Verständnisfähigkeit und Empfänglichkeit voraus. Ohne Verstehen kein Mitteilen. Verstehen kann ich aber nur, was der Struktur meines Bewußtseins entspricht, aber auch dieses nur dann, wenn es in einer Ausdrucksform mitgeteilt wird, deren Bedeutung mir gewohnt ist. Nun gibt es aber verschiedene Mitteilungsformen auf der Erde, verschiedene Sprachen. Früher glaubte man, das wäre der ein-

---

[18] Briefwechsel zwischen Gleim und Uz (Bibl. d. lit. Vereins zu Stuttg. 1899). Briefe von und an Johann Nikolaus Götz, hgg. Schüddekopf 1893.

zige Grund, warum sich Angehörige verschiedener Völker nicht verständen, und die Übersetzer glaubten, wenn sie nur die Mitteilungsformen vertauschten, alle Schwierigkeiten der Verständigung beseitigt zu haben. Allein die Zahl der Fälle ist begrenzt, wo ein solches Übersetzen — Novalis würde es grammatisch nennen, Schleiermacher nennt es Dolmetschen[14] — totale Verständigung bewirkt. Es handelt sich entweder um Fälle, wo der Gegenstand der Mitteilung eine Idee ist, die beiden Völkern geläufig ist, oder aber ein konkretes Ding oder Tatsache, die vor Augen liegt und, selbst wenn sie ungenau ausgedrückt wird, sofort begriffen wird. Auch der Dolmetscher findet oft nicht gleich das richtige Wort in der anderen Sprache, er muß oft ganze Wortkomplexe austauschen. Tut er das aber, so erreicht er auf jeden Fall vollständige Übereinstimmung. Diese Unterschiede der Sprachen sind nur äußerlicher Natur. Darüber hinaus jedoch gibt es andere »Inkommensurabilitäten«[15] der Sprachen: So wie nicht jedes Einzelbewußtsein jede überhaupt mögliche und bei anderen vorhandene Idee begreifen, also auch nicht ausdrücken kann, so wenig ist eine Sprache fähig, auszudrücken, was dem Volke, das sie spricht, nicht etwa nur zufällig unbekannt, sondern innerlich fremd ist.

Nun ist aber, wie dem Menschen, so einem Volke die Neugierde auf Unbekanntes und auch auf ihm innerlich Fremdes eingeboren. Es mag nicht leiden, daß es etwas gibt, was es nicht kennt oder versteht. Diejenigen, die fremde Sprachen können, lesen fremde Bücher und lernen nicht nur Unbekanntes kennen, sondern auch Fremdes verstehen. Wenn sie das nun aber in ihrer Muttersprache andern mitteilen wollen, so gelingt es ihnen nur mit dem Unbekannten, nicht mit dem Fremden. Denn wie man vieles sich vorstellt, was man doch nicht ausdrücken kann, so ist auch gegen die Vorstellungen fremder Völker die eigene Sprache spröder als das eigene Vorstellungsvermögen.

Hier aber setzen die eigentlichen Schwierigkeiten ein, und

[14] S. 209 ff. [15] So auch A. W. Schlegel, Ind. Bibl. 2, 257.

hier erst ist die Grenze, wo sich das Übersetzen über das Dolmetschen erhebt. Wie kann denn aber das Übersetzen überhaupt die Vollkommenheit erreichen, wie sie das Dolmetschen besitzt? »Erscheint nicht das Übersezen, so betrachtet, als ein thörichtes Unternehmen?«

Daher hat man in der Verzweiflung, dieses Ziel zu erreichen, zwei andere Arten erfunden: die Paraphrase und die Nachbildung.

»Die Paraphrase will die Irrationalität der Sprachen bezwingen, aber nur auf mechanische Weise. Sie meint, finde ich auch nicht ein Wort in meiner Sprache, welches jenem in der Ursprache völlig entspricht, so will ich doch dessen Werth durch Hinzufügung beschränkender und erweiternder Bestimmungen möglichst zu erreichen suchen. — Sie kann auf diese Weise den Inhalt vielleicht mit einer beschränkten Genauigkeit wiedergeben, aber auf den Eindrukk leistet sie gänzlich Verzicht . . .«

»Die Nachbildung dagegen beugt sich unter der Irrationalität der Sprachen; sie gesteht, es bleibe bei der Verschiedenheit der Sprachen, mit welcher so viele andere Verschiedenheiten wesentlich zusammenhängen, nichts anderes übrig, als ein Nachbild auszuarbeiten, ein Ganzes, aus merklich von den Theilen des Urbilds verschiedenen Theilen zusammengesetzt, welches dennoch für seine Leser soviel möglich dasselbe ist, was das Urbild seinen ursprünglichen Lesern leistete; indem die Einerleiheit des Eindrucks gerettet werden soll, verzichtet man überhaupt darauf, den Schriftsteller und den Leser des Nachbildes zusammenzubringen.

Die Paraphrase wird mehr angewendet auf dem Gebiete der Wissenschaften, die Nachbildung mehr auf dem der schönen Kunst.

Beide Verfahrungsarten aber können demjenigen nicht genügen, welcher, von dem Werth eines fremden Meisterwerks durchdrungen, den Wirkungskreis desselben über seine Sprachgenossen verbreiten will«[16].

---

16 S. 215 f.

Wie soll er's machen? Hier schildert Schleiermacher nun zwei Methoden, deren eine von der Nachbildung nicht so verschieden ist wie die andere von Nachbildung wie von Paraphrase.

Jene Methode will unsere Übersetzer so reden lassen, wie der fremde Schriftsteller selbst in unserer Sprache seine Sache vorgetragen hätte.

»Soviel sehen wir gleich, daß die Sprache des Übersezens von dieser Methode nicht das mindeste zu befürchten hat. Seine erste Regel muß sein, dieselbe Reinigkeit und Vollendung der Sprache zu beobachten, derselben Leichtigkeit und Natürlichkeit des Stils nachzustreben, die seinem Schriftsteller in der Ursprache nachzurühmen ist.

Aber, ob dies geschehen könnte, indem er ihn dieselbigen Sachen sagen läßt, das ist eine andere und nicht leicht zu bejahende Frage.

Wer überzeugt ist, daß wesentlich und innerlich Gedanke und Ausdrukk ganz dasselbe sind, kann der einen Menschen von seiner angeborenen Sprache trennen wollen, und meinen, es könne ein Mensch, oder auch nur eine Gedankenreihe eines Menschen, ein und dieselbe werden in zwei Sprachen? oder wenn sie denn auch auf gewisse Weise verschieden ist, kann er sich anmaaßen die Rede bis in ihr innerstes aufzulösen, den Antheil der Sprache daran auszuscheiden, und durch einen neuen gleichsam chemischen Prozeß sich das innerste derselben verbinden zu lassen mit dem Wesen und der Kraft einer andern Sprache (also mythologisch zu übersetzen)? Denn offenbar müßte man, um diese Aufgabe zu lösen, alles, was an dem schriftlichen Werk eines Mannes auch auf die entfernteste Weise Einwirkung irgend dessen ist, was er von Kindheit an in seiner Muttersprache geredet hat und gehört, rein ausscheiden, und nun gleichsam der nakkten eigenthümlichen in ihrer Richtung auf einen gewissen Gegenstand begriffenen Denkweise desselben zuführen alles dasjenige, was Einwirkung gewesen sein würde alles dessen was er vom Anfang seines Lebens oder von seiner ersten Bekanntschaft mit

der fremden Sprache an in ihr geredet und gehört hätte, bis er zu der Fertigkeit gekommen wäre in ihr ursprünglich zu denken und niederzuschreiben? Dies wird nicht eher möglich sein, als bis es gelungen ist durch einen künstlichen chemischen Prozeß organische Produkte zusammenzusezen« [17].

Diese Methode ist also unmöglich. Sie ist außerdem zwecklos, »denn wer die bildende Kraft der Sprache, wie sie eins ist mit der Eigenthümlichkeit des Volkes, anerkennt, der muß auch gestehen, daß jeder nur in seiner Muttersprache ursprünglich produziere, und man also gar die Frage nicht aufwerfen kann, wie er seine Werke in einer andern Sprache würde geschrieben haben« [18].

Hiergegen beweisen zwei Fälle nichts: Erstens, daß namentlich früher recht oft in einer anderen Sprache, als der eigenen Muttersprache, besonders im Lateinischen philosophiert und gedichtet worden ist. Denn dieses war damals die eigentliche Muttersprache.

Zweitens beweist nichts das Parlieren der Welt- und Hofleute. Denn ihre »Marktgespräche« sind international, verraten nichts Nationelleigentümliches und bedürfen des Dolmetschers, nicht des Übersetzers.

Wenigstens hat diese Methode »mit der Noth nichts zu schaffen, vielmehr ist sie das Werk der Lüsternheit und des Übermuths. Die fremden Sprachen könnten so weit verbreitet sein als nur irgend möglich; und es bliebe doch ein merkwürdiges Unternehmen, wenn jemand verspräche uns ein Werk des Cicero oder Platon so darzustellen, wie diese Männer selbst es unmittelbar deutsch jezt würden geschrieben haben. Und wenn einer uns so weit brächte, dieses nicht nur in der eignen Muttersprache zu thun, sondern gar noch in einer andern fremden, der wäre uns dann offenbar der größte Meister in der schwierigen und fast unmöglichen Kunst die Geister der Sprachen in einander aufzulösen. Nun sieht man, dies würde streng genommen kein Übersezen sein, und der Zwekk wäre

---

[17] S. 231 f. [18] S. 233 f.

auch nicht der möglichst genaue Genuß der Werke selbst; sondern es würde immer mehr eine Nachbildung werden, und recht genießen könnte ein solches Kunstwerk oder Kunststükk nur der, der jene Schriftsteller schon sonsther unmittelbar kante: Man erklärt sich auch, daß gewiß nur ausgezeichnete Meister, die sich wunderbares zutrauen dürfen, nach dieser Methode arbeiten können; und mit Recht nur solche, die ihre eigentlichen Pflichten gegen die Welt schon erfüllt haben, und sich deshalb eher einem reizenden und etwas gefährlichen Spiel überlassen können. Man begreift aber auch, daß diese Meister meinen, sie selbst trieben eigentlich nur allein die schöne und freie Kunst, und mitleidig herabsehen auf die Übersezer der andern Methode, die ihnen weit näher den Dolmetschern zu stehen erscheinen, indem sie auch dem Bedürfniß, wenn gleich einem etwas höhern, dienen« [19].

Man merkt schon jetzt, daß Schleiermacher diese Übersetzer mehr bewundert als billigt?

Wir haben ein Recht, neugierig zu sein, was das für eine andere Methode ist, die er meint, und der er offenbar mehr zugetan ist.

Aber sollten wir sie nicht etwa schon kennen. Schleiermacher hat ja selbst übersetzt. Welche Methode hat er denn in seiner Plato-Übersetzung befolgt?

Es genügt dazu nicht, daß man die Übersetzung selbst untersucht. Man würde urteilen: Er hat, unbekümmert um gutes flüssiges Deutsch, den Wortlaut möglichst präzis wiedergeben wollen, um durch seine Übersetzung der Auslegerwelt seine Auffassung einzelner umstrittener Stellen wie überhaupt des ganzen Plato kundzugeben und womöglich aufzunötigen. Die vielen Anmerkungen reden von nichts anderem als der Interpretation des griechischen Textes, und er selbst rühmte nur, zum ersten Male die rechte chronologische Folge der einzelnen Stücke gefunden und jedes einzelne Gespräch aus dem ganzen Zusammenhang von Platos Schaffen verstanden zu haben.

---

[19] S. 241 f.

Wir sehen, wie nötig es ist, Zeitgenossen über ihre Meinung vom Übersetzer und seiner Art, zu übersetzen, zu verhören, wenn wir Boeckhs Rezension in den Heidelberger Jahrbüchern zur Hand nehmen.

Boeckh hält es für seine Pflicht, Schleiermachers Übersetzung vor ganz anderen Angriffen in Schutz zu nehmen. Die Zeitgenossen erwarteten wohl ein Meisterwerk deutscher Redekunst, eine Nachbildung Platos in deutscher Sprache.

»In der That ein würdiges Unternehmen, spottet Boeckh, Schleiermachers Argumente von 1813 vorwegnehmend, des Schriftstellers Geist vom Geiste der Nation, wie mit einem Hiebe zu trennen, ihn aus der Mitte des Volkes, unter welchem er aufgewachsen, und gleichsam von der Brust der Mutter, an welcher er noch ernährt wird, ungefährdet loszureißen! Als ob die inneren Formen der Menschheit, die unwandelbaren Typen, leichter umgetauscht, als dem Herakles die Keule entwunden, und der hohe Bund von Gedanke und Wort so ungestraft gebrochen, oder nicht vielmehr, während du dem Schriftsteller die äußere Gestalt auszögest, die feine innere Haut, wodurch die Idee mit jener verwachsen ist, samt der Idee zerfleischt würde: denn überaus zart ist die Hülle der genialen Darstellung, wo der Geist, um mit Schiller zu reden, wie entblößet erscheint, das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt. Käme ein Hellene jetzt, noch der alte, auch in der alten Sprache würde er dann reden; wo nicht, so würde auch seine Anschauungsweise verwandelt seyn. Ja hätte man auch den antiken Inhalt gänzlich in neuer Sprache gefangen genommen, so hätte man uns aus der vorigen Freyheit und Übereinstimmung des plastischen Gebildes nur das Gefühl der schreyendsten Disharmonie bereitet, und der gefesselte Gedanke müßte uns in einem fruchtlosen Bestreben der Entbindung widerlich begriffen erscheinen.

Wer in treuer Nachbildung (das ist nicht die Nachbildung im Schleiermacherschen Sinne!), ohne daß das innere Wesen unserer Sprache zerstört seye, den Platon nicht genießen kann,

wodurch könnte der überhaupt sein Recht dazu begründen? Ist es doch seine Schuld, daß er so eingeschränkt ist; unsere Sprache ist unumschränkt, dieses sollen wir an der gesunkenen Nation um so mehr erkennen. Darum freundlichen Gruß dem Platon, der mit Hellenischem Gewand noch ehrwürdig angethan, unter uns tritt!«

Also so liegen die Dinge: Die deutsche Sprache, so wie sie »gut« deutsch, dem Sprachgebrauch gemäß ist, vermag ohne weiteres nur solche Ideen auszudrücken, die in das speziell deutsche Begriffssystem passen; der deutsche Geist indessen ist geschmeidig und geschickt, sich auch fremde Ideen anzueignen.

Soll er nun ein Sklave des Sprachgebrauchs sein und von diesen Ideen, ob er sie gleich in ihrer ganzen Bedeutung, in ihrem vollen Umfange versteht, anderen, die sie auch verstehen würden, wenn sie Griechisch könnten oder um welche Sprache es sich handelt, nur so viel mitteilen, als dem eigenwilligen Sprachgebrauch beliebt. Gerade das würde er unterschlagen müssen, was neu, was original wäre, gerade das, dessentwegen ihn die Mitteilung, die Übersetzung reizen kann. Sollte er sich mit Nachbildungen oder gar Paraphrasen begnügen?

Schleiermacher fordert, man müsse sagen können: Hätte der Autor ebensogut Deutsch gelernt wie der Übersetzer etwa Römisch, so würde er sein ursprünglich römisch abgefaßtes Werk nicht anders übersetzt haben, als der Übersetzer wirklich getan[20].

Hierbei erinnern wir uns an die Worte d'Alemberts, die den Anfang dessen bedeuten, was wir Übersetzersprache nennen. Man müsse an dem Deutsch der Übersetzung, hatte dann Hottinger gesagt, erkennen, in welcher Sprache das Original geschrieben sei.

In der Forderung einer Übersetzersprache sind zweierlei Wünsche enthalten. Der eine Wunsch ist der einer gewissen

---

[20] S. 219.

Aufrichtigkeit. Wenn alle Welt verlangte, man solle, indem man übersetze, ein Originalwerk vortäuschen, so fanden das die Anwälte einer Übersetzersprache ebenso unreif, wie daß man einst Appeles lobte, daß er mit seinen Gemälden Wirklichkeit vortäuschte. Der wahre Vorgang soll nicht verheimlicht werden. Eine Kopie hat außer den Eigenschaften des Originals, das sie nachbildet, noch die eine Eigenschaft mehr: Kopie zu sein, und eine Übersetzung hat außer den Zügen des Urtextes auch noch die besonderen Züge einer Übersetzung aufzuweisen: wie Echo soll sie klingen[21]. »Wie ein verschleiertes Bild aussehen«, »das Original durchschimmern lassen«, »eine gewisse Farbe der Fremdheit tragen«.

»Es ist eine selten gehörig verstandene Forderung, welche an den Übersetzer gemacht wird, daß sich seine Übersetzung wie ein Original solle lesen lassen. Umgekehrt könne man sagen, muß eine jede Übersetzung die Fremdartigkeit des Originals durchschimmern lassen, und es ist durchaus kein Mangel, sondern eine Vortrefflichkeit, wenn uns bei Schlegels spanischem Theater spanisch, bei seinem Shakespeare englisch, bei Vossens Homer griechisch zu mute wird.«

Ein anderer wünscht ganz allgemein, daß die Sprache einer Übersetzung unseren Ohren fremd oder, handelt es sich um die Wiederbelebung eines längst entschwundenen Schriftstellers, archaisch klinge. Er tritt ein für die Idee, die Griechen in die Sprache Luthers zu übersetzen und gibt Proben aus Langes Herodot-Übersetzung, die diese Idee verwirklicht, woraus hier ein Beispiel stehe:

»Die Perser aber eroberten Sardes, und nahmen den Krösos lebendig gefangen, nachdem er König gewesen 14 Jahr, und war belagert worden 14 Tage, und hatte sein großes Reich zerstöret, gleich wie ihm der Götter Spruch geweissaget. Und die Perser griffen ihn und führten ihn vor den Kyros. Derselbige ließ einen Scheiterhaufen aufthürmen und den Krösos darauf setzen in Ketten, und zweimal sieben Knaben mit ihm . . .

---

[21] Cf. Musen 1814, S. 107.

Und Krösos, da er auf dem Scheiterhaufen stand, gedachte, obwohl er so unglücklich war, jener Worte Solons, der ihm wie aus göttlicher Eingebung gesagt, kein Mensch sei glücklich, dieweil er noch lebe. Und als er daran gedachte, siehe da kam er zu sich und seufzte nach langer Todesstille und rief dreimal: Solon!« u. s. w. [22]

Auch Schleiermacher hält schon dieses für eine wichtige Bestimmung der Übersetzersprache, daß sie überhaupt fremd klingt oder doch wenigstens anders als das deutsche Deutsch; denn allerdings hofft er, daß man das fremde Deutsch allmählich ebenso gewohnt würde und so natürlich fände wie das deutsche Deutsch [23].

Er will ja als Übersetzer »seinen Lesern nur dasselbe Verständniß eröffnen und denselben Genuß, dessen er sich erfreut, dem nämlich die Spuren der Mühe aufgedrükkt sind und das Gefühl des Fremden beigemischt bleibt« [24].

Allein für Schleiermacher hat die Übersetzersprache mehr zu leisten als bloß allgemeine Fremdheit erreichen.

»Der Zwekk ist ja offenbar damit nicht erreicht, daß ein überhaupt fremder Geist den Leser anweht; sondern wenn er eine Ahndung bekommen soll, sei es auch nur eine entfernte, von der Ursprache und von dem was das Werk dieser verdankt, und ihm so einigermaßen ersetzt werden soll, daß er sie nicht versteht, so muß er nicht nur die ganz unbestimmte Empfindung bekommen, daß was er liest nicht ganz einheimisch klingt; sondern es muß ihm nach etwas bestimmtem anderm klingen; darum aber hat diese Art zu übersezen gar keinen Werth, wenn sie in einer Sprache nur einzeln und zufällig betrieben wird. Der Leser muß Vergleichungen in Masse anstellen können. Hat er einiges gelesen, wovon er weiß, daß es aus anderen neuen und anderes aus alten Sprachen übersezt ist, und es ist in diesem Sinn übersezt: so wird sich ihm

---

[22] Musen 1814, Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa (Veranlaßt durch Langes Übersetzung des Herodot. Berlin 1812 bis 1813) S. 117 f.

[23] Schleiermacher S. 223. [24] S. 215.

wol ein Gehör anbilden, um das alte und das neuere zu unterscheiden. Aber weit mehr muß er schon gelesen haben, wenn er hellenischen von römischem Ursprung, oder italiänischen von spanischem unterscheiden soll. Und doch ist auch dieses noch kaum der höchste Zwekk; sondern der Leser der Übersezung wird dem besseren Leser das Werk in der Ursprache erst dann gleich kommen, wenn er neben dem Geist der Sprache auch den eigenthümlichen Geist des Verfassers (dem zu liebe die Allg. Dt. Bibl. jenen eliminiert haben wollte) in dem Werk zu ahnden und allmählich bestimmt aufzufassen vermag« [25].

Was hätten hierzu wohl, hätten sie nur in jener Akademiesitzung anwesend sein können, die Übersetzer von einst, die Harsdörffer und die Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und ihr Lieblingsschüler Ebert gesagt!

Die waren schon sehr zufrieden gewesen, wenn sie ihr deutsches Deutsch leidlich schreiben konnten, und nun predigte Schleiermacher ein griechisches, ein römisches, ein italienisches, ein spanisches und so viele andere Deutsch, als es fremde Sprachen gab!

Einst war man stolz gewesen, als man entdeckte, daß die deutsche Sprache von Natur begabter ist als andere, oder daß sie der griechischen oder der lateinischen verwandter ist als andere moderne Sprachen, daß sie also die Übersetzersprache κατ' ἐξοχήν werden könnte, wenn man sie nur besser pflegen wollte.

Das war sie geworden, denn das hatte man getan: sie gepflegt. Soweit war man und schnell schritt man weiter.

Schleiermacher hatte sich seine Abhandlung nur als Einleitung zu etwas Größerem gedacht: nämlich für jede der beiden Methoden, mit Bezugnahme auf die verschiedenen Gattungen der Rede, eine Anweisung zu entwerfen und die ausgezeichnetsten Versuche, welche nach beiden Ansichten gemacht worden sind, zu vergleichen, zu beurteilen und dadurch die Sache noch mehr zu erläutern. Beides wollte er anderen oder

---

[25] S. 229.

wenigstens einer anderen Gelegenheit überlassen[26]. Es ist nie dazu gekommen. Das konnte im Ernst keinem Deutschen zugemutet werden.

Jener aber, der Herodot auf gut Lutherisch übersetzt haben wollte, bedauerte, überall seien Theorien bei uns an der Tagesordnung, aber noch ist keine von festen Grundsätzen ausgehende, folgegleich und vollständig durchgeführte Theorie der Übersetzungen erschienen; nur Fragmente hat man aufgestellt: und doch, so gewiß es eine Altertumswissenschaft gibt, so gewiß muß es auch eine Übersetzungswissenschaft geben[27].

Dieses aber hätte er zugestehen müssen: Jene festen Grundsätze herauszuarbeiten, das Fundament dieser Übersetzungswissenschaft zu legen, da war man tüchtig dabei. Sprachwissenschaft hieß die Disziplin, die der Vorhof sein mußte zu dieser Übersetzungswissenschaft, und ihr erster Vertreter von Profession war Wilhelm von Humboldt.

Nicht der überhaupt erste. Unter seinen Vorläufern sind Namen wie Leibniz, Michaelis, Heyne, Baader[28], Herder u. a. zu nennen. Der Gedanke, der diese Männer belebte, war vor allem der eine des engen Konnexes zwischen Verstand und Sprache. Leibniz hatte zunächst nur eine allgemeine Parallelität konstatiert, wenn er sagte: »Es ist bekandt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes und daß die Völker, die den Verstand hoch schwingen, auch ihre Sprache wohl ausüben«, und darum den Deutschen, daß sie für eine verständige Nation geachtet würden, Pflege der Sprache angeraten[29]. Spätere hatten dann einen wirklichen Kausalnexus angenommen, zunächst in der Form eines Einflusses des Verstandes auf die Sprache, den man auch aus Leibniz' Worten herauslesen kann.

Michaelis hatte in der Preisschrift von 1759 »De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions« auch

---

[26] S. 220. [27] Musen 1814, S. 104.

[28] Baader, Über den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf diese ihre Erzeugung und Gestaltung, 1823. [29] Leibniz a. a. O. § 1.

die umgekehrte Wirkung behauptet, und seitdem schwelgte man in dem Gedanken ständiger Wechselwirkung von Verstand und Sprache.

Leibniz hatte es schon an Einzelfällen wahrgenommen. »Kenntnis der Kunstworte führt zu neuen Erfindungen.« Hottinger hatte eingeschränkt, »wenigstens bei der nächsten Generation« wirke die Sprache auf den Verstand, jetzt konnte man der Gleichsetzungen nicht genug bekommen, und hierein einige Ordnung gebracht zu haben, ist Humboldts Verdienst.

Schleiermacher hatte diese Wechselwirkung mit folgenden Worten geschildert:

»Überall, wo die Rede nicht ganz durch vor Augen liegende Gegenstände oder äußere Thatsachen gebunden ist, welche sie nur aussprechen soll, wo also der redende mehr oder minder selbsthätig denkt, also sich aussprechen will, steht der redende in einem zwiefachen Verhältniß zur Sprache, und seine Rede wird schon nur richtig verstanden, in wiefern dieses Verhältniß richtig aufgefaßt wird. Jeder Mensch ist auf der einen Seite in der Gewalt der Sprache, die er redet; er und sein ganzes Denken ist ein Erzeugnis derselben. Er kann nichts mit völliger Bestimmtheit denken, was außerhalb der Grenze derselben liegt; die Gestalt seiner Begriffe, die Art und die Grenzen ihrer Verknüpfbarkeit ist ihm vorgezeichnet durch die Sprache, in der er geboren und erzogen ist; Verstand und Fantasie sind durch sie gebunden. Auf der andern Seite aber bildet jeder freidenkende geistig selbstthätige Mensch auch seinerseits die Sprache. Denn wie anders als durch diese Einwirkungen wäre sie geworden und gewachsen von ihrem ersten rohen Zustande zu der vollkommneren Ausbildung in Wissenschaft und Kunst? In diesem Sinne also ist es die lebendige Kraft des einzelnen, welche in dem bildsamen Stoff der Sprache neue Formen hervorbringt, ursprünglich nur für den augenblikklichen Zwekk ein vorübergehendes Bewußtsein mitzutheilen, von denen aber bald mehr bald minder in der Sprache zurükkbleibt und von andern aufgenommen weiter bildend um sich greift«[30].

---

[30] S. 213 f.

Dieses beiderlei zu beweisen, war Humboldt infolge seiner ausgedehnten Kentnisse fremder, auch der entlegensten Sprachen fähiger als ein anderer.

Sein Aufsatz »Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung«[31] zielt auf Beweis des Satzes ab: Nur formal durchgebildete Sprache bringt eine formale Bildung bei einem Volke hervor.

»Man muß die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der innern Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß zurückgehen«[32]. Wiederum ist die Sprache wie ein Gesicht »ein geistiger Anhauch eines nationell individuellen Lebens«[33]. »Es wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist«[34]. Doch ob auch jeder Mensch im Grunde »seine eigene Sprache hat«[35], so ist es doch »immer die Sprache, in welcher jeder einzelne fühlt, daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist«[36]. »Sie bindet die Individuen an die Urkraft und versenkt diese in die Wirklichkeit«[37]. Darum, ob auch »jedes Verstehen zugleich ein Nicht-Verstehen ist«[38], wird »die Urverwandtschaft aller Menschen dadurch bewiesen, daß Verständigung möglich ist«[39]. »Die Sprache ist die Kette, welche die Gedanken und größtentheils auch die Empfindungen der Nationen Jahrtausende hindurch aneinander knüpft«[40], und »von dieser Seite gewinnt die Verschiedenheit der Sprache eine welthistorische Ansicht«[41].

---

[31] Wilhelm von Humboldts Werke, hgg. von Albert Leitzmann IV, S. 285 ff., 1821. [32] 9, 44. [33] 9, 48.

[34] 5, 389, Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus (1824—1826).

[35] 5, 396 ebenda. [36] 5, 390. [37] Bei Steinthal.

[38] 5, 396. [39] Bei Steinthal.

[40] 4, 427, Über den Nationalcharakter der Sprachen 1822.

[41] Ebenda.

Diese Zitate mögen genügen, um zunächst zu erklären, für wie wichtig Humboldt das Erlernen fremder Sprachen halten mußte.

Es ist ein Befreien aus der zufälligen Beschränkung des eigenen Verstandes durch die überkommene Sprache. »Jede neue Sprache ist eine neue Weltansicht«[42]. »Die Erlernung einer fremden Sprache, auf die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält«[43], und es käme darauf an, genauer zu prüfen, »in welcher Art die Charakterverschiedenheit der Sprachen erweiternd und erhebend auf die Erkenntnis und Empfindung einzuwirken vermag«[44].

Zweierlei folgt hieraus für das Verhältnis Humboldts zum Übersetzen. Erstens, daß er, der als erster wissenschaftlich verfuhr, dieser praktischen Methode der Sprachvergleichung, die das Übersetzen für Herder gewesen war, entraten konnte. Hatte er es doch gar mit Sprachen zu tun, aus denen sich schlechterdings nicht im großen übersetzen ließ.

Freilich »gibt es noch immer nur zu viele, welche den Wert der Beschäftigung mit einer Sprache nur nach dem Wert ihrer Literatur abmessen, das Studium solcher, welche gar keine besitzen, nur für Befriedigung müßiger wissenschaftlicher Neugier ansehen«[45]. Aber »dies sie nicht als Mittel zum Verstehen, sondern als Zweck an sich, als Werkzeug des Denkens und Empfindens einer Nation, anzusehen, ist die Grundlage alles eigentlichen Sprachstudiums«[46] und »die Ergründung des Zusammenhangs der Sprache mit der Bildung der Nation seine letzte Frucht«[47].

Zweitens aber, daß ihm bei solchen Einblicken in den Unterschied der Sprachen Übersetzen so schwierig, so unmöglich erscheinen mußte, als nur irgendeinem der andern.

---

[42] 4, 426. [43] 5, 388. [44] 4, 431.

[45] 4, 430. [46] Ebenda.

[47] 5, 7, Inwiefern läßt sich der ehemalige Kulturzustand der eingeborenen Völker Amerikas aus den Überresten ihrer Sprachen beurtheilen? 1823.

Im Vorwort zu seiner Übersetzung des Agamemnon sagt er u. a.:

»Ein solches Gedicht ist, seiner eigentümlichen Natur nach, und in einem noch viel andern Sinn, als es sich überhaupt von allen Werken großer Originalität sagen läßt, unübersetzbar. Man hat schon öfter bemerkt, und die Untersuchung sowohl, als die Erfahrung bestätigen es, daß, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloße körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andern Sprache gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymien ... Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen ... ist noch nie versucht worden ... Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, daß ja der Begriff ohne dasselbe nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heiteren Himmel entstehen ...«[48]

Über die Art des Übersetzens denkt er wie Schleiermacher.

»Soll das Übersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue (dieses würde auch Novalis für den praktisch sichersten Weg erklärt haben, im Geiste des Schriftstellers zu handeln). Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht, mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet seyn (gegen die Übersetzer strenger Observanz!), so wie überhaupt jede gute Übersetzung von einfacher und anspruchsloser Liebe zum Original und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß (Subordination). Mit dieser Ansicht ist freilich notwendig verbunden, daß die Übersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt (Übersetzersprache), aber die Gränze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, sondern

---

[48] Einleitung zur Übersetzung von Aeschylos Agamemnon 8, 129.

das Fremde gefühlt wird, hat die Übersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verrät der Übersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter geht, und auch das Fremde selbst vermeiden will, so wie man wohl sonst sagen hörte, daß der Übersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Übersetzers geschrieben haben würde (d. h. wenn er sie von Kindheit auf gesprochen hätte) — ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, daß wenn man nicht bloß von Wissenschaften und Tatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer andern Sprache geschrieben haben würde —, so zerstört man alles Übersetzen und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation«[49].

Obwohl ein solches Übersetzen nun schier unmöglich ist, so dürfen alle Schwierigkeiten doch vom Übersetzen »nicht abschrecken. Das Übersetzen und gerade der Dichter ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur, teils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, teils aber und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eignen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, daß alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem Höhern und immer Mannigfaltigerem gesteigert werden können«[50].

Erst jetzt, nachdem alle anderen geredet haben, mag Goethe zu Worte kommen. Nicht etwa, daß er die Diskussion würdig beschließe, sondern weil seine Äußerungen über das Übersetzen erst aus seinen späteren Lebensjahren stammen.

---

[49] 8, 132. [50] 8, 130.

Denn er war in langen Jahrzehnten Führer der deutschen literarischen Unabhängigkeitsbewegung gewesen, hatte in jungen Jahren, wie die Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 kund taten, das Übersetzergeschmeiß verfolgt und gezüchtigt, wo er es antraf, und war zeit seines Lebens dem originalen Schaffen zugetaner als dem Nachahmen und dem Übersetzen.

Doch als sich dann wesentlich durch seine Wirksamkeit der ganze Stand der deutschen Literatur gebessert und der Gesichtspunkt, aus dem man das Übersetzen betrachtete, verschoben hatte, da waren es von der alten Generation zwei gewesen, die dem Übersetzer noch ihre Sympathie schenkten: Wieland war der eine und Goethe der andere. Aber während Wieland nur ein bisher verschmähtes Talent sich frei entfalten ließ, als die Chancen günstig waren, versuchte Goethe sich nur vorübergehend auf diesem Gebiete. Um so lieber sah er es bei andern, Berufeneren, und hat die rechten Worte gefunden, um die Bedeutung des Übersetzens für das Ansehen Deutschlands bei andern Völkern und überhaupt für den Verkehr untereinander ins helle Licht zu stellen.

Die intime sprachwissenschaftliche Seite hat ihn weniger interessiert, ob er gleich auch hier manches Hübsche äußerte, so wenn er sagt:

»Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt«[51] oder »Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr«[52].

Seine Hauptverdienste liegen aber erstens in einer eigenartigen Konstruktion einer Stufenfolge der verschiedenen Übersetzermethoden bei ein und demselben Werke, zweitens in jener großzügigen Auffassung von der Rolle des Übersetzens für die Deutschen und für die ganze Menschheit.

Wir nehmen jenes, als auch zeitlich früher, zuerst.

Im 11. Buch von Dichtung und Wahrheit, wo Goethe von

---

[51] Ephemerides I, 37, 96.

[52] Sprüche in Prosa I, 42 II, 251.

seiner ersten Bekanntschaft mit Shakespeare spricht, sagt er über Wielands Prosaübersetzungen folgendes:

»Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrigbleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß und, wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Übersetzungen für vortheilhafter als die poetischen; denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Silben ergötzen und durch eine Art von parodistischen Muthwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deßhalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Übersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet«[53]. Luthers Bibelübersetzung erscheint ihm als Muster.

Darauf bezieht sich folgende Partie in Schleiermachers Abhandlung, wo er von seiner Methode spricht, dem Leser das Verständnis der Ursprache zu ersetzen:

»So lange der gebildete Theil eines Volks im Ganzen noch keine Erfahrung hat von einem innigeren Eindringen in fremde Sprachen: so mögen auch diejenigen, die weiter gekommen sind, durch ihren guten Genius bewahrt bleiben, nicht Übersetzungen dieser Art zu unternehmen. Denn wollten sie ihr eigenes Verstehen zum Maaßstab nehmen, so würden sie selbst wenig verstanden werden und wenig ausrichten; sollte aber ihre Übersezung das gewöhnliche Verstehen darstellen, so könnte das holprige Werk nicht zeitig genug von der Bühne heruntergepocht werden. In einem solchen Zeitraume mögen also erst freie Nachbildungen die Lust am Fremden wekken

---

[53] I, 28, 73 f. (1813).

und schärfen, und Paraphrasen ein allgemeineres Verstehen vorbereiten, um so künftigen Übersezungen Bahn zu machen«[54].

Dazu die Anmerkung: »Dies war im Ganzen noch der Zustand der Deutschen in jener Zeit, von welcher Göthe redend meint, prosaische Übersezungen auch von Dichterwerken, und solche werden immer mehr oder weniger Paraphrase sein müssen, seien förderlicher für die Jugendbildung, und in sofern kann ich ihm völlig beistimmen; denn in solcher Zeit kann von fremder Dichtkunst nur die Erfindung verständlich gemacht werden, für ihren metrischen und musikalischen Werth aber kann es noch kein Anerkenntniß geben. Das aber kann ich nicht glauben, daß auch jetzt der Vossische Homer und der Schlegelsche Shakespeare nur sollten zur Unterhaltung der Gelehrten unter sich dienen; usw.«

Nun hat Goethe seine Ideen hierüber revidiert und zusammengefaßt bei Gelegenheit der Herausgabe seines West-östlichen Divan.

Goethe unterscheidet, im Ausdruck mühsam und oft undeutlich, durchaus nicht so dialektisch-präzis und spitzfindig wie Schleiermacher oder gar Novalis, dafür aber im wirklichen Leben anwendbarer, »dreierlei Arten Übersetzung«, die etwa der Paraphrase, Nachbildung und eigentlichen Übersetzung Schleiermachers entsprechen, und die er historisch so aufeinanderfolgen läßt.

»Die erste macht uns in unserem eigenen Sinne mit dem Ausland bekannt; eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasserebne niederzieht, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht . . .: Luthers Bibel, und warum nicht ebenso die Nibelungen?«

»Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die

---

[54] Schleiermacher S. 211.

Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eigenem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstand die parodistische nennen (Novalis würde es Travestieren nennen). Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen (cf. Schleiermachers bewundernde Schilderung).« So die Franzosen und Wieland.

»Endlich erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Übersetzung dem Original identisch machen möchte (ganz so weit wollte Schleiermacher nicht gehen), so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Übersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden muß.« Von Übersetzersprache kein Wort.

Folgt eine Verteidigung Vossens und Würdigung verschiedener Übersetzungen aus dem Orient.

»Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Übersetzung, die sich mit dem Original zu identificiren sucht, nähert sich zuletzt der Interlinearversion und erleichtert höchlich das Verständniß des Originals; hierdurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt« [55]. Denn jede Übersetzung soll eine »Hungerweckerin« sein oder, wie es in den Maximen und Reflexionen III heißt: »Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original« [56].

Es läßt sich nicht leugnen, eine bedingungslose Verherrlichung des Übersetzens, wie sie Überzeugung einzelner und

---

[55] I, 7, 235 ff., 1819. [56] I, 42 II, 149.

Mode bei vielen war, war Goethes Sappho nicht. Und wenn er auch bisweilen zugestand, »daß man mit einer guten Übersetzung recht weit kommt«[57], und daß »Friedrich der Große seinen Cicero ebenso gut auf französisch las wie wir andern in der Ursprache«[58], so konnte er doch dem Zeitalter, in dem er aufgewachsen war, so sehr nicht widersprechen, daß er Übersetzungen den Originalwerken gleich geachtet hätte. Was er wünschte, daß sie es bei anderen erregten, beseelte ihn selber wie seinen Meister Herder nach wie vor: unwiderstehliche Neigung nach dem Original.

Während Goethe mit solchen kühlen verständigen Äußerungen die Schwärmerei eher zu dämpfen als seinerseits noch anzufachen kam, verkannte er andererseits das Übersetzen, als sofern es eine Art unter anderen war, Verkehr unter die Völker zu bringen, und die literarische Weltherrschaft der Deutschen zu stiften, so wenig, daß er vielmehr jede Gelegenheit freudig ergriff, um darauf hinzuweisen.

Wir haben schon in einem früheren Kapitel gesagt, für die Deutschen jener Tage waren Interesse fürs Fremde und Liebe zum Vaterland, Weltbürgertum und Patriotismus, Expansion und Zentralisation keine unvereinbaren Gegensätze. Freilich, die Lösung war seltsam genug. Es genügte nicht, daß man Weltbürgertum als eine Ergänzung der Vaterlandsliebe sich erlauben zu dürfen glaubte oder sich gleichsam für eine goldene Mittelstraße entschied, sondern machte die Freiheit von nationalen Vorurteilen, machte Kosmopolitismus zum Gegenstand des Nationalstolzes.

So mußte denn alles beschaffen sein, worauf man stolz sein konnte: seiner Natur nach international, in Wirklichkeit aber eine Besonderheit, ein Vorzug der Deutschen. Und was auch der Charakter einer Nation sei: right or wrong, sie hat ihn zu pflegen und den Vorwurf der Einseitigkeit oder ungesunden Hypertrophie gering zu achten. Denn nicht allein unter den Individuen ist Arbeitsteilung eingetreten, sondern

---

[57] Goethes Gespräche (Biedermann) V, 128. [58] Ebenda.

auch unter den Nationen, da nur so der ganze Reichtum der Menscheit entfaltet werden konnte (Humboldt).

Und so haben die Deutschen nichts mit dem Getriebe der Kabinette zu tun: »Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe ...« Si fractus illabatur orbis ... »Sondern in die höhere Welt der Kunst und Wissenschaft« (Athenaeum). Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. »Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren« (Friedrich Schlegel 1799). »Während die anderen europäischen Länder durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur« (Novalis). »Jede Übersetzung ist eine Eroberung, eine schönere als die eines Landes — eifrig wird die politische Nomenklatur aufs geistige Gebiet übertragen, die Affekte sind ja die gleichen —, denn die Literatur ist ja die Blüte, das geistigste Produkt der Nation« (Siebmann).

Nichts ist an sich so national wie die Beschäftigung mit der Kunst, hatten Friedrich Schlegel und Humboldt am Beispiel der griechischen Poesie gezeigt. Nichts fordert andererseits so sehr wie geistige Kultur Interesse für das Fremde, und kein Volk genügt dieser Forderung so rückhaltlos wie das deutsche. A. W. Schlegel rühmt »der Deutschen vielseitige Empfänglichkeit für fremde Nationalpoesie, die womöglich bis zur Universalität gedeihen solle«, und Novalis sagte: »Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt« (1807). »Die instinktartige Universalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutschen Volk, und in energischerer Universalität kann keine Nation gegen uns auftreten.« Schleiermacher aber hatte die wunderschönste Formulierung gefunden: »So wahr das auch bleibt in mancher Hinsicht, daß erst durch das Verständniß mehrerer Sprachen der Mensch in gewissem Sinne gebildet wird, und ein Weltbürger: so müssen wir doch gestehen, so wie wir die Weltbürgerschaft nicht für die ächte halten, die in wichtigen Momenten die Vaterlandsliebe unter-

drükkt, so ist auch in Bezug auf die Sprachen eine solche allgemeine Liebe nicht die rechte und wahrhaft bildende, welche für den lebendigen und höheren Gebrauch irgend eine Sprache, gleichviel ob alte oder neue, der vaterländischen gleich stellen will. Wie Einem Lande, so auch Einer Sprache oder der andern, muß der Mensch sich entschließen anzugehören, oder er schwebt haltungslos in unerfreulicher Mitte«[59].

So ist die allgemeine Stimmung: Fest im Heimatboden wurzeln, aber die Krone des Baumes ausbreiten über die Welt, Reisen tun in ferne Länder und Zeiten, doch ein beständiges Heimweh führe den Wanderer zurück, keine irdische Herrschaft verlangen, aber aller Geist segle unter deutscher Flagge, nicht Städte und Burgen bezwingen, aber Sprachen lernen und übersetzen.

»Wenn es der Charakter der Deutschen ist, alle Kultur, welche andere Nationen im Laufe ihres Daseins sich erwerben, auf sich zu übertragen und in sich aufzunehmen, so erhellt daraus ohne weiteres, daß sie die philologische und übersetzende Nation κατ᾽ἐξοχήν sein müsse. Freilich gehört dazu eine bildsame Muttersprache, eine Nation wie die deutsche, die an die Unendlichkeit des Geistes glaubt, kurz eine sinnige, eine philosophische, eine germanisierende Nation« (Siebmann).

»Uns Deutsche — mit diesen stolzen Worten hatte Schleiermacher seine Vorlesung in der Akademie geschlossen — uns Deutsche hat eine innere Notwendigkeit, in der sich ein eigenthümlicher Beruf deutlich genug ausspricht, auf das Übersezen in Masse getrieben; wir können nicht zurück und müssen durch. Wie vielleicht erst durch vielfältiges Hineinverpflanzen fremder Gewächse unser Boden selbst reicher und fruchtbarer geworden ist, und unser Klima anmuthiger und milder: so fühlen wir auch, daß unsere Sprache, weil wir sie der nordischen Trägheit wegen weniger selbst bewegen, nur durch die vielseitigste Berührung mit dem fremden recht frisch gedeihen und ihre eigne Kraft vollkommen entwikkeln kann. Und da-

---

[59] S. 236.

mit scheint zusammenzutreffen, daß wegen seiner Achtung für das fremde und seiner vermittelnden Natur unser Volk bestimmt sein mag, alle Schäze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eignen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hülfe unserer Sprache, was die verschiedensten Zeiten Schönes gebracht haben, jeder so rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich ist. Dies scheint in der That der wahre geschichtliche Zwekk des Übersezens im großen, wie es bei uns nun einheimisch ist«[60].

Und alle sahen sie mit Wohlgefallen auf die Beschränktheit der Engländer, besonders aber der Franzosen und die Unfähigkeit ihrer Sprache zum Übersetzen herab. Es fanden sich solche selbstgefällige Stellen bei Schleiermacher[61], Humboldt[62] und anderen, ja selbst in dem engen Raum Novalischer Aphorismen hatten sie Platz.

So war Übersetzen Symbol literarischer Weltherrschaft geworden und zu seiner Zeit gepriesen wie späterhin deutsche Treue, Frauen, Wein und deutscher Sang. Gleich Nationalhelden sahen sich die großen Übersetzer gefeiert, und man berauschte sich an ihren Taten.

»Zwei Männer sind es, welche Deutschland als seine vorzüglichsten Übersetzer ehren muß, Voß für die alte, A. W. Schlegel für die moderne Welt« (Siebmann). Klingt es nicht wie eine Teilung des Imperiums? Schleiermacher sagte von Schiller und Goethe: »Dem unmittelbaren Einfluß zweier unserer größten Dichter auf die weimarische Bühne verdanken wir schon mehrere vorzügliche Übertragungen fremder dramatischer Werke auf deutschen Boden«, A. W. Schlegel im Athenaeum: »Ich glaube, man ist auf dem Wege, die wahre poetische Übersetzungskunst zu erfinden; dieser Ruhm war den Deutschen vorbehalten«, und Adam Müller triumphierte im Phöbus angesichts von Schlegels deutschem Shakespeare: »Unter allen

---

[60] S. 243. [61] S. 228. [62] VIII, 132.

Übersetzungen der Dichter, ragt eine einzige so weit hervor, daß neben ihr von den übrigen die Rede nicht sein kann, und diese ist, mit Stolz sei es gesagt, eine deutsche.« Eins steht fest, »daß nemlich durch diese Übersetzung Shakespeare auf ein halbes Jahrhundert hin, Eigenthum der deutschen Nation geworden sei: so lange müssen die andern leben, bis sie und ihre Sprache einer gleichen Aneignung fähig sind«. —

Doch gleichwie sich Goethe in Straßburg alle Schwärmerei fürs Französische abgewöhnte und A. W. Schlegels »Gefühl für das Deutsche durch den Aufenthalt in Frankreich nicht geschwächt, sondern gestärkt wurde wie bei allen edlen Naturen«, so mußte es vor allem den Übersetzern gehen. Ihnen war Übersetzen geradezu notwendige Erlösung, Reaktion gegen allzuviel fremde Sprache, und sie bedurften es also, das Original in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen.

Es konnten die Übersetzer mit ihrer nunmehrigen Stellung zufrieden sein. Den Originalschriftstellern wurden sie gleichgeachtet und im Leben der Welt für ungemein wichtige Menschen gehalten. »Ausgedehntes Sprachstudium ist immer nur, kann immer nur die Sache weniger Einzelner oder einer minder zahlreichen Klasse der Nation sein, bei diesen liegen die Schätze fremder Cultur deponiert, wenig oder gar nicht übergehend in den Ideenumlauf der Nation, wenn sich nicht in der Mitte der Nation eine zweite Classe bildet, dazu bestimmt, das Erworbene in die allgemeine Form der Nation zurückzuführen und es in Nahrung für die Masse des Volkes zu verwandeln. Dieses ist die Bedeutung und die Bestimmung der Übersetzer, einer verehrungswürdigen Classe von Gelehrten« (Siebmann).

Darüber hinaus fühlten sich die Übersetzer als Träger des Welthandels mit den kostbarsten, den geistigen Gütern der Menschheit.

Und so preist A. W. Schlegel Amt und Würde des echten Übersetzers:

»Der echte Übersetzer, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigentliche Gepräge zu bewahren weiß, ist ein Herold des

Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprache setzt, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben verteilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand«[63].

Ruhig und klar und doch mit warmem Herzen steht Goethe mitten in dieser enthusiasmierten Jugend. Ihre Gedanken und Hoffnungen sind ihm wohl vertraut, und gleich ihr noch im Alter belebt von urdeutschem geistigen Herrschaftsgefühle, setzt er unter jeden ihrer Wünsche seinen Namenszug:

»Die Besonderheiten einer jeden Nation muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten; sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich«[64].

»Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause ist«[65].

»Er soll sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge bemächtigen«[66].

»Der Deutsche bleibt sich selbst getreu, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht«[67].

»Es ist für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt«[68].

»Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein-geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen

---

[63] Indische Bibl. 2, 255, 1827.
[64] An Carlyle 20. VII. 27; IV, 42, 269.
[65] I, 42 II, 238.
[66] Urteilsworte französ. Kritiker 1817; I, 41, 1, 624.
[67] Deutsche Sprache 1817; I, 41, 1, 113.
[68] I, 40, 303.

mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr«[69].

Und noch einmal sieht Goethe auf die durchlaufene Bahn zurück in jenem Gespräch mit dem Engländer, das uns Eckermann unterm 10. Januar 1825 aufbewahrt hat[70].

Goethe: »Sie haben wohlgethan, daß Sie, um Deutsch zu lernen, zu uns herübergekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente, worauf sie ruht, unsern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, gesellschaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste hinübernehmen.«

Der Engländer: »Das Interesse für die deutsche Sprache ist jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, sodaß jetzt fast kein junger Engländer von guter Familie ist, der nicht deutsch lernte.«

Goethe: »Wir Deutsche haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvor gethan. Ich beschäftige mich seit funfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur, sodaß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein!

Aber, wie gesagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dollmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italiänische und Spanische betrifft, so könnten wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen,

---

69 I, 41 II, 306.

70 Goethes Gespräche (Biedermann) V, 124 f.

daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen.«



§ 12.

Schlußbetrachtungen.

Hier schließen wir. Wir haben, indem wir die Teilnahme dreier Menschenalter am Übersetzen verfolgten, einmal unsere Kenntnis von deren Charakter bereichert, andererseits aus den Erscheinungen, in denen sich die zeitlose Idee »Übersetzen« explizite realisierte, eine Anschauung dieser Idee gewonnen. Da mag denn wohl noch mancher Zug im Bilde fehlen, denn wie viele Fragen, die nur halb, wie viele, die gar nicht beantwortet wurden, weil die Verhältnisse in Wirklichkeit zu kompliziert lagen, teils um begriffen, teils um zur Darstellung gebracht zu werden. Noch schlimmer ist es nun gar um die Feststellung von Gesetzmäßigkeiten bestellt, wenn auch hie und da Ansätze gemacht werden konnten. Deswegen ist auch eine Zusammenfassung nicht am Platze. Jede Abstraktion würde noch mehr vergröbern, als es an sich schon oft genug geschehen mußte. Einzig und allein ein Gedankengang drängt sich dem Beobachter zu sehr auf, um nicht doch noch zum Schluß mit ein paar Strichen skizziert zu werden.

Ein großer Prozentsatz aller Äußerungen für, wider und über das Übersetzen war von Rücksichten auf das Wohl des deutschen Volkes diktiert. Opitz und die Sprachgesellschaften, Venzky und die Aufklärung, Gottsched, Lessing und die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Nicolai und die Allgemeine Deutsche

Bibliothek, Gerstenberg, Herder und Goethe, sie alle suchten in den natürlichen Verlauf, wie ihn Angebot und Nachfrage regelten, aus nationalen Überlegungen fördernd oder hemmend einzugreifen; sei es, daß sie unter dem Wohl ihrer Nation Aufklärung, Bildung und ästhetische Kultur, also reelle Werte, oder Steigerung des Selbstbewußtseins und der Achtung des deutschen Namens im Auslande, also ideelle Werte verstanden.

Die Realisten, wie sie Kürze halber heißen mögen, machten meist die Sache der Übersetzer zu der ihrigen, insoweit ausländische Schriften so gut wie inländische dem deutschen Publikum von Nutzen sein konnten. Das waren sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, sobald sie nur ebenso galant, vernünftig oder belehrend waren wie die deutschen, seit der Mitte des Jahrhunderts aber schon darum, weil sie, was die einheimischen nicht konnten, den Gesichtskreis der Leser bedeutend erweitern halfen.

Nicht so einmütig äußerten sich die Idealisten. Deren Hauptabsehen war zwar allezeit eine starke deutsche Literatur. Gottsched in den Jahren 1730 und 1740, Lessing in den Literaturbriefen und Herder in den Fragmenten verwarfen ausdrücklich alles Übersetzen als eine Tätigkeit, die dem deutschen Namen eher schade als nütze, als ein Unkraut, welches dem originalen Schaffen, das allein nach dem Ehrenkodex Europas Anerkennung verdiene, Luft und Licht entzöge. Dennoch haben sogar von den genannten Gottsched und Herder und von anderen Idealisten die Mitglieder der Sprachgesellschaft, Leibniz und später Humboldt, Schleiermacher, Schlegel und Goethe das Übersetzen als ein wahrhaft patriotisches Unternehmen begrüßt. Ihre Gründe sind verschiedener Art. Übersetzen, an sich minderwertig im Vergleich mit originaler Dichtung, war immer noch besser als nichts; es kam zur Geltung faute de mieux, als Surrogat und als Vorbedingung und Versicherung späteren unabhängigen Schaffens, als ein Wechsel auf eine schönere Zukunft. Dann aber freilich wohl bei der eigenen Nation, aber kaum in den Augen der Ausländer (vgl. Mauvillon). Ein anderes

Mal herrschte die Übereinkunft, Übersetzungen ohne weiteres unter den eigenen Bestand zu mischen, dies namentlich bei Romanen und Bühnenstücken. Gottscheds Cato und der Schlegel-Tiecksche Shakespeare wurden als deutsche Werke gerechnet. Endlich, als Übersetzen schwieriger, als es Kunst wurde, konnte man anfangen, mit den Leistungen deutschen Übersetzens zu prunken, mit um so größerem Rechte, wenn man eine starke nationale Dichtung im Rücken hatte. Die Übersetzungen der Gottschedin, Eberts, Bodes und Ramlers, später Wielands und der Romantiker waren kein Verrat am Vaterlande, da dessen Ehre zu ihren Zeiten gar nicht verletzt und verraten werden, wohl aber durch weitere Beweise deutscher Tüchtigkeit erhöht werden konnte. Zum Unterschied von den Realisten also befürworten die Idealisten das Übersetzen nur bedingungsweise, es handle sich nun um den seltenen Fall, daß man ohne Gefühl für geistiges Eigentum Übersetzungen und Originale gleich achtet, oder es sei, daß keine einheimische Literatur existiert, oder aber eine zureichend vorzügliche, die allein genügen würde und neben der Übersetzen als ein übriges erscheint.

Wir richten unser Augenmerk auf die beiden letzten Fälle, als auf diejenigen, die in dem betrachteten Zeitabschnitt häufiger vorkommen.

Wer die Geschichte des Übersetzens im 18. Jahrhundert aufmerksam verfolgt, beobachtet, wie gewisse theoretische Sätze sich kontinuierlich ausbilden und vervollkommnen, andere aber zu verschiedenen Zeiten scheinbar regellos in der Diskussion wiederkehren. Während etwa der Begriff der Treue immer schärfer, umfassender und innerlicher wird, wechseln in bunter Folge Ja und Nein als Antworten auf die Fragen: Sollen wir treu, sollen wir frei übersetzen? Da wünschen wir oder vermuten wohl schon gar, daß sich die einzelnen Epochen des Übersetzens zu bestimmten Gruppen zusammenfassen und innerhalb jeder Gruppe die gleichen Bedingungen des Auftretens nachweisen lassen, daß — mit anderen Worten — die Stellungnahme des einzelnen in der Diskussion nicht ausschließ-

lich von seiner freien Entschließung abhängt, sondern auch von den Zeitumständen, in denen er steht.

Zur Klärung dieser Frage verhilft wohl folgende Überlegung.

Jeder Schriftsteller, besonders Dichter, hat Zeiten, in denen er unfähig ist, etwas zu produzieren, das ihm Ehre bringen könnte. Es sind das namentlich aber die Jahre der Jugend und die Jahre des Alters. In der Jugend wie im Alter ist erfahrungsgemäß für ihn die Neigung zum Übersetzen am stärksten. Während nun die Ursache in beiden Lebensaltern die gleiche ist: mangelnde Produktivität, so ist die Absicht und noch mehr das Gefühl dabei ein grundverschiedenes. An Ideen und Projekten fehlt es dem jungen Autor nicht. Wenn er trotzdem übersetzt, so ist seine Absicht, an den fremden Mustern formale Gewandtheit zu erlangen. Dahingegen der Alternde, der sich ausgeschrieben hat, fremder Objekte bedarf, um seiner formenden Kraft neue Objekte zu bieten. Für das Ehrgefühl eines Autors ist es an sich gleich deprimierend, ob er nun Form oder Inhalt aus fremden Mitteln bestreiten muß. Man sieht aber sofort, daß ein Mann, der auf ein verdienstvolles Leben, ein Autor, der auf eine lange Reihe eigener Produktionen zurücksieht, durch fremde Anleihen, durch Übersetzen, weit weniger beschämt wird als ein Jüngling, der zwar hofft, aber nicht weiß, ob er je der Schule entwachsen, je mündig werden wird. Der Unterschied ist am größten zwischen einem Schriftsteller, der den Jahren nach schon Mann, noch immer übersetzt, und einem durch bedeutende Leistungen berühmten Autor, der sich mit Übersetzen beschäftigt, während noch das Bewußtsein des Geleisteten in ihm so lebendig und sein Ruhm noch so groß ist, daß er seiner Ehre nicht viel vergibt, wenn er, nur noch übersetzend, auf seinen Lorbeeren ausruht. So macht der Jüngling Reisen nicht so sehr, um die Welt, sondern sich und sein Vaterland aus der Welt kennen zu lernen, der gereifte Mann, um Welt und Menschheit aus sich heraus zu verstehen.

So grob gezeichnet dieses Bild eines ehrliebenden Autors

ist, ebenso stilisiert fällt nun die Parallele: der Lebensgang der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert aus, soweit die literarische Diskussion von idealistischen Motiven beherrscht ist.

Die Parallele ist aber in gedoppelter Weise zu ziehen. Einmal durchläuft jede Generation normalerweise die drei Phasen der Lehrjahre, der selbständigen Beschränktheit und der Ausdehnung des Gesichts- und Wirkungskreises: da ist denn jenes Bild so wenig ein Gleichnis, als jede dieser Generationen aus lauter einzelnen Autoren besteht. Bloßer Gleichniswert gebührt ihm in der Anwendung auf den ganzen Lebenslauf der nationalen Literatur. Die Entwicklungszäsuren, in denen die alten Generationen in den Hintergrund, die jungen Generationen in den Vordergrund treten, erscheinen jetzt als ebenso viele Verjüngungen, wie solche auch bisweilen das Leben des Einzelnen in Generationen gliedern, deren jede mit aneignender Rezeption beginnt und nach den Tagen der Selbständigkeit mit einem Bankrott der Ehre und des Selbstbewußtseins endet. Man denke an die Rolle, die das Rehearsal und Colliers Short View im Leben Drydens oder Straßburg und Italien in Goethes Leben spielen. Also auch wechseln im Leben der Völker periodisch Zeiten der Beschämung, des Gefühls erreichter Ebenbürtigkeit, selbstbewußter Überhebung und — wieder der Beschämung. Denn es kann ja nicht ausbleiben, daß, wer stolz auf das Erreichte betrachtend stille steht, sich alsobald von den andern überholt sieht und dann nur die Wahl hat, Jenen geistigen Kommunismus vorzuschlagen (vgl. die 30er Jahre), oder erneut zu versuchen, von ihnen zu lernen, um sie einzuholen.

Mit Opitz kam die deutsche Literatur in die Jahre, da sie sich zuerst als Individuum begriff. Nachdem sie im 16. Jahrhundert naiv und unbefangen dahingelebt hatte, ohne weiter auf Repräsentation bedacht zu sein, soweit sie sich der deutschen Sprache bediente; soweit sie aber lateinisch war, auf das neuerdings wichtigste Repräsentationsmittel, die nationale Sprache, unklug genug Verzicht leistete, zog Opitz zum ersten Male den Vergleich zwischen ihr und den Alten, den Franzosen und

Holländern. Der Vergleich war beschämend für die Deutschen, man verwünschte die altfränkischen Jugendreimereien und beschloß, erst einmal etwas Ordentliches zu lernen. Man erkannte, es fehlte am Allernotwendigsten, an einer ausdrucksvollen und zugleich poetisch brauchbaren Sprache. Zum Sprachenlernen ist Übersetzen ein vorzügliches Mittel, und so entsteht aus den Bemühungen des Palmenordens und anderer Sprachgesellschaften die erste Epoche jugendlichen, aneignenden Übersetzens. Diese Übersetzungen waren nur im Anfange und nur aus Ungeschick sklavisch, Wort für Wort-Übersetzungen. Mit fortschreitender Übung wurden sie nicht sowohl frei im guten Sinne, als frei im schlechten: es wurden Benutzungen, die möglichst wie deutsche Originale aussahen, ähnlich wie wohl ein Schüler von sklavischen Übersetzungen zu eigenen Aufsätzen in der zu erlernenden Sprache fortzuschreiten bestrebt ist. Dann folgte die Zeit der galanten Dichtung, die erste Epoche selbstgenügsamer Originalproduktion. Übersetzen hatte seine Bestimmung erfüllt, überflüssig zu werden. Die 30er Jahre scheiden für diese Betrachtung aus. Es war die Frühzeit der Aufklärung. Der Ehrgeiz erlosch. Die reiche Übersetzungsliteratur der 30er Jahre dient ausschließlich dem Bedürfnis und verwandten realen Zwecken. Deutschland war in geistiger Beziehung englisch-französisches Hinterland geworden. Übersetzen war Mittel geistiger Peuplierung, nicht Folge geistiger Übervölkerung, weltbürgerlich, nicht imperialistisch-expansiv. Also nichts von der zu erwartenden ersten Epoche postoriginalen Übersetzens. Da riefen Mauvillons Briefe eine abermalige Beschämung hervor, die so tief ging, daß die Ungeduld der neuen Generation, zu neuer und besserer Originalliteratur zu gelangen, nur eine kurze und durch verfrühte eigene Versuche häufig unterbrochene Lehrzeit des Übersetzens und Nachahmens zuließ, zumal da, was man diesmal lernen wollte, das selbständige Erfinden espritbeweisender Dichtungen, weit weniger lernbar war. Nach drei Jahren eifrigen Übersetzens französischer Schauspiele ermuntert Gottsched die Jugend zu selbständigem Arbeiten, aber bis zur Hamburger Entreprise

etwa geht diese Generation immer wieder bei den Franzosen und Engländern in die Schule. Schneller mündig wurde sie in Epos und Lyrik, am spätesten im Roman. Die zweite Epoche jugendlichen Übersetzens ist also viel kürzer als jene erste, die von Opitz an mehrere Jahrzehnte in Anspruch nahm. Schon Ende der 40er Jahre setzt die zweite Blütezeit der Originalliteratur ein, die unter Gleims und Klopstocks Führung bis in die 60er Jahre währt. Zum Unterschied von der Zeit der höfischen Dichtung ist sie überreich an Übersetzungen, die jedoch nicht zum größeren Ruhme des deutschen poetischen Reiches unternommen wurden, sondern, teils realem Bedürfnis wie diejenigen der 30er Jahre, öfter der Spekulation geldgieriger Literaten und ihrer Verleger entsprungen, dem deutschen Namen zur ärgsten Schande gereichten. Wunderlich gemischt sind die Motive der Berliner Rationalisten, die gegen Ende der 60er Jahre das Übersetzen begünstigen. Sie wollen ein expansives Übersetzen: aber ein expansives nicht so sehr mit Rücksicht auf die Verwendung all der fremden übersetzten Autoren zu Repräsentationszwecken, sondern expansiv mit Rücksicht auf eine durch Übersetzen zu erreichende Ausweitung des Bildungshorizontes des deutschen Publikums. Eher Realisten als Idealisten, ist ihr höchstes Ziel die Welt zu beherrschen, indem man sie kennt: das Gesamtbewußtsein der Menschheit zu sein. Dieses selbstgefällige genügsame Sichausruhen, Sichausbreiten wird durch Herders Fragmente unterbrochen. Zum dritten Male die Entdeckung, daß man noch keine Zeit habe, müßig zu sein. Da man, nach Überholung der Franzosen, der Engländer und der Alten, eben noch meinte, im Wettbewerb der Völker Sieg und Vorherrschaft davongetragen zu haben, tauchten im fernen Osten und in der grauen Vorzeit neue, noch unüberwundene Literaturen auf. Und zum dritten Male rät Herder, von ihnen zu lernen, nicht jedoch: wie man in der Muttersprache galant und geschmackvoll schreibe, nicht auch: wie man witzig sei, sondern: wie man ursprünglich-national dichte. Dieses läßt sich eigentlich nur an den fremden Originalen selbst erfahren, Übersetzungen, die hierzu nie ausreichen, können

allenfalls dem Übersetzer selbst von Nutzen sein, andere dürfen sie aber nur mit äußerster Vorsicht gebrauchen. Teils aus diesem Grunde, teils weil die Beschämung diesmal noch weniger tief war als zu Beginn der zweiten Generation, vor allem aber, dank dem Hervortreten wahrhaft großer Genies zu dieser Zeit, war die dritte Epoche jugendlichen Lernens und Übersetzens kürzer als jene beiden ersten um 1650 und 1740. Bald beherrscht eine nicht nur der Sprache nach deutsche und nicht nur der äußeren Herkunft nach originale, sondern dem Wesen nach national-deutsche Dichtung das Feld. Das literarische Selbst- und Nationalbewußtsein steigt aufs höchste, und es dauert nicht lange, daß sich neben die originalen eine Menge übersetzter Dichtungen, neben die starke Nationalliteratur eine Weltliteratur in deutscher Sprache stellt. Und diese Epoche postoriginalen Übersetzens ist nun wirklich eine ideell-expansive allerersten Ranges. Die beiden Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Soltau, Gries, desgleichen Wieland und Goethe machen Wallfahrten, Vorstöße, Eroberungszüge in aller Herren Länder. Shakespeare wird seinem Vaterlande entrissen, ganze Literaturen übersetzt, alle großen Namen und Schöpfungen der Menschheit bekennen die Allmacht deutschen Übersetzens, und die deutsche Sprache ist stolz wie ein Schauspieler, der sich fähig fühlt, alle Rollen zu übernehmen. Wie anders klingen solche oder ähnliche schier überschwengliche Ausdrücke, in denen man nun vom Übersetzen redete, als die bescheidene oder unsichere Sprache der Sprachgesellschaften, der deutschen Schaubühne und der Vorrede Herders zu seinen Volksliedern. Die Leistungen der Übersetzer selbst machen es nicht, diese mögen in Zeiten der Vorbereitung noch so großartig sein, wahres Hochgefühl kann doch nur die Übersetzer beseelen, die mit ihren Werken den Reigen originaler Dichtungen nicht ersetzen, sondern ergänzend umgeben.

Damit ist schon ein Unterschied zwischen prä- und postoriginalen Übersetzungsepochen genannt. Auch ein zweiter wurde schon angedeutet: Epochen, deren ganzes Streben auf selbständiges Produzieren geht, übersetzen nur, weil ihnen

dabei leichter etwas Eigenes einfällt, als ohne Anregung, ohne Anleitung, mißachten das Original, und Treue ist ihre Tugend nicht. Freilich soll der Übersetzer das Original gut studieren; ist dieses doch der erste und vornehmste Zweck der Übung, eben darum aber genügt es auch, wenn er es kennen lernt und dem Publikum eine Bearbeitung mitteilt, an der er zweitens seine Fähigkeit eigenen Schaffens geschult hat. Ganz anders in Epochen postoriginalen Übersetzens. Es mag vielleicht auf den ersten Augenblick wundernehmen, daß Zeiten, die das Gefühl haben, souverän mit fremdem Eigentum schalten zu können, in Übersetzungen dennoch so treu wie möglich, ja so treu wie unmöglich sein wollen. Die Zahl der freien Bearbeitungen ist in diesen Zeiten viel geringer als in präoriginalen Zeiten. Diese seltsame Tatsache wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Übersetzungen jetzt ein eigener Literaturzweig geworden sind, der nur besteht, weil eine starke originale Literatur vorhanden ist; neben welcher er aber nur bestehen kann, wenn er ganz andere Ziele verfolgt, andere Fertigkeiten entwickelt. Nicht zu vergessen, daß wahre Souveränität durch Milde und Duldung lieber als durch Gewalt und Maßregelung herrscht, wahre Größe sich nichts vergibt, wenn sie dem Fremden entgegengeht, echte Universalität sich eher durch ein weites Herz, einen alles verstehenden Sinn als durch einen kräftigen, alles um jeden Preis assimilierenden, alles verdauenden Magen dokumentiert.

Mannigfacher Art — das muß man sich bei alledem natürlich immer vor Augen halten — sind die Einflüsse, die diese eben skizzierte stufenförmige, sich immer wieder verjüngende Entwicklung stören. Es ist klar, daß jede folgende Generation im ganzen treuer übersetzt als die jeweilig voraufgehende, entsprechend dem stetig wachsenden Gefühl der Treue, dem immer deutlicher und reicher werdenden Begriff wie vom Übersetzen, so vom geistigen Eigentum und der durch Übung und Erfahrung zunehmenden Geschicklichkeit. Schließlich ist die ideell-nationale Richtung, wie sie hieß, nur eine von vielen, wenn auch im unpolitischen 18. Jahrhundert ungewöhnlich

vorherrschende Art, Angelegenheiten wie der Literatur überhaupt, so auch des Übersetzens zu betrachten und zu beurteilen. Lägen aber die Dinge noch günstiger — als sie nicht liegen —: ein Jahrhundert eines Volkes ist kein Material, das zureichte, Vermutungen durch Gewißheiten zu ersetzen und oberflächliche Beobachtungen zu verfeinern und zu vertiefen. Und so verlockend es ist, der Weltgeschichte hinter die Kulissen zu sehen, so tröstet und vergnügt sich der, dem sie es verwehrt, an Spiel und Szene des individuellen Vorgangs.



Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 19 04 12 009 2